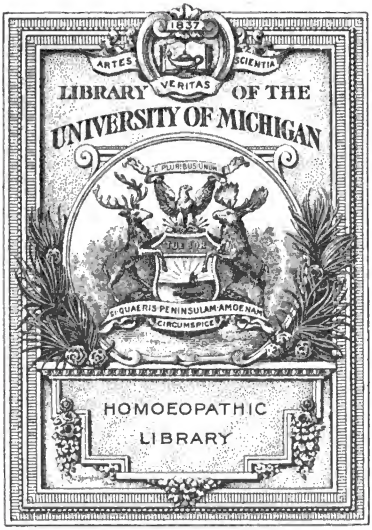
H615.53
F45

A 575668

UNIV.
OF
MICH.


1837
ARTES
VERITAS
SCIENTIA
LIBRARY OF THE
UNIVERSITY OF MICHIGAN
E PLURIBUS UNUM
SI QUAERIS PENINSULAM AMOENAM
CIRCUMSPICE
HOMOEOPATHIC
LIBRARY

N 61553
F45

Direkter Beweis

von der Nichtigkeit

der

Homöopathie

als

Heilsystem.

Für Aerzte und Nichtärzte

von

***Dr.* Karl Wilhelm Fickel,**

ehedem dirigirendem Oberarzte an der homöopathischen Heilanstalt in Leipzig.

Leipzig,

bei Friedrich August Leo.

1840.

Vorwort.

Indem ich in gegenwärtiger Schrift das Resultat meiner im homöopathischen Institut zu Leipzig angestellten praktischen Untersuchung der Homöopathie dem ärztlichen und nichtärztlichen Publikum übergebe, lege ich die Maske ab, die ich vor diesen drei Jahren trug und tragen musste, um mir einen kürzern und gewissen Weg zur Wahrheit offen zu erhalten und den Zweck meines Strebens zu sichern. Nicht Gewinnsucht noch irgend eine andere unreine Triebfeder, sondern lediglich Eifer für Wissenschaft und deren freieres Gedeihen, Streben nach Erkenntniss der Wahrheit und ihrer Gränzen und aufrichtige Absicht auf Förderung öffentlicher Wohlfahrt trieben mich an, die Homöopathie auf einem Weg zu prüfen, wo das erlangte Resultat nicht ohne Wichtigkeit und Entscheidung sein konnte, was

240954

auch meine Freunde und Kollegen bereits wussten, als mir die Hallen zum Janustempel Hahnemann's eröffnet waren. Frei, losgerissen von dem Einfluss äussrer und innerer Momente, welche die Reinheit des Resultats trüben oder irgendwie verhindern konnten, selbstständig, nüchtern und genau zu prüfen, dies war das Prinzip meiner Untersuchung; Person und Partei kamen dabei nur insofern in Betracht, als es die Natur der Sache zu verlangen schien. Fühlte ich auch lebhaft die Bedeutung einer solchen Aufgabe und die Schwierigkeiten, welche mit Betrachtung eines Gegenstandes, der, als Quelle so zahlreicher Fehden und oft sogar gemeiner Hadereien, einzig und allein durch scharfe Beobachtung und Prüfung hinlänglich untersucht und nur durch genaue Abwägung der Gründe und Gegengründe nach seinem wahren Werth oder Unwerth bemessen und richtig beurtheilt werden kann, nothwendig immer verknüpft sind; so kann ich doch nicht umhin, offen zu bekennen, dass diese Arbeit dadurch, dass sie ihre Materialien nicht von Theoretik, sondern von reiner, unentstellter Erfahrung am Krankenbett und zwar in einer öffentlichen Anstalt erhielt, wesentlich erleichtert ward und dass sie daher, wie mich dünkt, ohne deshalb Neuheit affektiren zu wollen, wohl einen besondern Werth und Vorzug vor andern ähnlichen haben und sich bewahren dürfte. Das dadurch erlangte Resultat steht, wie aus dem Inhalt sattsam hervorleuchtet, mit Naturgesetzen ebenso wie mit dem

gesetzmässigen Gange menschlichen Denkens oder, was gleichviel ist, mit ächter Erfahrung aller Zeiten und den Aussprüchen der Vernunft in vollständigem Einklang, und ich glaube deshalb das mir vorgehaltene Ziel vollkommen erreicht zu haben und somit auch der Erfahrung derjenigen, denen ein heller Einblick in die Natur und tiefer in den gesetz- und ordnungsgemässen Kreis ihrer Erscheinungen einzudringen vergönnt war, nicht zu widersprechen. Wenn ich nun damit nicht schon längst öffentlich hervorgetreten bin, so war die Ursache davon nicht etwa Furcht vor Hass, Ingrimm, Bosheit und Rachsucht meiner Gegner und Widersacher oder Besorgniss, sie zu unwürdigen, gröblichen und fruchtlosen Ausfällen gegen meine Person aufzureizen, nein, nur Privatverhältnisse, durch Missgeschick herbeigeführt, hatten mich bisher von der Ausführung dessen, was Pflicht, Gewissen, Gerechtigkeit und Menschenliebe gebieterisch fordern, gänzlich zurückgezogen. Indessen glaube ich, dass das, was zum Besten einer für Wohl und Wehe der Menschheit so hochwichtigen Sache geschieht, immer noch zeitig genug erscheint, um nützlich zu werden und Wahrheit vertreten und fördern zu helfen.

Der Weg, den ich einschlug, um Gelegenheit zu Prüfung der Homöopathie am rechten Ort zu bekommen, ist ohne Zweifel der geeignetste, kürzeste und sicherste, sollte ihm auch nicht die Billigung eines

Jeden zu Theil werden. Machte es doch der grosse Leibnitz nicht anders, als er sich in die Mysterien der Goldmacherei einweihen wollte. Meine Probe, durch Herausgabe fingirter Beobachtungen Homöopathiker in Versuchung zu führen und zu sondiren, gelang vollkommen, indem die Geübtesten und Anerkanntesten von ihnen dem, was ich als überspannte, haltlose Idee und als leere Fiktion hingestellt hatte, bald Realität und Wahrheit unterlegten und dadurch ihre Wirren, ihr bodenloses Getriebe und das Ungeschlachtete ihrer Person, sowie die Chimäre ihrer Lehre und Kunst offenbar verriethen, sich ganz in Schatten stellten und lächerlich machten. Was sich später im Verlauf meiner Untersuchung ergab, ist das Resultat eigener Anschauung, eigenen Beobachtens und Nachdenkens, unvermischt und rein von allen zufälligen Bestimmungen oder absichtlicher Missdeutung. Durchgehends selbstständig, aufrichtig und gewissenhaft zu erscheinen, war unverbrüchlicher Grundsatz, dem ich auch in der Darstellung des Ganzen treu blieb. Alles, was ich vorbringe, ist aus Beobachtung unmittelbar geflossen, ein Aggregat begründeter Ansichten und Wahrheiten, an die sich Schlussfolgen knüpfen, wie sie den Gesetzen der Logik entsprechen, ohne alle Berücksichtigung oder Benutzung dessen, was Andere vor mir darüber gedacht und geschrieben haben. Zweckmässig schien dabei die Eintheilung in einzelne Abschnitte. Der erste Abschnitt giebt einige allgemeine Bemerkungen und Kunde von

der Art und Weise, wie ich den Homöopathikern bekannt wurde, und von den Motiven, welche sie bestimmten, mich zum Oberarzte ihrer Heilanstalt zu erwählen; im zweiten werden kasuistische Beobachtungen mitgetheilt und von nöthigen Anmerkungen über die Bedingungen, unter denen Heilung zu Stande kam, und Schlussfolgerungen begleitet. Hier verliert der Glaube an Realität der Homöopathie, an wirkliche Hülfe von ihrer Seite, alle seine Stützen und verschwindet gänzlich in eben dem Masse, als die Naturheilkraft in ihrer ganzen Macht und Ausdehnung klar vor Augen tritt. Was den dritten Abschnitt betrifft, so habe ich darin in kurzen Worten die Prinzipsfrage in Anregung gebracht und alsdann von dem eigentlichen Wesen und der Tendenz der Homöopathie, sowie von den Quellen ihrer Grundsätze, Annahmen und Maximen und zugleich von dem Material ihrer Arzneimittellehre gesprochen. Im vierten Abschnitt endlich ist von den Mitteln die Rede, die vielleicht gegen Anerkennung und Annahme einer Irrlehre sicher verwahren, sie verdrängen helfen und das Entstehen oder Aufkommen neuer Systeme und Methoden ähnlicher Art verhindern. — Ausdruck und Form sind immer der Sache gemäss gewählt worden.

Ob und wie weit ich meine Aufgabe gelösst habe, dies möge dem Urtheil billiger und berufener Richter überlassen bleiben; wenigstens habe ich den guten

Willen gezeigt, eine Sache, in der so Viele aus unzeitiger Nachsicht oder Scheu ihr Urtheil zurückhalten, in ihrem wahren Wesen frei und offen darzustellen und dadurch zu nützen.

Der Verfasser.

Einleitung.

Die Medizin ist ihren Erkenntnissquellen nach eine Wissenschaft und Kunst, die sich auf reine und vernünftige Naturanschauung, auf Erfahrung gründet. Sie beruht als solche auf einer langen Reihe von Wahrheiten, die mit dem Fortgange der Zeit durch Beobachtung entdeckt worden sind und in ihrer natürlichen systematischen Verbindung ein wohlgeordnetes systematisches Ganzes bilden. Je mehr Wahrheiten sie enthält, um so fester und unerschütterlicher ist der Grundpfeiler, auf dem sie als Wissenschaft ruht, um so bestimmter und zuverlässiger sind die Regeln in ihrer Anwendung und um so sicherer erreichbar ihr Zweck. Jede neu entdeckte Wahrheit ist darum für sie eine wesentliche Bereicherung und, insofern eine solche bei glücklicher Kombination und guter Benutzung zu neuen wichtigen Folgen führt, immer auch ein bedeutender Schritt vorwärts zu höherer Vervollkommnung. Der Gegenstand all ihres Forschens und Handelns ist Erhaltung des Lebens und der Gesundheit, dieser zwei heiligsten, unveräusserlichen Güter des Menschen, Beförderung des physischen Wohls überhaupt, gleichwie Religion auf Veredlung und Vervollkommnung geistigen Wohls und Heils, Gesetzgebung auf Erhaltung der Freiheit des Menschen und Schutz seiner persönlichen Rechte in bürgerlichen und politischen Verhältnissen abzweckt.

Diese dreifache Verbindung menschlicher Bestrebungen ist aus den nothwendigsten Bedürfnissen des Menschen selbst hervorgegangen, ihre ersten Anfänge heben mit der ersten Geschichte der Menschheit an; ihre Unentbehrlichkeit unter kultivirten und selbst, nur in anderer Gestalt, unter wilden, uncivilisirten Horden ist durch Erfahrung gelehrt worden. Der

kultivirte Mensch findet in den Lehren der Religion seinen innern Frieden mit sich selbst und sein moralisches Heil begründet, in zweck- und gesetzgemässer Gestaltung und Bewachung seiner kosmopolitischen und civilen Verhältnisse seine Freiheit und relative Unabhängigkeit, und endlich in der Medizin ein Asyl in gefährlichen Situationen seines physischen Wohls. Der Kranke sieht im gewissenhaften Arzte den Stern seiner Hoffnung und Zukunft, und findet in der innigen Theilnahme desselben Trost und Milderung seiner Beschwerden und in seinen Einsichten und deren geschickten Anwendung die Wahrscheinlichkeit und selbst Gewissheit baldiger Wiedererlangung seiner Gesundheit. Das Verhältniss des Arztes zum Kranken ist eigentlich gleichsam ein natürliches Bündniss, welches zwanglos auf gegenseitigem Vertrauen beruht, und zum Staate ein nothwendiger und ebenso erfreulicher als ehrenwerther Vertrag, wenn die Bedingungen desselben beiderseitig immer pflichtgetreu und gewissenhaft erfüllt werden. Die Bedingungen, welche zu Abschliessung eines solchen Vertrags gehören, betreffen den Staat so gut wie den Arzt; in der Erfüllung derselben von Seite des erstern findet letzterer Anerkennung, Aufmunterung und Ermuthigung, den Gefahren, denen er in Ausübung seines Geschäfts oft preisgegeben ist, mit um so grösserer Aufopferung entgegenzugehen, und durch Pflichttreue und redliche Erfüllung seiner Berufsobliegenheiten legt letzterer dem erstern die Verbindlichkeit auf, ihn in seinem Fache, wie in allen seinen Bestrebungen, die auf Minderung physischen Elends abzwecken, kräftig und zweckgemäss zu unterstützen und zu schützen gegen Eingriffe, die ihn in der Ausübung seines Faches beeinträchtigen oder das Fortschreiten seiner Wissenschaft und Kunst aufhalten und hindern.

Während daher Religion und Gesetzgebung gepflegt werden, darf die Medizin nicht liegen bleiben; denn sie ist ein Theil vom Ganzen. Nur gemeinschaftliches und ungetheiltes Streben in jener dreifachen Richtung kann zu dem hohen Zweck führen, an den sich die theuersten und heiligsten Interessen des Menschen, das Glück und Heil des Gesammtbürgerthums, seine moralische, politische und physische Freiheit und Wohlfahrt so unauflöslich fest anknüpfen. Bei näherer Betrachtung und

Würdigung aller Umstände aber erscheint das Bedürfniss, der Heilkunde eine vorzugsweise Obhut und Aufmerksamkeit zu widmen und ihr freieres Gedeihen mit wachsamem Auge zu fördern, wenigstens nicht hemmen zu lassen, um so dringender, je mehr sie durch ihre Natur und besondern Beziehungen unbefugten, wissen- und gewissenlosen und gefährlichen Eingriffen jeglicher Art blosgestellt ist, je weniger die bisher eines nachdrücklichen Schutzes dagegen sich zu erfreuen hatte und je grösser die Hülflosigkeit eines Kranken ist, der immer in doppelter Hinsicht, nicht blos körperlich, sondern auch geistig leidet. Vertrauend auf die Einsichten und Erfahrung seines Arztes begiebt er sich seiner Freiheit, überlässt sich ihm ganz, um ihn über seine Natur nach bestem Wissen und Gewissen walten zu lassen und durch ihn mit seiner Gesundheit auch seine Freiheit wiederzuerlangen, und legt sonach sein Schicksal ganz in die Hand desselben. Er ist gezwungen, dem Arzt unbedingtes Vertrauen zu schenken; denn ihm selbst ist die Medizin am fremdesten, wenn er sie auch ihrer äussern Gestalt nach sehr wohl kennt. Allein eben dieses Vertrauen ist das stärkste und mächtigste Bindemittel zwischen Arzt und Kranken, es verpflichtet diesen zum freien und offnen Geständniss seiner etwa geheimen Vergehungen, insoweit dieselben Einfluss auf sein gegenwärtiges Kranksein haben können, und jenen, wenn er gewissenhaft und Mensch ist, die Interessen desselben, da er in ihm ja nur das Objekt seiner Kunst sieht, ganz wie die seinigen zu betrachten.

Das Gebot der Noth erfordert also den Beistand einsichtsvoller, tüchtiger und gewissenhafter Aerzte im Staate, die ihre Stelle vollkommen auszufüllen im Stande sind. Einsichtsvoll müssen sie um deswillen sein, damit sie vorkommende Fälle ihrem wahren Wesen und ihrer ganzen Natur nach gehörig zu beurtheilen wissen; tüchtig, damit sie das, was Erfahrung gelehrt und bewährt hat, genau kennen und geschickt anzuwenden verstehen, und endlich gewissenhaft, damit sie die Anwendung der rechten, durch Erfahrung gekannten und bewährten Mittel nicht geflissentlich verabsäumen und den Kranken, der von ihnen möglichst schleunige Hülfe fordert, nicht zum Gegenstand blosser Spielerei und des Be-

trugs machen. Allein noch ist ungeachtet der wohlthätigsten und segensreichsten Umgestaltungen der Dinge die Zeit nicht gekommen, wo ein weise organisirter Staat auf den Ruhm, diese Anforderungen der Zeit erfüllt und der Heilkunde eine für sie würdige, ihrer Bedeutung angemessene Stellung gegeben zu haben, mit vollem Rechte stolz sein könnte.

Jeder Arzt, der Sinn und Liebe für seine Wissenschaft und Kunst hat und mit den Fortschritten derselben von ihrer Gründung an bis auf die neueste Zeit vertraut ist, muss ihren Umfang und ihre Grösse, ihre Grundsätze und Regeln, aber auch die Schwierigkeiten in ihrer Anwendung kennen. Diese Kenntniss ist ihm unentbehrlich, wenn es ihm Ernst ist, den Zweck, für den er lebt und wirkt, selbständig nach Kräften sich zu sichern. Sie setzt aber nicht blos eine feste wissenschaftliche Grundlage, eine allgemeine Bildung des Geistes, sondern auch besondere hervorragende Talente, hellen Verstand, scharfes Urtheil und anhaltendes ernstes Studium voraus. Schon darum wäre es eben so einseitig als lächerlich, zu glauben, dass die Ansichten und die Weisheit, welche der angehende Arzt nach seiner eben beendigten akademischen und beim Antritt seiner praktischen Laufbahn mitzubringen sich schmeichelt, dazu völlig ausreichten, dass sie in ihm schon den Mann vollendet hätten, dessen Stelle ihm vom Staate eingeräumt worden ist, und er dadurch zum Meister seiner Kunst geworden sei, während er doch nur der eben herangereifte Jüngling ist, der die aufgegangene Saat erst pflegen muss, um auch Früchte ernten zu können. Die Meisterschaft ist die Mannbarkeit in der Kunst, die Frucht eigenen und mehrjährigen und unbefangenen Beobachtens und ernsten Nachdenkens, ein durch Fleiss und geistige Verarbeitung, in der Medizin durch verständiges Befragen und aufmerksames Anhören der Natur erworbenes Eigenthum, welches nicht auf Andere übertragen, sondern dessen Erwerbung durch plan- und zweckgemässe Anleitung zum Beobachten nur angedeutet und erleichtert werden kann. Sie ist die bezugsweise individuelle Vollendung in der angewandten Wissenschaft.

Demgemäss ist es sehr natürlich, dass der Arzt bei seinem Eintritt ins Priesterthum, um nun die Wissenschaft, der er sich

geweihet hat, anzuwenden, seine Kunst öffentlich zu üben, die erlangten grösstentheils noch dunklen und ungeordneten Begriffe erst gehörig aufhellen, läutern und ordnen, die zur geschickten und glücklichen Ausübung der Heilkunde erforderliche Selbstständigkeit durch fleissige Uebung sich erwerben, Mangelhaftes ergänzen, Fehlendes nachholen und überhaupt Alles, was in sein Fach zunächst einschlägt, tüchtig und mit eigenem Nachdenken verarbeiten müsse, um so in den Besitz der Eigenschaften eines gründlich gebildeten und wahrhaft rationellen Arztes zu kommen. Eine solche Verarbeitung und Uebung ist unerlässlich. Die Anleitung dazu in öffentlichen klinischen Anstalten ist nur der Anfang zum Werke, wo sie zweckmässig geschieht, zweckwidrig dagegen ist sie keine Anleitung zum Beobachten, sondern eine Irreleitung, eine Ablenkung jugendlichen Geistes vom Wege der Wahrheit. Die Begriffe und Ansichten der Lehrenden sind zuweilen selbst sehr dunkel, schwankend, verworren, oder sie sind unbegriffene Begriffe oder Auslegungen, blosse Deutungen der Aussprüche unserer Väter gerade in dem Sinne, wie sie dem Systeme, welches modisch geworden oder dessen Aufbau von ihnen unternommen worden ist, am entsprechendsten scheinen, daher voll Zwang und immer vermischt mit Hypothesen und grund- und haltlosen Meinungen, die den Lernenden irreleiten, verwirren und ihn wohl zu den Vorhallen, aber nicht in die Hallen des Aeskulaptempels führen oder in einer völligen Begrifflosigkeit lassen. Des Schülers Zweck ist zu lernen, nicht blosse Lehrmeinungen zu hören, er will wissen und sich in Wahrheit das aneignen, was er für sein künftiges Leben und Wirken am nothdürftigsten braucht; Hypothesen und Ansichten, die sich oft auf gar nichts gründen, können ihm nicht genügen, er kann sie sich selbst bilden, denn nichts ist in der That leichter, als ein solches Scheingeschäft. In der Wissenschaft handelt es sich lediglich um Begriffe, um Erfahrungsbegriffe und um ihre schlichte Darlegung; sie sind die Fundamente des Ganzen.

Wie also in medizinischen Schulen und insbesondere durch zweckmässige klinische Uebungen nur der Grund zur Beobachtungskunst gelegt und der Sinn dafür erst erweckt und der

Ausbildung fähig gemacht werden kann; ebenso wird derjenige, der ausser dem Umfange und der Tiefe seiner Wissenschaft auch seine eigenen Mängel und Blössen gewahrt, seine eigene Schwäche zu fühlen im Stande ist, später um so eifriger auf diesem Grunde fortbauen, um das begonnene Werk nach Massgabe der Kräfte seiner Vollendung näher zu führen, und überhaupt Alles, was sein individuelles Wissen und seinen Kunstsinn angeht, in Ordnung und Zusammenhang zu bringen suchen. Die Schwierigkeiten und Hindernisse, auf die er zu Anfange praktischen Lebens so sehr oft stösst, machen dann in ihm selbst einen gewissen Drang dazu rege, er fühlt ein mehr oder minder klar ins Bewusstsein tretendes Selbstbestreben nach Etwas, ein Bedürfniss, die erlangten nöthigsten Begriffe erst aufzuklären und zu läutern oder sich ihrer gleichsam erst bewusst zu werden, und Diffikultäten, die er vielleicht schon überwunden zu haben glaubte, zu bekämpfen, um Takt und Fertigkeit zu erlangen. Dieses Ziel ist für ihn um so leichter zu erreichen, je mehr ihm die Natur von der Gabe zu beobachten zugetheilt hat, je mehr ihn richtige Einsichten und treffendes Urtheil unterstützen und je mehr ihn zugleich besondere Aussenverhältnisse begünstigen. Aber auch bei der grössten Genialität, dem angestrengtesten Eifer und unermüdlichem Fleisse wird ihm dennoch immer noch Vieles fremd bleiben, er wird immer, selbst wenn er ein Leben Jahrhunderte hindurch zu leben hätte, zu lernen und zu schöpfen haben aus dem unerschöpflichen Quell der Natur, die nie aufhört, ihm Neues und Mannichfaltiges zu bieten, seinen Beobachtungsgeist an dem, was ihm anfangs oft als blosses Spiel, später als Gesetz erscheint, zu nähren und zu üben.

Eine solche Uebung im Verein besonderer Talente allein kann fruchtbringend sein und zu einem ungleich höhern Grade von Erfahrenheit und Kunstfertigkeit leiten. Das, was die Heilkunde schwieriger als alles Andere macht, sind die oft so frappanten Aehnlichkeiten, welche den Arzt am Krankenbett fortwährend beschäftigen und deren Verschiedenheit er durch gründliche Analyse, geistige Scheidung des Einzelnen auffinden soll. Witz und Scharfsinn reichen hier nicht allemal aus, Aehnliches im Unähnlichen und Unähnliches im Aehnlichen zu

entdecken und vor Irrthümern zu bewahren. Noch schwieriger wird dieses Geschäft dadurch, dass jene Aehnlichkeiten sich nicht beschreiben lassen, und es ist daher die Auffindung und Scheidung derselben in jedem einzelnen Falle immer nur an die individuellen Kräfte des Beobachters gebunden. Ganz ähnliche und selbst gleiche Erscheinungen können durch Zeit, Ort und Verbindung die verschiedenste Bedeutung erhalten. Darum bleibt der Stand derjenigen, die eine Wahl des Studiums der Medizin wider ihren innern Beruf getroffen haben, immer mehr oder weniger schwierig und sehr unsicher, sie verharren in der ihnen eigenen Dunkelheit und gerathen dadurch in eine solche Verwirrung, dass sie nicht wissen, was sie ergreifen oder wegwerfen, was sie für das Beste halten sollen. Sie sind im eigentlichen Sinne des Wortes unfähig zu beobachten, zu Erfahrungen untauglich, sie bleiben für immer Stümper und bringen, wie Pfuscher, eine Kunst in Verruf und Misskredit. Ein Arzt, der nichts gelernt hat, oder etwas zu lernen unfähig ist, ist ein meist in doppelter Hinsicht bedauernswerthes Subjekt, einmal, weil er seinen Zweck verfehlt hat und seine Unbrauchbarkeit gewöhnlich auch nicht einsieht, oft sogar voll Anmassung und Dünkel jede Belehrung verschmäht, ein andres Mal weil er zugleich ein schädliches Mitglied menschlicher Gesellschaft ist, dafern er durch unbesonnenes und kunstwidriges Handeln bei Kranken, ohne dass er es weiss und will, nur Unheil und Verderben anrichtet. Kommt einem solchen seine Untauglichkeit im ärztlichen Fache zum Bewusstsein, so dürfte er wohl mit aller Rechtfertigung den Beifall und die Billigung Anderer in Anspruch nehmen, wenn er es für gerathen, wenigstens minder gewagt erachtet, von zwei Uebeln das kleinste zu wählen, d. i. bei überkommener Behandlung kranker Menschen unter Vermeidung aller Arzneien lieber auf den Gebrauch indifferenter Dinge sich zu beschränken, von denen er weder Störungen noch sonstige Nachtheile für Kranke zu fürchten hat.

An den Unwissenden schliesst sich zunächst der Halbwisser an. Dieser kann zwar recht gute und zwar vorzügliche Anlagen, viel Geisteskräfte besitzen, er hat aber die Ausbildung derselben durch schlechte Anwendung der Zeit oder durch planloses, verkehrtes Studium verabsäumt und das, was er ge-

hört hat, ist etwas Abgerissenes, bei ihm nicht zu zusammenhängender Einsicht Gekommenes; sein Verfahren stützt sich nicht auf Grundsätze, sondern in der Regel auf blos flüchtige Einfälle, und der Kranke ist dann nicht minder gefährdet, als beim Unwisssenden. Was den Routinier und Empiriker betrifft, so lässt sich nicht in Abrede stellen, dass ihm viele Kenntnisse eigen sein können, allein die Anwendung derselben gleicht bei ihm einem Handwerk, indem sie immer nach einer angenommenen feststehenden Vorschrift, nach stereotypischen Formen geschieht. Der Empiriker kann nur in solchen Fällen, die er oft gesehen und behandelt hat, nützliche und selbst sehr wichtige Dienste leisten, dagegen in andern ihm noch nicht vorgekommenen, verwickeltern ebenso grossen Schaden anrichten. Er ist Sammler und Fabrikant der Rezepte und kennt in der Regel nur die Arzneimittel in ihren allgemeinen Wirkungen am besten, während ihm die Kunst, zu individualisiren, aus Aehnlichkeiten Unähnliches auszuscheiden und aus gegebenen Fällen selbst erst die Regeln und Bestimmungen für sein Verfahren abzuleiten, so wie die feinern Unterscheidungen, welche am Krankenbett oft von so wichtigem Einflusse sind, völlig fremd erscheinen. Auf den Namen eines geschickten, allseitigen und gründlich gebildeten Arztes hat nur derjenige Anspruch, welcher die Natur in allen ihren Richtungen und ihrem ganzen Umfange aufs sorgfältigste studirt, ihre Wirksamkeit und Bestrebungen in Krankheiten richtig zu deuten und zu leiten versteht und daraus mit prüfendem Urtheil und Umsicht die speziellen Bestimmungen als Grundlage seines Heilplans entnimmt. Als Kenner der Natur muss er auch die Gränzen wissen, wo die Wirksamkeit derselben aufhört oder unzureichend ist und die Kunst ihr zum Beistand und zur Hülfe einschreiten muss. Als ächter Forscher ist er berufen, ein Licht für die Heilkunde und ein zuverlässiger Bürge für das Leben heilbarer Kranken; seinem Blicke allein schliesst sich das Innere der Natur auf. Insofern hierzu ausser umfassender Kenntniss der Medizin überhaupt die höchsten Geisteskräfte erforderlich sind, nennt man einen solchen Arzt mit Recht einen rationellen. Ihm steht unter den übrigen der Dogmatiker am nächsten, nur dass dieser freilich auch von solchen Grundsätzen

ausgehen kann, die ihn zu einem höchst einseitigen Arzt machen.

Bei so verschiedenen Bildungsstufen der Aerzte sind Trennungen, Misshelligkeiten und völliges Auseinandergehen, sowohl in Ansichten, als in Absichten durchaus unvermeidlich. Schon von Natur entzweit, noch mehr aber durch Verschiedenheit ihrer Grundsätze, Begriffe und Meinungen getheilt, oft auch durch äussere zufällige, kleinliche Umstände getrennt, werden die meisten Aerzte unter einander selbst sich abhold, gehässig und allmälig mehr oder weniger entfremdet, zu ihren eigenen Gegnern und Widersachern, und eben von dieser Spannung nehmen sie Veranlassung, lieber in schroffer Abgeschiedenheit zu leben, als in jenen glücklichen und erfreulichen Verhältnissen, welche Gemeinschaft wissenschaftlicher Bestrebungen und der Berufspflichten so eigentlich begründet. Fast jeder praktische Arzt, auf den andern mit scheelen Augen hinblickend, sieht daher auf seinen eigenen Vortheil mehr, als auf den des ärztlichen Gemeinwesens. So wenige unter ihnen auf eine höhere Stufe ächt wissenschaftlicher Bildung und bis zu dem Punkt von Würde sich erheben, welchen sie durch die Wichtigkeit und Heiligkeit ihres Berufs und durch gewissenhafte Erfüllung ihrer Pflichten einzunehmen vermöchten, bei ebenso wenigen findet sich Integrität des Gemüths und Lauterkeit der Absichten. Wie also ärztliche Priester in intellectualer und moralischer Hinsicht, ihrer innern und äussern Wesenheit sich gar sehr unterscheiden, ebenso giebt es unter ihnen solche, die ihre erworbenen oder blos erkauften Rechte auf die unwürdigste Weise missbrauchen oder die im Bewusstsein ihrer Unwissenheit und Unwürdigkeit feigsinnig genug sind, um Speichellecker zu machen oder als Depeschenträger und halbe Bedienten sich gebrauchen zu lassen. Diese Unwürdigen und Feiglinge sind die hauptsächlichste Ursache von der gehässigen Gestaltung des Verhältnisses der Aerzte zu einander selbst und zum Volk, sowie davon, dass die Heilkunde in den Augen des Publikums zum Brodstudium herabgesunken ist und bei ihm nicht mehr gilt, als ein blosses Gewerbe. Darum dürfte es bessern und vernünftigen Aerzten wohl ebenso wünschenswerth als nöthig erscheinen, dass Alle, wenn sie anders ihre Würde behaupten

und die Kunst in ihre alten, wohlerworbenen Rechte wiedereinsetzen wollen, von niedriger Gewinnsucht und Missgunst gleich weit entfernt, mit ächter Kollegialität sich gegenseitig annähern und einmüthig alle ihre Kräfte dahin vereinen möchten, nicht blos um durch häufigen Verkehr sich selbst allseitig zu berathen und zu belehren, schwierige Aufgaben zu lösen und dadurch das Wissen des Einzelnen ebenso als die Wissenschaft überhaupt zu bereichern, sondern besonders auch um Laien, die mit ihren Geisteskräften über die des gemeinen Haufens hervorragen, die wohlthätige Bestimmung und den wahren Werth des Arztes, sowie die Erfordernisse, die im vollen Sinne des Worts zur richtigen und gewissenhaften Führung seines Amts unerlässlich gehören, auf eine fassliche und Achtung einflössende Weise vor Augen zu legen. Doch giebt es der Mängel auch in anderer Hinsicht zu viele, denen Abhülfe noththut, ehe eine solche Restauration ärztlichen Standes nur entfernt zu erzielen ist.

Schon diese kurze allgemeine Betrachtung zeigt, dass die Medizin einer der schwierigsten, aber auch ehrenwerthesten Theile menschlichen Wissens und Könnens ist, und dass sie ihren Erkenntnissquellen nach nur das Eigenthum vorzüglicher Männer sein kann. Diejenigen, welche sich zu diesem Studium anschicken, müssen die Kräfte in sich tragen, welche dazu gehören, um Beobachter zu werden. Ein planmässiges, der Natur der Sache angemessenes Studium, zugleich mit der Geschichte Hand in Hand, Uebung und Schärfung der Sinne, geistiges Durchdringen, Nachdenken und Prüfung müssen das Bestreben, den Beobachtungsgeist zu bilden, begleiten und verwahren gegen die verderbliche Gewohnheit, an blossen Lehrmeinungen und Dogmen, an Autoritäten starr kleben zu bleiben. Besonders wichtig ist dabei eine speziale Bekanntschaft mit Systemen früherer Zeiten, nicht allein um das, was man vor uns gedacht, behauptet und als Grundsatz aufgestellt hat, kennen zu lernen, sondern vorzüglich um in neue Systeme sich um so leichter einzuführen, Neues vom Alten, Falsches vom Wahren besser scheiden zu lernen und sich dadurch gegen Irrthümer zu sichern, in die Vorgänger und Zeitgenossen verfallen sind. Eine solche Kenntniss giebt uns Licht

über manches dunkel Gebliebene, Missverstandene oder Unbegriffene, sie erleuchtet und läutert die Begriffe, verfeinert und erhöht die Auffassung, schärft das Urtheil, übt den Verstand und giebt der Beobachtung Festigkeit und Bedeutung. Um deswillen ist das Studium der alten griechischen Aerzte noch heute mit den grössten Vortheilen verbunden. Ihre Schriften sind ein ewiges Denkmal; in ihnen wehet ein Geist von Nüchternheit und Klarheit, wie er nur dem ächten Forscher eigen ist, sie geben uns ein treues und treffendes Gemälde von der Natur und deren Thätigkeit und bilden eine Quelle, aus der viele und grosse Wahrheiten, die wichtigsten Grundsätze und Regeln, am reinsten geflossen sind. Bei dieser Arbeit dürfen aber auch neuere und neueste Leistungen und Entdeckungen nicht vernachlässigt werden, da sie auf frühern Erfahrungen zum Theil beruhen oder mit ihnen wenigstens in Verbindung stehen, oder sie zuweilen weiter ausführen. Indessen sind auch solche Gegenstände, die frühern Erfahrungen zum Theil oder völlig widersprechen oder ihre Richtigkeit in Zweifel ziehen, einer besondern Prüfung zu unterziehen. Dies ist für den Arzt allenthalben nützlich und nöthig, um alte Irrthümer aufzudecken und neuen zu entgehen. Neues in seiner Wissenschaft ist für ihn nie ohne Interesse. Doch handelt es sich stets um ein festbegründetes und vollgültiges Urtheil, und da solches um so mühsamer zu erlangen ist, je schwieriger neue Entdeckungen bei bereits weit vorgeschrittener Wissenschaft werden und je öfterer unrichtige Beobachtungen und Selbstäuschungen dabei zu Grunde liegen. Denn nichts erfordert in der That genauere Kenntniss, mehr Mühe, schärfere Auffassung, gespanntere Aufmerksamkeit und hellern Verstand, als eine gute Beobachtung, und nichts grössere Unbefangenheit und geübteres Urtheil, als die Prüfung und schickliche Benutzung einer solchen. Nicht selten bedarf es dazu lange wiederholter Versuche und Anstrengungen und zuweilen bleibt selbst die Anwendung aller Mittel und Kräfte fruchtlos und ohne entscheidendes Resultat.

Zu allen Zeiten sind Versuche und Beobachtung die wichtigste, ja fast einzige Quelle medizinischer Kenntnisse gewesen, weit weniger ist durch Zufall entdeckt worden. Die auf die-

sem Wege erlangten Kenntnisse sind die Materialien, deren wir uns bedienen, um das Gebiet der Heilkunde zu bearbeiten und zu erweitern; sie dienen uns, als Licht in Dunkelheiten, die noch aufzuhellen sind, und als Führer auf noch ungekannten Wegen dieses Gebiets. Durch Beobachtung verschaffen wir uns den Schlüssel zu den geheimen Schlupfwinkeln der Natur und Gelegenheit, sie zu belauschen und ihr Geheimnisse zu entlocken, deren Enthüllung für uns von Wichtigkeit ist. Der Arzt muss also die Sprache der Natur, die sich nur hieroglyphisch vernehmen lässt, studiren und verstehen, um den Sinn ihrer Zeichen und ihre Absichten zu erfassen und richtig auslegen zu können. Da aber ein Einzelner nicht im Stande ist Beobachtungen in jeglichen Verhältnissen anzustellen und Alles gleichsam selbst zu durchleben; so thut es ihm um so mehr Noth, auch mit dem, was Andere ihm überliefern, bekannt zu werden, sich zu belehren und sein Wissen überhaupt zu vervollkommnen. Hier ist scharfe Sichtung und Prüfung vor Allem nöthig und gedankenloses Anhängen an Autoritäten nur nachtheilig. Der Name und die zufällige Stellung eines Mannes giebt für die Wahrheit dessen, was er ausspricht, keine genügende Bürgschaft; denn häufig wird die Wahrheit ein Opfer leerer oder zu wenig begründeter Theorie. — Noch mehr gilt dies von Systemen und Methoden der Heilkunde, welche unter Aerzten, so zu sagen, die herrschenden Moden ihrer Kunst ausmachen und dem Wechsel nicht weniger unterworfen sind. Sie sind in unserm Gebiet diejenigen Erscheinungen, auf welche, wenn sie neu sind oder ein neu ausschendes Gewand haben, die Blicke der Aerzte sich konzentriren und auf die ein Theil derselben oft neue Hoffnungen baut, wenn die alten nicht in Erfüllung gegangen sind. Ein neues System findet daher immer seine Anhänger, und dies um so eher, je weniger es auf Prinzipien beruht und je mehr Bequemlichkeiten es darbietet. Denn in der That hat kein Stand derjenigen, die es mit irgend einer Wissenschaft zu thun haben, mehr verschrobene Köpfe, als gerade der ärztliche; Viele sind vermöge ihrer Unselbstständigkeit blosse Systemenjäger und wechseln gern aus verschiedenen Gründen oder sei es auch nur darum, um die Mode mitzumachen. Eine Paradoxie, als Prin-

zip untergelegt und zu einem Systeme ausgesponnen, spricht den menschlichen Geist oft mehr an, als eine Wahrheit, Ueberschwengliches reisst ihn fort in die Regionen der Spekulation, und Unsinn in prunkende und gleissnerische Worte eingekleidet kann den Kleinmüthigen in dem Grade einnehmen, dass ihm zuletzt Sinnvolles und Vollständiges als Paradoxie erscheint, und so umgekehrt. Die Gewohnheit übt auch hier ihre Macht aus. Besonders ist es der junge, noch nicht hinlänglich geübte Arzt, der nicht selten Gefahr läuft, durch Paradoxien verblendet und auf Irrwege geleitet zu werden, obgleich es auch unter ältern nicht daran fehlt. Sie können mit Kenntnissen reich ausgestattet sein und doch in diesen Fehler verfallen, sowie andere von vielem Wissen, aber ohne die Gabe, Anwendung davon zu machen, oft nur einer leblosen Maschine gleichen, die durch einen äussern Impuls angetrieben immer nur in einer gewissen Richtung in Bewegung gesetzt wird.

Der kunstverständige und praktisch berufene Arzt kennt die Unmöglichkeit, ein System der Heilkunde im strengen Sinne des Wortes aufzubauen, nicht minder als die Grundlage, die zu einem solchen gehört. Systeme, wie sie auch sein und welchen Namen sie führen mögen, haben immer nur einen sehr relativen, bedingten Werth, zumal wenn sie von solchen Prinzipien ausgehen, die als solche durch Erfahrung noch nicht anerkannt sind oder mit dieser gar nicht in Einklang sich setzen lassen. Verschiedene Grundprinzipien als allgemein gültig anerkennen wollen, dies hiesse die Naturgesetze verkennen oder verleugnen. Wohl können dagegen aus einem und demselben Prinzip je nach dem Ausgangspunkte der Betrachtung verschiedene Folgerungen gezogen, andere Folgesätze abgeleitet werden, die in logischem Zusammenhange untereinander verknüpft ein neues, vielleicht zweckmässigeres Ganzes darstellen. Ihre Beurtheilung setzt Sachkenntniss, Iudicium discretivum und Unbefangenheit voraus, und die Richtigkeit und Konsequenz ihrer Durchführung und besonders ihre praktische Nutzbarkeit sind dabei die ersten Postulate; sie geben den Ausschlag über ihre Gültigkeit, in ihrer Waageschale liegen die Momente der Entscheidung.

Erster Abschnitt.

Wie zu allen Zeiten Parteien, durch Verschiedenheit oder direkte Entgegengesetztheit ihrer Prinzipien veranlasst, sich bildeten, wie schon im grauen Alterthume wetteifernd eine Schule nach der andern sich erhob und wieder fiel und in spätern Epochen neue Systeme auf den Trümmern der alten mächtig emporstiegen; so sehen wir gegenwärtig vorzüglich zwei Parteien, die Homöopathiker und Allöopathiker, durch den Gegensatz ihrer Prinzipien auseinander gehalten, schroff sich gegenüberstehen. Die Homöopathie und Allöopathie, diese von der Grundansicht *Contraria contrariis*, jene von *Similia similibus curentur* ausgehend, sind nach der allgemeinen Annahme die zwei herrschenden Heilsysteme der Zeit, die zwei Pole des medizinischen Horizonts, zwischen denen aber weder ein Mittelpunkt der Indifferenz nachweisbar, noch die Idee einer Vereinigung ihrer Grundsätze realisirbar ist. Die Homöopathie unterscheidet sich nämlich nach ihrem Grundprinzip und den Quellen, aus denen sie geschöpft hat und noch schöpft, wesentlich nicht allein von Allöopathie, sondern von allen andern Systemen und Methoden der Heilkunde; wie ihre Grundlage, so ist auch ihr äusseres Gewand völlig neu, in dieser Hinsicht keinem andern System vergleichbar, vor unsrer Zeit nie geahnt, wenn man anders nicht eingestehen sollte, dass einige einfache Andeutungen dazu etwa in den Schriften eines Paracelsus gegeben lagen. Da indessen Hahnemann als Grüuder der Homöopathie diesen Schriftsteller unter so vielen andern nicht erwähnt hat; so wollen wir gern glauben, dass er durch die Beobachtung, nach welcher die Chinarinde, dieses bekannte Fiebermittel, als solches auch bei Gesunden eine Art

Wechselfieber hervorbringe, und durch andere ähnliche Dinge auf das Prinzip *Similia similibus* hingeführt und dass sonach durch seine eigene Schöpferkraft die Homöopathie zu einem Heilsysteme herangebildet worden sei. Wie nun dem in Wahrheit auch sein möge, so halten wir uns lediglich an das vorliegende Factum und lassen Thatsachen sprechen, welche dieses System seinem wahren Wesen und Werthe nach bezeichnen und auf die unzweideutigste Weise dem öffentlichen Forum vorführen.

Jedes neue System, welches auf dem Gebiete der Medizin zu Tage kommt, ist wichtig und folgenreich, wenn es sich auf vernünftige, d. i. auf aus der Natur entlehnte und dergestalt unter einander verbundene Prinzipien gründet, dass wirkliche Verbesserungen und wahrhaft praktische Vortheile daraus nothwendig hervorgehen. Die praktische Anwendbarkeit eines Systems oder die Eigenschaft, vermöge deren es wichtige Zwecke im Leben leicht und sicher erreichen lässt, ist eines der ersten Erfordernisse, um Geltung, festen Boden und Vorzug zu gewinnen. Schon um deswillen erregt eine solche Erscheinung nothwendig immer die Aufmerksamkeit der Aerzte und fordert zu einer freien Prüfung, einer scharfen, umfassenden und gründlichen Kritik auf, wenn sie auch, solange Versuch und Beobachtung nicht ins Mittel treten können, eine feste, objektiv begründete, definitive Beurtheilung nicht in sich schliessen sollte. Die Waffen der Theorie, obgleich von Erfahrung geliefert, sind allerdings nur bis zu einem gewissen Grade durchgreifend und keineswegs positiv entscheidend, zumal wenn es einem Systeme gilt, welches in seinem innern Gehalt und seiner äussern Form zugleich von allen andern völlig abweicht. Darlegungen und Widerlegungen, mit dem grössten Aufwand von Gelehrsamkeit und Scharfsinn bis zur Evidenz geführt, werden nicht ausreichen, um denjenigen, für deren Bestes eine solche Arbeit unternommen wird, eine falsche Ueberzeugung zu benehmen und richtige, wohlbegründete Ansichten beizubringen, zumal wenn Erfahrung nicht direkte Thatsachen herbeiführt, welche die Sache in ihrem wahren, unzweideutigsten Lichte dem Auge vergegenwärtigen. Wer freilich von Natur nicht begreift, erfasst auch das Begreifliche

nicht; dem Blindgebornen werden Vorstellungen von Farben nimmer möglich werden, die Lichtseite der Sinnenwelt bleibt ihm verschlossen; und wer das Wahre mit dem Falschen und das Falsche mit dem Wahren verwechselt, findet die Wahrheit nimmermehr, sowie auch alle Demonstrationen in Dingen, die über das gemeine Leben hinausgehen, für Unvernünftige stets vergebliche Mühe sind. Oft redet man von Erfahrung, ohne Sinn und Bedeutung der Erfahrung zu kennen, und misstraut oder schimpft gegen solche, die der Hirnlosigkeit widersprechen, oder bleibt beim Glauben stehen, solange nicht eine heftige Erschütterung, ein schmerzlicher Verlust u. s. w. ihn aus dem Traume weckt und ein Licht vorhält. Auch in unsern aufgeklärten Zeiten ist der Glaube an Wunder noch nicht gänzlich vertilgt und das, was mit Grund dagegen gesagt wird, gilt bei solchen Konfessionisten als theoretischer Ausflug oder wird zur leeren Phrase verdammt. Doch wo Versuch und Beobachtung allein als Organ zur Entscheidung oder Bestätigung einer grossen Wahrheit benutzt werden, da müssen gewöhnliche Anklagen oder Einwendungen von selbst zurückweichen und dem schiedsrichterlichen Ausspruch der Erfahrung Platz machen.

Die eben ausgesprochenen Ansichten müssen als Grundsätze uns leiten, wenn wir ein System, welches in allen seinen Richtungen als ein neues, von frühern völlig verschiedenes erscheint, zu prüfen und die Richtigkeit oder Unrichtigkeit der Prinzipien und Folgesätze desselben, seinen wohlthätigen oder verderblichen Einfluss auf das Heil und Glück der Menschheit, seine wahre Tendenz dem Volke vor Augen zu führen bemüht sind. Die Lehren müssen dem Geiste derer, für die sie bestimmt sind, angemessen, zugängig sein; sie müssen das enthalten, was der grosse Haufe verlangt und deutlich genug zu verstehen giebt, wenn er von Theoretikern redet. Es ist nicht zu leugnen, dass die ersten Gegner der Homöopathie einen Fehler begingen; sie prüften nicht durch eigene Versuche, nein, sie demonstrirten, weil sie, da es ihnen nicht möglich war, mit dem Grundprinzipe dieser Lehre und den daraus abgeleiteten Sätzen sich zu befreunden, sich einmal für entschiedene Gegner erklärt hatten; sie raisonnirten, demonstrirten und

dies in Volks- und Flugschriften, anstatt entweder ganz zu schweigen oder zu experimentiren, wie es Hahnemann forderte. Machthaber, die Einfluss genug hatten, um etwas Entscheidendes zu thun, und Medizinalbehörden, die dazu besonders berechtigt und verpflichtet waren, blieben aus unerklärlichen Rücksichten unthätig und dachten nicht daran, sei es aus unzeitiger Vorsicht, Saumseligkeit oder Feigsinnigkeit, ein System, welches sie bereits verdammt hatten, erfahrungsgemäss zu untersuchen oder von seinem eigenen Gründer selbst oder auch einem andern gutgeübten Homöopathiker Proben in einer öffentlichen Anstalt ablegen zu lassen. Warum hielt man eine solche Prüfung für unnöthig oder überflüssig, während man seine Kontrole und Wachsamkeit oft im Uebermasse Dingen zuwendet, die weit weniger nachtheilig sind? Nur mit grösster Missbilligung muss man bemerken, dass eine Sache von so hoher Wichtigkeit und Bedeutung, von so mächtigem Einflusse für die ganze Menschheit gänzlich ununtersucht blieb. Ich kenne mehre Beispiele, wo kleinliche Vorfälle, die nicht mit der Gefahr eines Lebens, geschweige denn unzähliger Menschen verknüpft waren, aus blossem persönlichen Hasse und feiger Parteilichkeit sofort untersucht und angezeigt wurden. Dies beweist nicht mehr, als dass zuweilen Männer als Oberaufseher ärztlicher Individuen und als Richter zugleich dastehen, die nur da ihre Pflichten erfüllen, wo ihnen kein Kompliment gemacht worden ist, oder wo sie keine Ursache haben sich zu fürchten; es beweist aber auch, dass nicht in allen Landen eine Medizinalpolizei gut organisirt und mit Strenge gehandhabt wird. Wir eilen zu unsrem Thema zurück, um uns von der Homöopathie nicht zu weit zu entfernen. Unmittelbar darauf, als Hahnemann mit seinem neuen Lehrgebäude hervorgetreten war, zog man mit kräftigem Arm gegen dasselbe zu Felde und so entspann sich ein Kampf, in dem in den Augen des Publikums weder der eine noch der andere Theil siegte; man erklärte die Homöopathie öffentlich für eine Irrlehre, indem man behauptete, dass sie als Heilsystem nicht nur mit allen bisherigen Erfahrungen, sondern auch mit den einfachsten Naturgesetzen in vollstem Widerspruche stünde. Nichtsdestoweniger beharrte Hahnemann, wie leicht zu be-

greifen, fest und unerschütterlich auf seinen Aussprüchen, verwies seine Gegner zum Versuch und behauptete die Prinzipien, auf welche er baute, mit einer solchen Bestimmtheit und Beharrlichkeit, dass sie Machtsprüchen glichen und dass somit die praktische Nutzbarkeit seines Systemes vielen Aerzten nicht blos wahrscheinlich, sondern unzweifelhaft erschien. Unter solchen Auspizien geschah es, dass er bald Anhänger und Vertheidiger fand, die mit ihm zugleich sein bereits geschlossenes System nur mehr ausbauten, die Gränzen desselben erweiterten und die Prinzipien, auf denen es ruht, als in Wahrheit begründete darzulegen suchten.

Wie die Anhänger der Homöopathie, so wurden auch ihre Gegner zahlreicher. Der begonnene Streit ward lebhafter und hitziger, ohne Mässigung und Schonung verfuhr Einer gegen den Andern, ja selbst die gröblichsten Persönlichkeiten wurden laut bis auf gegenwärtigen Augenblick. Nur Wenige gingen dabei mit der Ruhe zu Werke, die den ächten Kritiker auf eine so auszeichnende Weise charakterisirt. Inzwischen erschienen mehre belehrende und geistreiche Abhandlungen für und gegen Homöopathie, aber von der Macht ihrer Gegner überflügelt und geschlagen hatten die Homöopathiker keinen andern Ausweg mehr übrig, als nach dem Beispiel Hahnemanns auf ihre bereits gemachten Erfahrungen sich zu berufen und Andere zum Experimentiren aufzufordern. Die Homöopathiker sagten, man könne nicht über ihr System so schnurstracks aburtheilen, ohne es vorher selbst genau geprüft zu haben; also prüfe und experimentire man und spreche alsdann sein Urtheil darüber aus. Obwohl nun mehre ihrer Gegner selbst die vortrefflichsten Beobachter waren, auch die Medizin theilweise mehr oder weniger glücklich bearbeitet hatten, so mussten sie dennoch das Prüfen und Beobachten im Sinne der Homöopathie sehr schwierig finden, und zwar aus vielfachen, später noch anzugebenden Gründen. Die Homöopathiker hatten indess nicht ganz Unrecht darin. Die Homöopathie war von ihren Gegnern nur ihrem Prinzip und ihren Lehrsätzen nach gekannt, Versuche damit waren von ihnen nicht angestellt worden, und alle ihre Widerlegungen stützen sich auf blosse Theorie und führten somit zu keinem Decisum. Doch auch praktische Unter-

suchungen würden wenig gefruchtet haben, wenn die Resultate derselben mit denen der Homöopathiker nicht im Einklange gestanden hätten; diese würden jenen den Vorwurf der Ungenauigkeit im Experimentiren oder der Parteilichkeit oder endlich wohl gar der Unfähigkeit derer gemacht haben. Es war daher im Grunde einerlei, so oder anders zu verfahren, nur das Schweigen war am besten. Welche Unzahl von Umständen kann die Reinheit solcher Beobachtungen trüben und zu Irrthümern Anlass geben! Mit allem Rechte griffen die Homöopathiker auch die gemeine Heilkunst, die Allöopathie, an, und brachten diese ebenfalls ins Gedränge, was ihnen um so leichter werden musste, da sie alle selbst, mit Ausnahme einiger nicht ärztlichen Individuen, ächte Allöopathiker gewesen waren; sie zeigten, soweit ihre Einsichten reichten, die Unsicherheit der Stützen der Allöopathie oder deuteten sie wenigstens an, rügten das Einseitige und Widersinnige ihrer Grundsätze und Verfahrungsarten, wenn auch die Sprache, deren sie sich dazu bedienten, von Literatis weder leicht gehört noch mit Nutzen gebraucht wird. Jene Ausfälle bestanden oft in blossen Schimpfreden, Lästerungen und Glossen, die zuweilen nur zufällig das Rechte trafen. So sehr wir nun auch dem Homöopathiker völlig bestimmen, wenn er die Allöopathie als blosses Erzeugniss des Unsinnes ansieht, gewiss ebenso sehr müssen wir bedauern, dass der Streit, welcher durch das Prinzip hervorging, bis auf gegenwärtige Zeit des Lichts sich hingezogen hat und ohne Aussicht auf ein Ende auch jetzt noch fortdauert. Doch so hinderlich er einerseits für das Fortschreiten der Wissenschaft war, ebenso wichtige Folgen hatte er andrerseits für die Heilkunde, die schlummernden Geister wurden dadurch ein wenig aufgerüttelt und zur Besinnung gebracht, die im Kampfe Begriffenen übten ihre Kräfte und erstarkten nur um so mehr in der Kunst, die auch wir pflegen und freier zu fördern streben.

Mitten im Fortgange dieses unseligen Streits liessen sich hie und da auch einige Kraftgenies vernehmen, die auf Auswege bedacht gewesen waren, ihn im Guten zu beendigen und den Frieden unter den Aerzten wieder herzustellen. Man machte besonders und wiederholt den Vorschlag zu einer Vereinigung

beider Systeme. Für die Paradoxie dieses Vorschlags wollen wir nur den Umstand in Erwägung ziehen, dass die Grundlagen beider, der Homöopathie und Allöopathie, ganz verschiedene, direkt entgegengesetzte sind, dass sie zwei Extreme bilden, die ihrem Wesen und ihrer Form nach sich feindlich berühren, und in allen ihren übrigen Beziehungen gleich weit voneinander entfernt stehen, und dass endlich ein System als solches zu sein aufhört und in ein Nichts zerfällt, wenn ihm sein wesentlichster Theil, seine Basis, entrückt wird. Eine Verschmelzung beider ist demnach nur insofern durchführbar, als das eine oder andere oder beide zugleich ihrem Grundprinzipe entsagen. Indessen wird keine Partei zu Gunsten jener friedlich gesinnten Aerzte das Prinzip eines Systemes aufgeben, von dessen Richtigkeit und allgemeiner Geltung sie sich überzeugt hält oder überzeugt zu sein vorgiebt und dies würde, wenn es geschähe, nichts anders heissen, als Privatinteressen oder Politik des Einzelen dem allgemeinen Weltfrieden in der Medizin aufopfern. Es bleibt uns mithin nichts anders übrig als eine erfahrungsgemässe Untersuchung, welche zu zeigen geeignet ist, ob das Prinzip der Homöopathie oder Allöopathie Grund und Gültigkeit habe, wie weit das eine und andere System als Wissenschaft begründet sei und wie weit sich ihre praktische Nutzbarkeit erstrecke, mit einem Worte, ob sie die Eigenschaften besitzen, welche zu den unerlässlichsten Bedingungen eines wirklichen Heilsystemes gehören. Es muss dem Homöopathiker wie dem Allöopathiker, wenn sie es mit der Wissenschaft und Menschheit zugleich wahrhaft redlich meinen, gleich wünschenswerth erscheinen, einen zur Zeit nichts mehr fruchtenden Kampf entscheiden und den Gordischen Knoten, der scheinbar unlöslich sie bisher voneinander getrennt und gespannt hielt, endlich gelöst zu sehen. Vielfach ist ein solcher Wunsch bereits ausgesprochen worden; ihm, wenn auch nur entfernt, zu entsprechen, dies war das Ziel, welches ich mir vorgesteckt hatte, als ich mich zu einer Prüfung der Homöopathie anschickte.

Ueberzeugt davon, dass ein Versuch dieser Art in der Privatpraxis wegen der hier unvermeidlichen Täuschungen ein beweiskräftiges, völlig befriedigendes Resultat nicht liefern kann,

erachtete ich durchaus nothwendig, einen andern Weg dazu einzuschlagen. Dieser Weg bestand lediglich in Prüfung der Homöopathie in einer öffentlichen Anstalt, die zur Ausübung derselben ausschliesslich bestimmt ist. Nur hierdurch hoffte ich gewichtige und definitive Ergebnisse zu erlangen und eine Aufgabe, die bisher so vielfache und grosse Schwierigkeiten machte, aufs überzeugendste lösen zu können. Der Plan dazu lag in mir längst vorbereitet, aber seine Ausführung musste ich für schwierig halten. Bisher war ich zwar Arzt, aber nicht Homöopathiker gewesen, hatte auch nie Ursache, die Theorie, welche meiner Praxis zu Grunde lag, zu wechseln; ich war den Homöopathikern ein Fremdling, sie kannten mich nicht, nur unter einem andern Namen aus meinen pseudonymen Schriften, die ihnen gefallen hatten. Um daher die oberste Leitung des homöopathischen Instituts zu erhalten, bedurfte es nur der Bekanntschaft derjenigen Homöopathiker, die hierbei Einfluss hatten. Dies war zu meinem Erstaunen weit leichter, als ich erwartete. Um mich in keiner Hinsicht von der Wahrheit zu entfernen, sind folgende Angaben nöthig. In einem Werkchen unter dem Titel: Praktische Erfahrungen in dem Gebiete der Homöopathie. Von Ludwig Heyne. Leipzig 1834, 8. bei Ludwig Schumann, knüpfte ich an eine speziellere Darlegung der Prinzipien der Homöopathie und ihrer Heilart die Beschreibung der Wirkungen einiger Arzneimittel, deren Quelle weiter unten namhaft gemacht werden wird. Die darin angegebenen Wirkungen, besonders der Actaea spicata, des Solanum vesicatorium u. s. w. hatten, wie ich zufällig selbst aus dem Munde eines geachteten und äusserst gemüthlichen Homöopathikers, des Hrn. Dr. Haubold in Leipzig, vernahm, für den Homöopathiker den grössten Werth. Bald darauf erschien auch im Archiv der homöopathischen Heilkunst (XIV, 2) eine Beurtheilung von Dr. Ernst Stapf in Naumburg, die ich der Vollständigkeit halber hier folgen lasse:

A Jove principium. Und so eröffne denn die Reihe der neuesten homöopathischen literärischen Erzeugnisse das eben genannte kleine und doch so inhaltreiche Schriftchen, das wir als eine der werthvollsten und erfreulichsten Erscheinungen, als eine

wahre Bereicherung der Homöopathie, freudig begrüssen. Sei es vergönnt, die werthen Leser des Archivs vorläufig etwas näher damit bekannt zu machen. Nach einer kurzen Vorrede verbreitet sich der H. Verfasser in der Einleitung in XXII §§. über einige sehr wichtige Gegenstände der Homöopathie, giebt Kunde von seinem Uebergange von der Allöopathie zur Homöopathie, spricht sich über den Werth und die Bedeutung beider wahr und offen aus, und theilt sehr interessante und eigenthümliche Ansichten mit über Natur- und Kunstheilung, über Versuche mit Arzneien an Gesunden und Kranken, über die nöthigen Potenzirungsgrade der Arzneien zu homöopathischen Heilzwecken u. s. w. und entwickelt dabei eben so viel gründliche Sachkenntniss als philosophischen Geist.

Diesem ersten, wir möchten sagen, mehr theoretischen Theile der Schrift folgt ein zweiter unter der Ueberschrift: Beobachtungen, welche in 106 §§. äusserst schätzbare, den treuen Beobachter und scharfen Denker beurkundende, praktische Bemerkungen über Aconit. (S. 1—6), über Semina nigellae (S. 7—35), Actaea spicata (S. 36—53), Aquileja (S. 54 — 66), Radix cahincae (S. 67 — 81), Solanum vesicatorium (S. 83—92), Vulvaria (S. 93—102), Kreosotum (S. 103—106) enthält. Alle die eben genannten Arzneistoffe sind, ausgenommen das Aconitum und Kreosot, vom Verf. auf ihre reinen Wirkungen an Gesunden sorgfältig geprüft worden, und die hier mitgetheilten Ergebnisse dieser Prüfungen bieten einen so reichen Schatz der wichtigsten Heilelemente dar, lassen in ihnen so grosse und unentbehrliche Heilmittel in den bedeutendsten Krankheiten erkennen, — wie sie sich denn auch in den vom Hrn. Verf. beigefügten, höchst interessanten Geschichten damit verrichteter Heilungen als solche praktisch bewiesen haben — dass die Kunst und die Künstler dem trefflichen Manne, der dies alles er-

forscht und treulich mitgetheilt hat, zum wärmsten Danke und lebendigster Anerkennung seiner Verdienste verpflichtet sind.

Je inniger wir uns nun dieser köstlichen Gabe erfreuen, um so mehr möchten wir wünschen, dass es dem verehrten Geber gefallen oder möglich werden möge, seinen wahren Namen — denn wie die Sage geht, ist der angegebene ein fingirter — zu nennen und vielleicht schon sein nächstes, wie er in der Vorrede andeutet, bald erscheinendes Werk, das wir im Voraus herzlich willkommen heissen, damit zu schmücken; denn es ist traurig für die Wissenschaft und ihre Freunde, wenn solche Priester (Hohepriester) sich unter dem Schleier der Pseudonymität verhüllen — verhüllen müssen. Das ist das Traurigste.

Diese Worte Stapf's, dieses anerkannt tüchtigen und erfahrnen Veterans in der Homöopathie, über meine praktischen Erfahrungen im Gebiete der Homöopathie zeugen deutlich von dem Werthe, welchen die Homöopathiker darauf zu legen berechtigt sind. Die Aufmerksamkeit derselben wurde dadurch auf einen Mann hingelenkt, der ihre Lehre praktisch zu beleuchten und zu bereichern sich bemühte und den sie deshalb als Priester der Geheimnisse ihrer Kunst freundlich begrüssten. Ich benutzte den Augenblick und begann sofort die Bearbeitung eines Reallexikons der gesammten theoretischen und praktischen Homöopathie, welches ebenfalls in der Schumannschen Buchhandlung erschien. Der erste Band dieses Lexikons, dessen Bearbeitung nach meinem eigenen aufrichtigen Bekenntniss nicht so gelungen war, als ich es wünschte, fand dessenungeachtet die beste Aufnahme und ward namentlich von Dr. Hartmann in der homöopathischen Zeitung, an deren Redaktion er Antheil hatte, als das umfassendste, präziseste und brauchbarste Werk angekündigt. Die überaus günstige Aufnahme dieser Schriften, sowie einige andere Umstände bestimmten mich nun, dem Buchhändler, Hrn. Ludw. Schumann, mich als Verfasser derselben zu erkennen zu geben. Von jetzt an bot sich mir Gelegenheit dar, die Bekanntschaft

einiger der geschätztern Homöopathiker zu machen, aber auch ihre Ansichten, Verfahrungsarten und Sitten etwas näher kennen zu lernen. Beim Zusammentreffen mit ihnen hörte ich fast nicht anders als von grossen Kuren sprechen, die auf dem Wege der Homöopathie oft in unglaublich kurzer Zeit, in Augenblicken, verrichtet worden waren. Auch mein Buchhändler wusste Vieles zur Bestätigung dessen, was Andere vorbrachten, hinzuzufügen und versicherte aufrichtig, dass er dadurch selbst selbst von einem chronisch gewordenen Uebel und mehrfachen andern Beschwerden schnell und dauerhaft befreit worden sei. Zuweilen setzte der Eine oder Andere hinzu, die Schnelligkeit, womit, und die Art und Weise, wie die Homöopathie heile, sei etwas ganz Unbegreifliches, eine hyperphysische Erscheinung, sie lasse sich durchaus gar nicht erklären, man müsse hier an Wunder und Geheimnisse glauben, die nie zu enthüllen seien. Die Mienen der Sprecher hatten dabei einen ganz eigenthümlichen Ausdruck, einen Ausdruck aus Ernst, Heiligkeit und Demuth gegen die Schöpfung gemischt. Je unglaublicher mir Vieles schien, um so lebhafter steigerte sich in mir der Wunsch, die Sache am rechten Orte prüfen zu dürfen. Schon längst hatte man mir gesagt, dass Schweikert, der damalige Direktor, durch einige Umstände genöthigt, jedenfalls abdanken würde und dass ich dann an die Stelle desselben eintreten sollte. Dies geschah auch wirklich sehr bald und mein Wunsch ging in Erfüllung. Die homöopathischen Priester eröffneten mir nicht sowohl aus Vertrauen, als vielmehr aus blindem Ergeben die Pforten ihres Tempels und setzten mich, ohne dass ich mit einem schriftlichen Gesuch darum zuvorgekommen war, am 1. Januar 1836 als Oberarzt der homöopathischen Heilanstalt in Leipzig ein. Zu diesem Behufe musste ich den Tag vorher folgenden, in zwei gleichlautenden Exemplaren gefertigten Kontrakt unterzeichnen:

I.

Zwischen den unterzeichneten Inspektoren der homöopathischen Lehr- und Heilanstalt zu Leipzig und dem Hrn. Dr. Karl Wilhelm Fickel ist nachstehender Kontrakt abgeschlossen worden.

Hr. Dr. Fickel erhält und übernimmt die Stelle eines Oberarztes in der homöopathischen Lehr- und Heilanstalt zu Leipzig vom 1. Januar 1836 an und versprischt nicht nur im Allgemeinen alles zu thun, was von einem Arzte überhaupt und von dem Vorsteher einer Heilanstalt insbesondere erwartet und verlangt werden kann, sondern übernimmt insbesondere nachstehende Verpflichtungen.

1) In der Behandlung der Krankheiten niemals von den Lehren der Homöopathie abgehen und sich in, für ihn wichtigen und schwierigen Fällen mit seinen Kollegen über die Wahl der Mittel besprechen zu wollen.

2) In den Wochentagen täglich zwei von den Inspektoren bestimmte Stunden und bei dringenden Fällen selbst an den Sonn- und Festtagen in der Lehr- und Heilanstalt gegenwärtig zu sein, während dieser Zeit die Haus- und poliklinischen Kranken ärztlich zu untersuchen, die nöthigen Heilmittel zu verordnen, täglich genaue Krankenberichte zu führen oder führen zu lassen, die wichtigern derselben ausser der für das Poliklinicum bestimmten Zeit einer ruhigen Prüfung zu unterwerfen, jüngern Aerzten sowie allen denjenigen Kunstgenossen, die sich in der Homöopathie unterrichten wollen, belehrende Anweisungen dazu am Krankenbett und bei poliklinischen Kranken zu geben, diese Uebungen möglichst in lateinischer Sprache besonders in Gegenwart gefährlicher Kranken zu halten und das für diesen Unterricht zu entrichtende Honorar zur Hälfte der Heilanstaltscasse zu überlassen.

3) Bei der Aufnahme von Hauskranken namentlich darauf zu sehen, dass es belehrende und heilbare Fälle sind, dagegen solche Patienten möglichst ganz, jedoch schonend abzuweisen, bei denen eine Heilung nicht mehr zu erwarten steht.

4) Die Poliklinik als dasjenige Hülfsmittel, welches nur wenig Kostenaufwand verursacht, und welche neben ihren segensreichsten Folgen der Heilanstalt selbst einen ausgebreitetern Ruf und eine grössere Anzahl interessanter Krankheitsfälle verschaffen kann, möglichst auszudehnen,

daraus wichtigere Kranke zum klinischen Unterricht mit zu benutzen und dergleichen hiesige Kranke in dringenden Fällen von den Studirenden persönlich mit besuchen zu lassen.

5) Mit jedem Universitätssemester ausser den bereits erwähnten klinischen Vorträgen noch Collegia öffentlich anschlagen und auch lesen zu wollen, wobei die Wahl der Stunden sowie das Honorar dem Oberarzt allein überlassen bleibt.

6) Zu jeder Zeit den Inspektoren die erforderliche Auskunft und Einsicht der Bücher zu geben, nach dem Monatsschlusse denselben eine genaue Berechnung der Einnahme und Ausgabe vorlegen und über etwaige Vorschläge zu nöthigen Verbesserungen sich mit der Inspektion besprechen zu wollen.

7) Keine Abänderungen und Ausgaben ohne vorherige Rücksprache mit den Inspektoren unternehmen zu wollen.

8) Auf Reinlichkeit, Ordnung, Ruhe und Sittlichkeit in dem Häuslichen der Anstalt, sowie gehörige Heitzung, Beleuchtung, nöthige Wäsche, auf Maass und Güte der Kost und Nahrung, vereint mit dem Unterarzte streng sehen und Uebertretungen der Inspektion ungesäumt anzeigen zu wollen.

9) Zu passender Zeit, spätestens nach Jahresfrist, die Resultate der Heilungen in Form von Annalen dem Drucke übergeben und die Hälfte des Honorars für diese Arbeit der Heilanstaltscasse überlassen zu wollen.

10) Stets das Beste der Anstalt streng vor Augen zu haben und dahin zu wirken, dass dies Institut als Muster reiner und segensvoller homöopathischer Heilungen sich auszeichne, wobei Humanität gegen Kranke und Besuchende nicht fehlen darf.

11) Ueberhaupt verspricht Hr. Dr. Fickel den Anordnungen der Inspektoren der Anstalt nach Kräften nachzukommen, den Versammlungen, so oft es verlangt wird beizuwohnen.

II.

Für diese Mühewaltungen erhält Hr. Dr. Fickel aus der Casse der homöopathischen Heilanstalt ein Honorar von vierteljährlich Fünf und Siebzig Thaler pr. Cour., erhält ferner das oben ad I., 5 erwähnte Honorar und die Hälfte von dem ad I., 9 erwähnten Honorar. Auf eine andere Vergütung für seine Bemühungen verzichtet Hr. Dr. Fickel hiermit ausdrücklich und selbst für den Fall, dass seine Arbeiten in der homöopathischen Heil - und Lehranstalt sich bedeutend und über seine Erwartungen vergrössern sollten.

III.

Für die Dauer dieses Contrakts ist eine bestimmte Zeit nicht festgesetzt; es macht sich aber Hr. Dr. Fickel anheischig, nur gegen Einvierteljährige an den gewöhnlichen Quartalen zu bewirkende Kündigung seine Stelle zu verlassen, wogegen aber der Heil- und Lehranstalt frei stehen soll, auch ohne diese Kündigung, jedoch nur aus ganz besondern, dies verlangenden Gründen, von dem Contracte abzugehen, in der Regel aber auch für sie die gedachte vierteljährige Kündigung gelten zu lassen.

Beiderseits Contrahenten entsagen allen etc. etc.

Leipzig, am 10. Decbr. 1835.

Dr. Carl Haubold, d. Z. Insp.
Ludwig Schumann.
M. Joh. Jos. Wilh. Lux.

Der Entwurf zu diesem Kontrakt war von Haubold gemacht, und unbekümmert um das Materiale und Formale desselben verfolgte ich daher meinen Plan, erfüllte die übernommenen Pflichten, soweit es mit meinem Gewissen verträglich schien, und behandelte die Kranken homöopathisch. Was die Wahl der Mittel betraf, so würde sie, wie ich mich bald überzeugte, eine Konsultation selbst in gebieterischen, dringenden Fällen ebenso unnöthig als fruchtlos gemacht haben. In Ansehung der diätetischen Verhältnisse, in die der Kranke in dieser Heilanstalt versetzt wird, so muss man zugestehen, dass die Gestaltung und Zweckmässigkeit derselben nichts zu wünschen übrig

lässt. Die Kranken geniessen die sorgsamste Pflege und sind dabei unter fortwährender Aufsicht; ebenso ist für Reinlichkeit und Ordnung, für eine reine, frische Luft, gleichmässige, nach Umständen veränderte Temperatur, hinreichendes Licht, zweckmässige Krankenlager u. s. w. die nöthige Sorge getragen. Die homöopathische Diät kommt in ihrer ganzen Einfachheit und Strenge in Anwendung, nicht zu gedenken der psychischen Einwirkungen, welche nächstdem auf den Kranken Statt finden. Die Kost ist je nach der Natur der Krankheit verschieden, im Allgemeinen sehr spärlich und selbst dürftig, gewürzlos, doch leicht verdaulich; akute Kranken müssen sich, wie billig, mit Wassersuppen begnügen. Bei mangelnder Stuhlöffnung sind abgekochte Pflaumen, die ziemlich oft gereicht werden, und andere ähnliche Dinge ein recht gutes Hülfsmittel. Eigentlicher Kaffee als diätetisches Mittel wird mit Recht ganz vermieden, dagegen aber ein Surrogat von gebrannter Gerste gestattet, was ich jedoch ebenso wenig billige, da auch diese nicht ganz frei von Empyreuma ist und daher die Wirkungen der homöopathischen Arzneien stören dürfte. Alle diese Dinge sind zu bekannt, als dass sie eine speziellere Angabe nöthig machten. Das Einzige, was man vermisst, sind Vorrichtungen zu Bädern, deren Anwendung für den Homöopathiker von nicht geringem Vortheil wäre. Indessen bleibt die streng entziehende Diät und das Ungewohnte derselben vom wichtigsten Einflusse. Sie bietet immer einen doppelten Vortheil dar, einmal weil sie eine Alteration, eine heilsame Umstimmung der organischen Thätigkeiten, besonders in der Reproduktion, hervorbringt, und ein andres Mal weil dann auch die Wirkungen der angewandten Arzneimittel schärfer und freier sich darstellen und der Beobachtung des Arztes zugängiger erscheinen. Unter solchen Verhältnissen durfte ich hoffen, die Wirkungen homöopathischer Arzneien am Krankenbett in ihrer vollsten Reinheit beobachten und viel Nutzen davon ziehen zu können. Mit den schönsten Hoffnungen und erfreulichsten Aussichten begann ich nun die Beobachtung am Krankenbett.

Am 1. Januar 1836 machte ich den ersten Umgang bei den Kranken, untersuchte ihren Zustand und sorgte, wo es nöthig schien, für neue Arzneien. Anfangs machte mir die

Wahl möglichst passender Mittel obgleich keine Schwierigkeiten, doch grosse Mühe, da sich nämlich ergab, dass nach den vorhandenen Umständen oft mehre Mittel zugleich und mit gleichem Rechte hätten gewählt werden können. Nicht selten war ich genöthigt, etliche Dutzende Mittel durchzugehen, um nach der Weise des strengen Homöopathikers das entsprechendste herauszufinden; doch kam mir hierbei die Behülflichkeit meines Unterarztes Seidel sehr zu Statten. Wesentliches vom Unwesentlichen, Gemeinsames vom Besondern suchte ich immer scharf zu trennen, obgleich dabei Manches sehr relativ bleiben musste. Deshalb musste es mir auch sehr schwierig erscheinen, mit einem Homöopathiker darin in volle Uebereinstimmung zu kommen, weil er oft gerade solche Symptome vorzugsweise berücksichtigt, auf die ich wenig oder kein Gewicht legte und von denen so viel gewiss war, dass sie zur eigentlichen Krankheit in keinem oder nur entferntem Bezug standen. Ohne sich in Subtilitäten zu verlieren, war eine genaue Führung dieses Geschäfts oft gar nicht möglich. Um aber ein so zweckloses Verfahren zu vermeiden, befolgte ich nach dem Beispiele andrer Homöopathiker eine gewisse Norm und bildete mir so meine Stereotypen, ohne deshalb das Individualisiren zu verabsäumen. Bryonia, Nux vomica, Pulsatilla, Rhus, Carbo vegetab., Lycopodium, Sulfur u. s. w. sind Mittel, die der Homöopathiker ebenso oft und ebenfalls ohne bestimmtere Gründe anwendet, so wie man früher das Iesuitenpulver, die China, gegen Wechselfieber ohne Rücksicht auf Zeit und Umstände eingab, nur dass dieses Mittel dann freilich oft zu den furchtbarsten und verderblichsten Zufällen Veranlassung gab. Trotz alle dem waren die Verlegenheiten, in die ich bei der Wahl eines Mittels oft gerieth, nichts weniger als beseitigt. Zu meinem Troste nahm ich indessen dasselbige auch bei andern Homöopathikern oft wahr und lernte bald einsehen, dass die so oft ausgesprochene Ansicht, nach der sich in der Homöopathie eine Indikation aufs genauste und bestimmteste stellen lasse, ganz unbegründet ist, dass im Gegentheil Schwanken und Ungewissheit hierin ganz unvermeidlich ist, insofern man nämlich oft gleich viel Gründe für und gegen die Anwendung eines Mittels anführen kann. Hätten die Homöopathiker weniger Mittel oder

wären wenigstens die Wirkungen derselben nicht in einer so enormen Anzahl aufgehäuft, so möchte ich eher Genauigkeit und Bestimmtheit in der Wahl nicht bezweifeln. Aber wenn dem auch so wäre, so entsteht wiederum die Frage, welches sind im Sinne der Homöopathie die wesentlichsten oder die un- und ausserwesentlichen Krankheitssymptome; eine Frage, die hier gar nicht beantwortet werden kann. Alle Symptome müssen dem Homöopathiker als wesentliche gelten; denn ihm ist das einzele Symptom der Gegenstand seiner Untersuchung, das Element seines Heilplans, jedes Symptom gleichsam eine individualisirte Krankheit. Oft jedoch leitet nur Willkür das Wahlgeschäft, indem man bald diesen bald jenen Symptomen mehr Wichtigkeit beilegt.

Jetzt ward mir auch das Vergnügen zu Theil, täglich mit der Gegenwart zweier Kliniker, eines Promotus und eines Studiosus, mich beehrt zu sehen und klinische Uebungen in lateinischer Sprache zu halten. Ich bekenne aufrichtig, dass ich nie unterliess, die Aufmerksamkeit derselben auch auf das hinzulenken, was die Naturkraft in Krankheiten zu wirken *und* hervorzubringen vermag. Ebenso kamen immittelst mehre Briefe an mich, angeblich aus entfernten Gegenden, auch einer auf dem Wege des Buchhandels aus Paris — von Grosserio unterzeichnet — u. dgl., aber sie mussten sämmtlich unbeantwortet bleiben, da ich zu sehr mit Geschäften überhäuft war, weshalb ich die Schreiber derselben hier um Entschuldigung bitte. Der Eine bat mich um Zusendung von Tinkturen der von mir ihren Wirkungen nach homöopathisch beschriebenen Arzneimittel; ein anderer Arzt, der aber nicht richtig schreiben konnte, übersendete mir seine ganze Lebens- und Krankheitsgeschichte, mit der Bitte um Rath und Mittel gegen sein jedenfalls — unheilbares Leiden. — Auch Dr. Haubold beehrte mich nach Lesung der von mir gefertigten Schrift „Homöopathisches Heilverfahren in chirurgischen Krankheitsfällen und das Osmium in seinen reinen Arzneiwirkungen. Von Julius Theodor Hofbauer. Leipzig 1835, 8., eines von Dr. Stapf im letzten Bande der Schweikertschen Zeitung im Uebermasse belobten Werkes“ mit einem Briefe, der folgende Worte enthält: Mit wahrem Interesse habe ich Ihr Buch, homöopath.

Heilverf. u. s. w., durchgelesen und daraus manches Neue, mich sehr Ansprechende gelernt, was ich nicht verabsäumen werde in geeigneten Fällen praktisch zu prüfen. Sie haben sich durch die Herausgabe dieses Werkes ein wahres Verdienst um die Homöopathie erworben, welches Sie durch die Hinzufügung der Arzneiwirkungen vom Osmium noch mehr zu steigern suchten. Die angeführten Symptomengruppen sind mir ausserordentlich wichtig und lassen reiche Früchte in der Therapie erwarten u. s. w., u. s. w. — Schon nach wenig Monaten hatte Haubold, wie er mir selbst versicherte, mit dem Osmium eine Leukorrhöe geheilt, welche sich durch die in meiner Schrift angegebenen Symptome charakterisirte. Weniger vortheilhaft hatte es sich ihm bis dahin bei Halsübeln gezeigt.

Die Aufnahme meiner Schriften bei den Koryphäen in der Homöopathie, ihr Urtheil über den praktischen Gehalt derselben und mehre andere Thatsachen beweisen, dass ich die Homöopathie, um deren Beleuchtung ich bemüht war, genau kannte und richtig zu beurtheilen verstand. Nur eine praktische Untersuchung am rechten Orte blieb mir noch übrig.

Ehe ich jedoch weiter gehe, will ich vorerst, um eine feste Basis für meine künftige Untersuchung zu gewinnen, ein Verzeichniss der in dem Institute von mir beobachteten und behandelten Kranken geben. Ich hatte die Direktion desselben vom 1. Januar 1836 bis zum 10. August a. ejusd., wo ich meine Resignation eingereicht hatte. Zwar hatte ich schon früher mein Abdankungsschreiben an Hrn. Schumann als Mitglied der Inspektion eingesendet, aber auf dessen ausdrückliches Ersuchen und aus andern besondern Rücksichten für ihn funktionirte ich noch bis zur gedachten Zeit.

Krankentabelle.

Name u. Geburtsort	Charakter u. Gewerbe	Alter	Krankheit	Aufnahme	Abgang	Geheilt	Rekonvaleszent	Ungeheilt	Gestorben	Bemerkungen
1) Julius Br. aus Glogau	Buchbinder	21	Harnbeschwerden	am 11. Jan.	am 6. Febr.		—			
2) Karl M. aus Markranstädt	Schlosser	19	Phthisis incipiens	am 12. Jan.	am 29. Febr.			—		
3) Rosine P. aus Valzig	Frau	54	Augenentzündung	am 16. Jan.	am 12. Febr.			—		
4) Friedrich F. aus Leipzig	Buchbinder	18	Angina gastrica	am 20. Jan.	am 4. Febr.		—			
5) Georg Wilh. B. aus Bremen	Schumacher	21	chron. Brustleiden	am 22. Jan.	am 8. Febr.		—			
6) Leopold. G. aus Wörlitz	Dienstmädchen	19	Febris gastrica cum menostasia	am 22. Jan.	am 6. Febr.		—			
7) Joh. Gottl. H. a. Kleinhermsdorf	Hufschmied	29	Impetigo	am 2. Febr.	am 27. Febr.		—			
8) Charl. Wilh. Fr. aus Brandis	Mädchen	14½	Necrosis	am 3. Febr.						Der Zustand blieb bis zu meinem Abgang derselbige.
9) Joh. Karl V. aus Gohlis	Buchdrucker	32	chron. Erbrechen	am 9. Febr.	am 21. März			—		Er hatte sein Leiden offenbar simulirt, um hier verpflegt und ernährt zu werden.

10) Christ. Wilh. L. aus Wildenfels	Dienstmädchen	25	Rheumatismus	am 11. Febr.	am 22. Febr.		—			
11) Henr. S. aus Leulitz	Dienstmädchen	27	Rubeolae	am 12. Febr.	am 7. März.		—			
12) Fried. Christ. G. aus Gautzsch	Dienstmädchen	28	Haematemesis	am 17. Febr.	am 28. März		—			
13) Joh. Christ. Sch. aus Schneeberg	Dienstmädchen	28	Hysterie und Epilepsie	am 26. Febr.	am 3. Juni			—		Sie hatte die Epilepsie simulirt u. war früher in ihrer Heimath lange vergeblich behandelt worden
14) Eduard Kr. aus Regensburg	Buchbinder	18	Erysipelas am Fusse	am 3. März	am 9. März		—			
15) Ludw. H. aus Leipzig	Täschner	18	Hydrarthrus	am 9. März	am 27. Apr.				—	in Folge des hektischen Fiebers.
16) Wilh. K. aus Zwenkau	Mädchen	19	Bärmutterblutfluss	am 7. März	am 8. März			—		Verdacht auf Abortus; doch war die Exploration noch nicht angestellt worden.
17) Heinr. Gr. aus Breslau	Schriftsetzer	22	chron. Ausschlag	am 15. März	am 12. Apr.			—		
18) Joh. Fr. R. aus Königsberg	Lackirer	48	Rheumatismus	am 16. März	am 4. Apr.		—			
19) Heinr. S. aus Walsau	Bauerjunge	12	Lymphgeschwülste	am 24. März						Der Zustand änderte sich nur insofern, als nach mehren Monaten eine Geschwulst sich öffnete, die eine beträchtliche Quant. Lymphe entleerte.
20) Wilh. Th. aus Dittmansdorf	Dienstmädchen	20	Amenorrhö	am 28. März	am 9. Juni			—		

Name u. Geburtsort	Charakter und Gewerbe	Alter	Krankheit	Aufnahme	Abgang	Geheilt	Rekonvaleszent	Ungeheilt	Gestorben	Bemerkungen
21) Gottl. M. aus Rötha	Schriftgiesser	51	Bleikolik in geringem Gr.	am 8. April	am 3. Mai		—			
22) Joh. Ros. Th. aus Schmarditz	Bauersfrau	57	chron. Kopfweh	am 8. Apr.	am 30. Apr.			—		
23) Ferdin. V. aus Schneeberg	Buchdrucker	21	Rheumatismus acutus	am 9. Apr.	am 14. Mai		—			
24) Sophia K. aus Pegau	Dienstmädchen	34	Bauchwassersucht	am 11. Apr.	am 26. Juli			—		
25) Joh. Ros. B. a. Fremdeswalde	Ehefrau	34	Hysterie und weisser Fluss	am 8. Apr.	am 21. Apr.			—		
26) Anton G. aus Halberstadt	Schriftsetzer	26	Wechselfieber	am 10. Apr.	am 8. Mai	—				
27) Emma S. aus Halle	Dienstmädchen	23	Angina faucium	am 11. Apr.	am 2. Mai		—			
28) August H. aus Goslar	Buchbinder	19	Luxatio	am 18. Apr.	am 24. Apr.		—			
29) Wilh. N. aus Leipzig	Buchdrucker	23	Bubo	am 16. Apr.	am 25. Juni		—			
30) Johanna H. aus Pegau	Wittwe	63	Neuralgia faciei	am 20. Apr.	am 2. Juli			—		
31) Joh. Doroth. G. aus Lützschena	Dienstmädchen	25	Wechselfieber	am 22. Apr.	am 20. Mai	—				
32) Otto M. aus Leipzig	Buchbinder	20	Wechselfieber	am 28. Apr.	am 21. Mai	—				

33) Joh. Gottfr. E. aus Gohlis	Knecht	22	Wechselfieber	am 5. Mai	am 12. Mai			—		
34) Gottl. G. aus Delitz	Laufbursche	23	Wechselfieber	am 6. Mai	am 8. Juni	—				
35) Joh. Fried. B. aus Merkwitz	Dienstmädchen	21	Gastricismus	am 14. Mai	am 25. Mai		—			
36) Karl B. aus Berlin	Kupferdrucker	23	Wechselfieber	am 11. Mai	am 1. Aug.	—				
37) Wilh. W. aus Camburg	Bäcker	28	Hodengeschwulst	am 19. Mai	am 29. Mai	—				
38) Joh. Gottfr. L. aus Köndler bei Chemnitz	Müller	50	Lähmung der unter Extrem.	am 20. Mai	am 21. Juni			—		
39) Joh. Karl J. aus Leipzig	Tischler	29	Tripper	am 26. Mai						Zur Zeit meines Abganges noch ungeheilt.
40) Sophia B. aus Dresden	Handarbeiterin	58	Pericarditis	am 27. Mai	am 5. Juni				—	
41) Gottl. W. aus Torgau	Schuhmacher	26	Amaurosis	am 30. Mai						Blieb im Bestand. Sein Uebel hatte sich noch gar nicht geändert.
42) Karl Fr. S. aus Schmiedeberg	Tischler	26	Gastricismus	am 1. Juni	am 6. Juli		—			
43) Joh. Christ. Z. aus Reudnitz	Dienstmädchen	19	Leukorrhö	am 1. Juni	am 5. Juli			—		
44) Gottl. B. aus Thonhausen	Schlosser	27	Wechselfieber	am 3. Juni	am 15. Juni	—				
45) Franz L. aus Harschbach	Scheerenschleifer	21	Syphilis primaria	am 4. Juni	am 23. Juni		—			

Name u. Geburtsort	Charakter und Gewerbe	Alter	Krankheit	Aufnahme	Abgang	Geheilt	Rekonvaleszent	Ungeheilt	Gestorben	Bemerkungen
46) Johann L. aus Harschbach	Scheerenschleifer	16	Wechselfieber	am 4. Juni	am 12. Juni	—				
47) Konst. A. aus Leissnig	Commis	19	Skrof. Anschwellungen der Halsdrüsen	am 8. Juni						Bis zum 10. Aug. unverändert.
48) Ernst Gotth. M. aus Löbau	Buchbinder	21	Wechselfieber	am 11. Juni	am 10. Juli	—				
49) Karl Gr. aus Dresden	Instrumentenmacher	32	Wechselfieber	am 11. Juni	am 18. Juli	—				
50) Aug. F. aus Marksuhl	Schriftsetzer	28	Amaurosis	am 14. Juni	am 17. Aug.			—		
51) August St. aus Eisenach	Schriftsetzer	28	Dysacuia	am 12. Juni	am 19. Juni			—		
52) Heinrich H. aus Zschopau	Mechanikus	21	Wechselfieber	am 13. Juni	am 22. Juni	—				
53) Bernh. Pf. aus St. Gallen	Buchbinder	21	Gesichtsausschlag	am 16. Juni	am 24. Juli			—		
54) Fried. Aug. W. aus Roswein	Musikus	28½	Rheumatismus	am 18. Juni	am 2. Juli		—			
55) Joh. Gottl. L. aus Clossa	Knecht	48	Wechselfieber	am 20. Juni	am 11. Juli	—				
56) Wilhelm S. aus Schwerin	Schlosser	24	gastrisch-rheumatisches Fieber	am 28. Juni	am 26. Juli		—			

57) Heinr. Sch. aus Leipzig	Schneiderlehrling	17	ödematöse Geschwulst der Genitalien in Folge von Onanie	am 9. Juli	am 15. Juli		—				
58) Sophie Sch. aus Hain bei Borna	Dienstmädchen	30	Febris gastrica	am 7. Juli	am 11. Aug.	—					
59) Karl G. aus Leipzig	Buchdrucker	27	chron. Brustleiden, Katarrh	am 17. Juli	am 16. Aug.		—				
						13	22	17	2		

Die Gesammtzahl der von mir aufgenommenen und behandelten Kranken betrug 59; darunter sind:

13 Geheilte, 22 Rekonvaleszenten, 17 Ungeheilte, 2 Gestorbene.

Bei meinem Antritte fand ich in der Anstalt nur 8 bis 10 Kranke. Darunter waren zwei mit Syphilis behaftet, wovon der eine vom 9. Dezbr. 1835 bis 7. März 1836 behandelt und der andere vom 20. Dezbr. bis 10. Jan. gebessert entlassen wurde. Eine 33jährige Köchin litt an einer auf dem Krankenjournal als — Unterleibsleiden — bezeichneten Krankheit, mit deren nähern Beschreibung ich im nächsten Abschnitte beginnen werde. Die übrigen Fälle waren chronische Uebel, namentlich Geschwüre und Flechten.

Hier füge ich noch die Bemerkung hinzu, dass die homöopathische Anstalt im ersten halben Jahre nach ihrer Eröffnung meines Wissens gemeinschaftlich von den Dr. Hartmann, Müller und Haubold und in der nachfolgenden Zeit bis zum letzten Dezember 1835 vom Dr. Schweikert dirigirt wurde. Nach im Hauptkrankenbuch genommener Einsicht war im ersten Jahre die Zahl der Geheilten 2, die der Rekonvaleszenten 80, die der Ungeheilten 32 und die der Gestorbenen 4; im zweiten Jahre (1834) hatte man 26 Geheilte, 31 Rekonvaleszenten, 48 Ungeheilte und 9 Gestorbene; und im Jahre 1835 waren 20 geheilt, 25 in der Rekonvaleszenz entlassen, 31 ungeheilt und 8 gestorben. In Bezug auf diese Angaben kann ich jedoch nicht verbürgen, ob die mitunter aufgezeichneten Krankheiten, als z. B. Hirnentzündung, Febris nervosa stupida, wirklich zur Behandlung gekommen sind. Vergleicht man übrigens die hier angegebenen Resultate untereinander, besonders wenn man die Zahl der Ungeheilten und Gestorbenen berücksichtigt; so ergiebt sich als Verhältniss soviel, dass die Ergebnisse während meiner Direktion die günstigsten waren.

Möge nun der Leser uns in folgendem Abschnitte mit Aufmerksamkeit folgen und mit uns zugleich die homöopathischen Heilungen etwas näher betrachten, um eine begründete Ansicht über Homöopathie und ihren wirklichen Standpunkt zu erlangen.

Zweiter Abschnitt.

Die Anzahl der im homöopathischen Institute behandelten und von uns namhaft angeführten Krankheitsfälle ist zwar nicht beträchtlich, aber doch völlig ausreichend, um aus ihnen ein Mittel zu ziehen, wodurch wir das Haltbare oder Unhaltbare, das Gegründet- oder Nichtgegründetsein der Homöopathie als Heilsystem auf direktem Wege darzuthun im Stande sind. Wir dürfen daher eine nähere Bestimmung ihres wahren Wesens und Könnens sowie der Gränzen ihrer Anwendbarkeit in Krankheiten mit Zuversicht erwarten.

Der Anfang meiner Direktion war günstig und aussichtsvoll und der Erfolg schien erfreulich und lohnend, als ich nämlich in einem der mir zuerst zur Behandlung gekommenen Fälle eine rasche und vortheilhafte Wirkung von den angewandten Streukügelchen wahrgenommen zu haben glaubte. Dieser Fall betraf die Christiana Beydin, eine Köchin, 33 Jahre alt und von ziemlich kräftiger Konstitution. Sie war am 11. Dezbr. 1835 in die Anstalt gekommen, mit einem offenbar durch Erkältung veranlassten gastrisch-rheumatischen Fieber, welches mein Vorgänger mit dem Namen eines — Unterleibsleidens — belegt hatte. Zu Anfange hatte Pat. Frost, Drücken in der Herzgrube und Erbrechen gehabt, fühlte sich matt und abgeschlagen, so dass sie das Bett hüten musste. Der früher dagegen gebrauchte Thee von Wermuth, Chamille u. dgl. konnte eher geschadet als genützt haben. Bei ihrer Aufnahme klagte sie über reissendes Kopfweh, Wirbeln im Kopfe, Schwin-

del, Uebligkeit und Neigung zum Erbrechen, welches letztere auch öfters, besonders nach Essen und Trinken, erfolgte. Der Geschmack war angeblich rein, die Zunge jedoch etwas belegt; dabei fortwährende Anhäufung von Schleim im Munde, Drücken in den Präkordien, seit acht Tagen Stuhlverstopfung, Reissen in den Unterschenkeln und Füssen, Schlaflosigkeit, zuweilen Frösteln und fliegende Hitze, Puls natürlich (?). Die Menses waren vor drei Wochen dagewesen. Pat. erhielt am 12. Dez. Nux vomica, worauf keine Veränderung erfolgte; am 13. bis 15. Früh und Abends Ipecacuanha (6), die gleichfalls den Zustand in nichts änderte. Ietzt gab man bis zum 17. Dez. Veratrum. Am 16. erfolgte eine harte Stuhlausleerung; der Schlaf war gut, übrigens Alles wie früher. Am 19. Pulsatilla, am 21. wieder Nux vom. bis zum 24. Dez., wo ein spärlicher Stuhl sich einstellte. Am 27. Sulfur bis zum 31. Dez. Am 1. Jan. 1836 überkam ich die Behandlung. Homöopathisch am entsprechendsten schien Pulsatilla, die ich bis zum 5. Jan. nehmen liess. Schon am 2. Jan. fing der Zustand an sich zu bessern. Am 3. gut geschlafen, freier um den Kopf, weniger matt in den Füssen; die Zunge rein und feucht, die Schmerzen in der Herzgrube völlig verschwunden, kein Erbrechen mehr, ein gewöhnlicher Stuhlgang; Haut weich und thätig, Puls kräftig und voll. Pat. konnte schon besser ausdauern, was von Tag zu Tag besser ging. Am 6. Jan. konnte sie die Anstalt verlassen. Gewiss ein erfreulicher Anfang!

Ehe ich über den eben mitgetheilten Fall etwas Näheres bemerke, will ich erst noch einige der wichtigsten Fälle, besonders jedoch solcher, die einen akuten Verlauf hatten, herausheben.

I. Friedrich Fellmer, 18 Jahr alt, Buchbinderlehrling aus Leipzig, von schwächlichem Körperbaue, litt in seiner Kindheit an Masern und später an kleinen Hautgeschwüren der Unterschenkel, welchen letztern starkes Jucken vorausgegangen war. Am 16. Jan. zog er sich durch Erkältung eine Angina gastrica zu. Es stellte sich Frost mit Zittern und Schwindel, darauf Hitze und Schweiss ein; hierzu gesellten sich noch heftige reissende Schmerzen in der Stirn, Appetitmangel, viel Durst; die Zunge war weiss belegt. Ungeachtet diese Beschwerden

sich bereits gemindert hatten, liess sich Pat. dennoch am 20. aufnehmen. Ausser Appetitmangel, starkem Durst und weissem Zungenbeleg hatte er Schmerz im Halse beim Schlucken, Röthung der Fauces und Steifheit des Halses. Stuhlgang war regelmässig, Puls nicht eben gereizt. Belladonna blieb bis zum folgenden Tag ohne Wirkung. Am 22. Abnahme der Beschwerden, eine spärliche Stuhlausleerung, Vormittags Anwandlung einer Ohnmacht; Jucken an den untern Extremitäten, das Abends mehr zunahm und Röthe und Anschwellung derselben hinterliess; nach Kratzen entstand heftiges Brennen. Abends erfolgte eine Ohnmacht, und auf den Aermen, besonders in der Nähe der Gelenke, zeigte sich deutlich ein nesselartiger Ausschlag, Abends jedesmal am stärksten hervortretend. Am 24. Spannen und Steifheit des Halses, die am 25. noch mehr zunahm und die Bewegung des Kopfes erschwerte, der Nesselausschlag kam blos am 27. wieder zum Vorschein. Am 28. dauerte der Schmerz im Halse noch fort. Allmälig minderten sich indessen die Beschwerden und am 31. zeigte sich die Haut weich und feucht, Puls voll, nicht eben frequent; Abends eine Stuhlausleerung. Am 4. Febr. ward Pat. entlassen. — Die Krankheit dauerte im Ganzen 19 Tage.

II. Emma Schmidt aus Halle, 23 Jahre alt, schwächlich gebaut, hatte früher Scharlach und Masern überstanden. Auch will sie Beschwerden vom Bandwurm gehabt haben. Am 6. April bekam sie in Folge von Erkältung unter allgemeiner Mattigkeit und Frösteln heftige Kopfschmerzen und Appetitmangel und am 8. auch Schmerzen im Halse. Bis zum 11., wo sie in die Anstalt gebracht, war sie von Dr. Müller ohne Erfolg behandelt worden. Sie klagte jetzt über stechendes Kopfweh, Brausen und Klopfen im Kopfe, Schwindel und Läuten vor den Ohren, Stechen im Halse, besonders beim Schlingen, Ziehen und Spannnen nach dem Nacken zu; die Fauces besonders linker Seite, waren angeschwollen, Mund und Hals trocken, Zunge weiss belegt, Appetit gering, Durst vermehrt, Stuhlgang nach 6 Tagen erst heute erfolgt. Dabei grosse Abgeschlagenheit, öftere Hitze, zeitweise Herzklopfen, Puls voll und etwas gespannt, sonst nichts Bemerkenswerthes. Vom 2. bis 7. April flossen die Menses, an deren Stelle dann, wie

auch öfters in früherer Zeit, Abgang weissen Schleimes aus der Scheide sich zeigte. Pat. erhielt Belladonna. Am 14. Besserung; guter Schlaf, etwas Appetit. Am 15. wahrscheinlich in Folge des Luftzuges, dem sie am Fenster ausgesetzt war, stellte sich Zahnweh ein, welches den Schlaf störte, begleitet von Benommenheit des Kopfes und Schwindel beim Gehen. Am 16. kam drückendes Kopfweh hinzu. Bisher war kein Stuhl erfolgt. Pat. erhielt Nux vomica. Erst am 19. erfolgte eine harte Stuhlausleerung. Bis zum 22. abwechselnd besser und schlimmer. Die Nux vomica ward repetirt. Am 23. eine Stuhlausleerung und der übrige Zustand leidlich bis auf das Zahnweh, welches die eine Gesichtshälfte einnahm und sehr oft wiederkehrte. Dieser wechselnde Zustand dauerte noch am 2. Mai fort, wo Pat. die Anstalt verliess.

III. Leopold. Göttert aus Wörlitz, 19 Jahre alt, Dienstmädchen, von kräftigem Körperbau, als Kind von den Kuhpocken befallen, im vorigen Jahre zum ersten Male menstruirt, und zwar regelmässig bis Michaelis. Seit dieser Zeit blieben die Menses ohne bekannte Veranlassung aus und es stellten sich dafür Brustbeklemmung, Kurzathmigkeit, Drücken in der Herzgrube, Appetitmangel und Müdigkeit ein. Diese Beschwerden wurden angeblich durch Pulsatilla auf einige Zeit beseitigt, kehrten aber vor vier Wochen wieder zurück und nahmen am 17. Jan. in dem Grade zu, dass Pat. ihre Arbeiten nicht mehr verrichten konnte und am 22. Jan. ihre Zuflucht zu uns nahm. Bei der Untersuchung ergab sich Folgendes: drückend pressender Schmerz in der Stirn, der sich zugleich über die Augen verbreitete; zuweilen Benommenheit des ganzen Kopfes, Brausen vor den Ohren und Flimmern vor den Augen, wenig Appetit, sehr viel Durst, täglich mehrmals Erbrechen bittern Schleimes, häufiges Aufstossen von Luft, durchfällige Sühle, öfters Brustbeklemmung mit Angst, heftig ziehender Schmerz vom Kreuze nach dem Unterleibe und besonders nach den Beckenorganen und Schenkeln zu; Abgeschlagenheit des ganzen Körpers und Frösteln, Puls beschleunigt. Pat. erhielt Pulsatilla. Am nächsten Tage viel trockne Hitze, vorige Nacht vier und am Tage zwei dünne Stuhlausleerungen; Schlaf unruhig, Kopfschmerz vermehrt, die Brust leichter; öfteres Aufstossen, kein

Erbrechen, Unterleib schmerzhaft, auch beim Drucke; Puls weniger frequent, voller, wellenförmig. Am 24. die Nacht wenig Schlaf und mehre dünne Stühle; das Kopfweh dauerte fort, der Schmerz im Unterleibe war geringer, Durst stärker, Hitze noch trocken, Puls frequent und voll; dabei zu Zeiten Rucke durch den Körper, wie im Zusammenschrecken. Am 25. die Nacht wenig Schlaf; der Schmerz im Kopfe, Leibe und Kreuze nicht mehr beträchtlich; weniger Hitze, Puls natürlich; Zunge feucht, etwas Appetit, luftiges Aufstossen, einige dünne Stühle. Am 26. Nachts zwei dünne Stühle, ziemlich ruhiger Schlaf; Kreuzschmerz vermehrt, wenig Hitze und Durst, Puls ruhig, voll; mehr Appetit. Pat. befand sich einige Zeit ausser dem Bette, fühlte sich aber noch sehr matt. Am 27. vor Mitternacht viel trockne Hitze und Unruhe, darauf leidlicher Schlaf; Kopf freier, Leibschmerz verschwunden, keine Stuhlöffnung. Die Besserung schreitet rasch vorwärts. Bisher war täglich Pulsatilla gegeben worden. Am 29. hatte Pat. in Folge eines geringen Aergernisses Abends Erbrechen und darauf eine unruhige Nacht; Kopf- und Leibweh war in höherm Grade zurückgekehrt, Appetit jedoch besser, zwei ordentliche Stühle; Puls ruhig. Sie bekam Nux vom. Am 3. Febr. besserte sich der Zustand immer mehr; Abends repetirten blos die Kopfsehmerzen. Pat. fühlte sich nur noch matt, konnte jedoch ohne Beschwerde umhergehen, und am 6. Febr. ward sie entlassen.

IV. Joh. Fried. Bendorfin aus Merkwitz, 21 Jahre alt, kräftig gebaut, hatte die gewöhnlichen Kinderkrankheiten überstanden und bekam zwischen dem 14 und 15 Lebensjahre die Menstruation, die seither immer nur schwach floss, öfters 2—3 Monate aussetzte und vor acht Tagen zum letzten Male erschien. Seit 14 Tagen hatte sich ein Unwohlsein eingestellt, das in Wechsel von Frost und Hitze, mit Kopfweh, Appetitlosigkeit und bitterm Geschmack bestand. Diese Beschwerden steigerten sich; Pat. musste das Bett hüten und nahm auf Anordnung des Dr. v. Zenker ein Emeticum. Am 14. Mai suchte Pat. Zuflucht in der homöopathischen Anstalt. Sie klagte über vorübergehendes Frösteln mit Dehnen und Ziehen in den Gliedern, worauf Hitze, Durst und Schweiss folgten, zugleich auch über pochendes Kopfweh, besonders beim Aufrichten, Ueblig-

keit, bittern Geschmack, bitteres Aufstossen, Appetitmangel; Zunge ziemlich rein, Drücken in der Herzgrube; Stuhl verstopft. Die Gesichtsfarbe gelblich, die Kräfte ermattet, Puls etwas beschleunigt; Nachts trat Schweiss ein. Pat. erhielt Nux vomica und ein Klystir, welches eine Stuhlausleerung zur Folge hatte. Am 16. Nachts ruhiger Schlaf; wenig Kopfweh, etwas Schweiss, Puls frequent, beim Aufrichten Hitze und Uebligkeit, Geschmack bitter, Druck in der Herzgrube gering. Am 17. war Pat. ausser dem Bett; am 18. erfolgte eine Stuhlausleerung und der Zustand besserte sich augenscheinlich. Am 21. klagte sie wieder über Mattigkeit und Schwere in den Beinen und über Kurzathmigkeit beim Treppensteigen. Ich verordnete noch China (6). Am 26. verliess Pat. die Anstalt.

V. Christ. Wilh. Leuschelin aus Wildenfels, 25 Jahre alt, Dienstmädchen, venöser Konstitution, früher am Scharlach wie auch an Masern und Pocken erkrankt gewesen, seit ihrem 16. Lebenjahre regelmässig menstruirt, bekam jetzt seit einigen Tagen Reissen in den Beinen, darauf starken Schnupfen, der sich am nächsten Tage wieder verlor, und dann heftiges Reissen in der linken Kopf- und Gesichtshälfte, mit allgemeiner Abgeschlagenheit. Dr. Müller, der sie bisher behandelt hatte, wies sie in die homöopathische Anstalt. Am 11. Febr. ergab sich hier bei der Untersuchung Folgendes: Appetitmangel, belegte Zunge, Trockenheit im Munde und Durst, bitterlicher Geschmack, ordentlicher Stuhl; Stockschnupfen und etwas trocknes Hüsteln, öfteres Frösteln und Hitze, Puls frequent, wenig Schlaf; wechselnde Hitze am Kopfe und Schwindel, Reissen in der ganzen linken Kopfhälfte sowie in einigen Gliedern, dabei Mattigkeit. Die Menses flossen vorige Woche regelmässig. Pat. erhielt Bryonia. Am 12. wenig und unruhiger Schlaf, das Reissen im Kopfe anhaltend, die Augen gegen Licht empfindlich, Hitze im Gesicht, übrigens wie vorher. Am 14. vor Mitternacht ruhiger Schlaf, dann wieder heftiges Kopfreissen mit Schmerzhaftigkeit des einen Auges; die Haut feucht, Puls nicht beschleunigt; etwas Appetit. Der Zustand besserte sich allmälig immer mehr. Am 17. reichlicher Schweiss, Puls voll und kräftig; Schmerzen völlig verschwunden; Appetit gut, eine Stuhlausleerung. Am 22. ward Pat. entlassen.

VI. Fried. Aug. Walther aus Rosswein, 28½ Jahr alt, dürftig genährt, Musikus, litt als Kind an Rhachitis, später zweimal an der Krätze, vor vier Jahren an rheumatischem Fieber, welches letztere ihn auch jetzt seit vier Wochen wieder befallen hat. Am 18. Juni klagte er über Stechen, Reissen und Pochen in den Armen und Beinen, besonders in den Gelenken, welche zeitweise auch anschwollen. An der Hand zeigte sich eine rothe, etwas glänzende Geschwulst; dabei starke Hitze und viel Schweiss, gereizter, frequenter Puls, wenig Schlaf, vermehrter Durst; Appetit leidlich, Zunge etwas weiss belegt, Stuhlgang einen Tag um den andern. Pat. erhielt Bryonia. Gegen Abend vermehrte Schmerzen, die Füsse konnten nicht bewegt werden; Nachts wenig Schlaf und viel Schweiss. Am 19. Abnahme der Schmerzen und der Geschwulst der rechten Hand, dagegen fing jetzt die linke an anzuschwellen. Am 20. starker Schweiss; Schmerz und Geschwulst sehr gemindert; Appetit und Stuhlgang ordentlich. Am 21. Nachts leidlicher Schlaf, wenig Schweiss; die Hände waren nicht mehr geschwollen, auch nicht schmerzhaft, während hingegen die Schmerzen in den Füssen fortwährten; Puls beschleunigt, im Halse Drücken beim Schlingen und Steifheit des Nackens. Am 22. hatte die Geschwulst der Füsse abgenommen, zeigte sich aber wieder an dem rechten Arme und der Hand sowie am Knie; Schlaf unruhig, reichlicher Schweiss, ordentlicher Stuhlgang. Am 23. wenig Schlaf und mässiger Schweiss; am linken Arme zeigte sich etwas Geschwulst, während die sammt den Schmerzen an den andern Theilen völlig verschwunden war. Uebrigens bot sich nichts Bemerkenswerthes dar. Am 24. hatte Pat. Nachts leidlich geschlafen, stark geschwitzt, und fühlte sich bis auf die Steifheit des Nackens wohl, so dass er im Zimmer umhergehen konnte. Appetit war gut, Stuhlgang erfolgte regelmässig. Am 25. guter Schlaf und starker Schweiss, der Nacken freier; früh einige durchfällige Stuhlausleerungen. Bis zum 27. reichlicher Schweiss und ein dünner Stühl. Das Schwitzen dauerte mässig fort und der Zustand besserte sich dabei sichtlich. Am 2. Juli war Pat. hergestellt.

VII. Ferd. Viehweg aus Schneeberg, 21 Jahre alt, Buchdrucker, von venös-skrofulöser Konstitution, in seiner Kindheit

von den Masern heimgesucht und bis zum 6. Lebensjahre mehrmals von schmerzhaften Gelenkanschwellungen befallen, bekam am 5. April plötzlich Schwindel und darauf heftig stechende Schmerzen im ganzen rechten Beine und linken Fusse, vorzüglich jedoch in den Gelenken. Diese Theile schwollen an und konnten nicht bewegt werden; die Nacht ward schlaflos hingebracht. Am folgenden Tage verbreiteten sich die Schmerzen sowie die Geschwulst über die linke Hand und den ganzen Arm und endlich auch über den rechten Arm und den ganzen linken Schenkel. Der rechte Arm und der linke Schenkel waren ganz unbeweglich und die Schmerzen, welche bei Bewegung und Berührung sich steigerten, weit heftiger, als in den übrigen Theilen; Hände und Finger hatten ein glänzend rothes, beinahe erysipelatöses Aussehen. Appetit war gering, Geschmack bitter, Zunge stark gelblich belegt, täglich zwei bis drei dünne Stuhlausleerungen; Gesicht roth, Haut heiss, theilweise gespannt, dabei heftiger Durst, allgemeine Hitze und ein so reichlicher Schweiss, dass täglich mehre Hemden durchnässt wurden. Puls zeigte sich beschleunigt, nicht hart. So war der Zustand am 9. April. Pat. erhielt Rhus. Am 10. Nachts einige Stunden Schlaf, kein Schweiss; Schmerzen und Geschwulst dauerten in gleichem Grade fort; früh eine dünne Stuhlausleerung. Am 11. weniger Ruhe wegen Zunahme der Schmerzen; auch das Schultergelenk nahm jetzt Antheil und war stark geschwollen und sehr schmerzhaft, so dass Pat. immer in einer Lage bleiben musste. Die Haut fing wieder an thätig zu werden. Ich verordnete Bryonia. Am 12. leidlicher Schlaf, etwas Schweiss; öfteres Drängen zum Uriniren, seit dem vorigen Tage fehlte die Harnentleerung gänzlich, erst gegen Abend ging reichlich ein dunkel orangegelber Harn unter geringem Schmerze ab. Den Tag über beständiges reichliches Duften der Haut. Am 13. die Nacht wenig Schlaf; die Schmerzen geringer, Haut weich und feucht, Puls voll und etwas beschleunigt; dem Uriniren geht immer Drängen voraus; Appetit gering, Zunge noch gelblich belegt, Geschmack salzig; ein harter Stuhlgang erfolgte erst gegen Abend. Am 14. war die Nacht ziemlich ruhig hingegangen; die Harnexkretion geschah leichter und reichlicher. Am 15. die Nacht fast gar kein

Schlaf wegen Steigerung der Schmerzen in der linken Hand und in den Füssen. Pat. bekam Pulsatilla. Am 16. eine schlaflose Nacht, den Tag über Schlaf; das rechte Bein und der rechte Arm ziemlich frei, dagegen das linke Bein und der linke Arm noch geschwollen, schmerzhaft und steif; das Duften der Haut währte fort und der Zustand erschien im Allgemeinen viel besser. Der Harn geht in grösserer Quantität ab und bildet ein Sediment. Am 17. vermochte Pat. einige Zeit ausser dem Bette zu sein und auch selbst zu essen. Die Nacht verlief ruhig; gegen Abend Stuhlgang und Schweiss. Am 18. erquicklicher Schlaf; die Schmerzen gering, der linke Mittelfinger dagegen mehr geschwollen und schmerzhafter. Ebenso am 19. Apr. Am 20. Appetit besser und eine Stuhlausleerung. Am 22. befand sich Pat. fast ganz wohl und konnte sich im Freien bewegen. Nachts stellte sich wieder Schmerz im linken Fusse ein. In den nächsten Tagen kehrten die Schmerzen gelind abwechselnd bald in diesem bald in jenem Theile wieder. Am 7. Mai liess ich Sulfur verabreichen. Bis zum 13. Mai stellten sich immer noch geringe Anfälle von Schmerz bald hie bald da ein. Am 14. verliess Pat. die Anstalt.

VIII. Henr. Schwarzin aus Leulitz, 27 Jahre alt, Dienstmädchen, von venös-skrofulöser Konstitution, vollsaftig und kräftig gebaut, litt in ihrer Kindheit am Scharlach und an Masern, später an Gelbsucht. Die Menstruation trat erst im 19. Lebensjahre ein und floss von dieser Zeit an immer regelmässig. In den letzten zwei Monaten zeigten sich die Menses alle vierzehn Tage und hielten allemal gegen acht Tage an. Am 9. Febr. stellte sich ein Unwohlsein ein, welches mit starkem Froste, Appetitlosigkeit, Schnupfen, Husten, Schwindel und allgemeiner Mattigkeit begann. Diese Beschwerden vermehrten sich und es kam endlich ein rothfleckiger Ausschlag an den Händen zum Vorschein, der sich allmälig über den ganzen Körper verbreitete. Am 12. bei der Untersuchung klagte Pat. über Schwere des Kopfes und Schwindel, drückenden Schmerz in der rechten Halsseite, Appetitmangel bei weissbelegter Zunge, Trockenheit im Halse, starken Durst, Erbrechen schleimiger Massen, Völle im Magen nach dem Essen. Der Stuhlgang seit drei Tagen nicht erfolgt, die Harnexkretion

vermindert; dabei Schnupfen, trockner Husten, kurzer, schneller Athem; grosse Mattigkeit und Zerschlagenheit des ganzen Körpers, ziehende und reissende Schmerzen im Rücken bis ins Kreuz hinab, sowie auch, nur in schwächerem Grade, in den Aermen und Beinen. Ueber den ganzen Körper erschienen einzelne hochrothe, etwas erhabene Flecken, in grossen und kleinen Partien nebeneinander, besonders an den Händen und Schenkeln; Puls sehr frequent; Schlaf nicht gestört. Die Menses flossen vom 7ten bis heute ordentlich. Pat. erhielt Aconitum. Gegen Abend bis Mitternacht viel Schweiss, dabei unruhiger Schlaf. Am 13. der Kopf schwer und benommen, Husten geringer, Athem noch beengt, Puls frequent und voll, die Haut trocken, die Temperatur nicht sehr erhöht, das Exanthem sehr langsam sich entwickelnd. Abends Exazerbation des Fiebers, Zunahme des Hustens und der Athembeengung, Haut heiss, Puls stark und accelerirt; eine Stuhlausleerung. Das Exanthem entwickelte sich nicht von oben nach unten, sondern erschien an verschiedenen Stellen zugleich und vorzüglich an Händen und Schenkeln. Am 14. vor Mitternacht unruhiger Schlaf; das Exanthem zeigte sich jetzt auch im Gesicht; Husten mit wenig Schleimauswurf; Abends stärkeres Fieber, Haut heiss und etwas feucht, Puls gereizt, Athem kürzer und beengter. Am 15. Nachts ruhiger Schlaf; Kopf noch schwer, beim Aufrichten Brausen darin; Husten mässig, Brust freier, mehr Appetit, Stuhl natürlich; das Exanthem fängt an, in der Mitte blässer zu werden, gegen Abend geringe Exazerbation. Am 16. Nachts guter Schlaf, mässiger Schweiss; früh Steifheit des Nackens, Appetit jedoch besser, Geschmack rein, Stuhl regelmässig; das Exanthem verschwindet allmälig an einzelnen Stellen, ohne dass Abschilferung sich zeigt. Puls natürlich, Abends wenig Fieberaufregung mit Drücken in den Augen. Am 17. Febr. reichlicher Schweiss, ohne Störung des Schlafs; früh Wohlbefinden; Husten unbedeutend, Exanthem blässer. Am 18. nächtliche Unruhe und ein Gefühl von Beengung der Brust; Duften der Haut, Kopf freier, Ausschlag schwindet, vorzüglich an den Füssen, und die Haut fängt an stellenweise sich abzulösen. Am 19. kleienartige Abschilferung; am 20. Abends etwas Geschwulst des Füsse. Am 22. verbreitetere Abschilferung; gegen

Abend schwollen die Füsse wieder an; Stuhlgang einen Tag um den andern; das Allgemeinbefinden gut. Am 23. nach einem kleinen Aerger Unwohlsein und Kopfweh, was aber bis zum nächsten Tag sich wieder verlor. Am 25. starke Abschilferung der Haut; die Fussgeschwulst ist völlig verschwunden und die Kräfte sammeln sich allmählig wieder. Am 28. wieder Mattigkeit und Schwere in den Füssen, nach dem Abendessen etwas Erbrechen und drückendes Kopfweh, welches Nachts den Schlaf störte. Am 1. März Munterkeit, nur etwas Reissen im rechten Knie; die Haut schilfert sich noch ab. Am 7. März hatte Pat. blos noch etwas Reissen im Knie und verliess die Anstalt.

IX. Sophie Schellenberg aus Hain bei Borna, 30 Jahre alt, Dienstmädchen, von venöser Konstitution und zartem Körperbau, hat in früherer Zeit ausser den Masern keine Krankheit erlitten. Kurz vor Ostern ward sie durch den Tod ihrer Schwester sehr niedergeschlagen und in Trauer versetzt. Von dieser Zeit an fühlte sie sich unwohl, doch ohne dass sich ein bestimmtes Kranksein aussprach. Seit acht Tagen bekam sie Frost und Hitze, die mit einander abwechselten, und ward bettlägerig. Dabei hatten zugleich Brustschmerz, etwas Husten, Appetitlosigkeit, viel Durst, Trägheit des Stuhls, starkes Kopfweh, Schlaflosigkeit und mehr und mehr zunehmende Mattigkeit sich eingestellt. Dr. Haubold, in dessen Behandlung sie seither stand, gab ihr am 30. Juni Arsenicum, am 2ten und 3ten Juli Arnica, am 5. Juli Bryonia und am 6. Juli Acidum phosphoricum. Der Krankheitszustand blieb indessen unverändert, und Haubold liess deshalb Pat. am 7. Juli in die Anstalt bringen, mit einem Billet an mich, worauf er bemerkt hatte, dass er mir eine Kranke mit *Febris nervosa stupida* zuschicke. Bei der Untersuchung zeigte sich Folgendes: Abgeschlagenheit der Kräfte, Neigung zum Schlafen ohne Phantasien, Schwere und Benommenheit des Kopfes, Appetitlosigkeit, übler Mundgeschmack bei ziemlich reiner, aber nicht trockener Zunge, Trockenheit im Halse, starker Durst, Abwesenheit besonderer Abdominalstörungen, am vorigen Tage eine spärliche Stuhlausleerung, drückender Brustschmerz, zuweilen Husten mit etwas schleimigem Auswurf, öfteres Stöhnen; Haut weich,

Puls nicht eben frequent, weder hart noch schwach, etwas klein. In der sensoriellen Sphäre zeigte sich nur das Gemüth in einigem Grade deprimirt. Die Menstruation hatte vor 14 Tagen ihren gehörigen Fortgang. Pat. erhielt Pulsatilla. Hierauf erfolgte nicht die geringste Veränderung. Ich verordnete daher eine Auflösung des Tartarus stibiatus in refracta dosi, um auf das Nervensystem umstimmend und auf den Darm ableitend zu wirken. Am 9. Juli vor Mitternacht leidlicher Schlaf; etwas kurzer Athem und Beengung der Brust, viel Durst, Zunge ziemlich rein, feucht, Puls kräftiger und voller, Haut weich, bei Tage öfters Schlummer und dabei ruhige Rückenlage. Es wurde Arsenicum dargereicht. Am 10. keine wesentliche Veränderung. Der Kräftemangel gestattete nicht, wie es schien, den freien Gebrauch der Glieder. Die Haut zeigte sich jetzt beständig feucht, zuweilen stark schwitzend, der Puls voll und wenig beschleunigt; dabei Trockenheit im Munde, Zunge jedoch feucht; der Genuss von etwas Suppe bekommt wohl; in den letzten 24 Stunden drei dünne Stühle, Urin etwas dunkel gefärbt. Pat. erhielt von jetzt an weiter nichts als zu Zeiten einen Esslöffel voll alten Rheinwein. Den Abend darauf hatte sich der Zustand weit günstiger gestaltet. Am 11. Juli war das Befinden sehr erträglich, das Gemüth mehr aufgerichtet und belebter; zuweilen Schlaf und Schweiss. Auch den Tag über befand sie sich sehr wohl, schwitzte Nachmittags stark und hatte Abends eine Darmausleerung. Am 12. Juli guter und erquickender Schlaf; die Bewegung des Körpers freier, die Kräfte jedoch noch ermattet. Bis zum 13. schritt die Besserung unaufhaltsam vorwärts. Am 14. eine ruhige Nacht; den Tag über Husten und Brustbeklemmung, was auch am 15. noch Statt hatte. Der wiederholte Gebrauch eines Fussbades hob indessen auch diese Beschwerde. Am 17. nach einem guten Schlafe die Brust frei, Appetit mittelmässig, Stuhlgang ordentlich; Pat. sitzt im Bette etwas auf. Am 18. und 19. lockerer Husten, die Brust jedoch ganz frei; die Kräfte heben sich. So besserte sich der Zustand von Tag zu Tag. Am 25. Juli ward die Kranke entlassen.

Werfen wir nun noch einen Blick auf die hier mitgetheilten Krankheitsgeschichten zurück. Was zunächst den Fall der

Christ. Beydin betrifft, so schäme ich mich keineswegs zuzugestehen, dabei in eine Selbsttäuschung verfallen zu sein, die mich glauben liess, dass der Gebrauch der homöopathischen Streukügelchen die Krankheit bekämpft und die schnelle Rückkehr der Gesundheit bedingt hätte. Die Beobachtung späterer Fälle und eine ruhige Ueberlegung und Prüfung berichtigte jedoch glücklicherweise meinen Irrthum und ich erlangte bald die feste Ueberzeugung, dass hier die Autokratie oder die Selbstmacht der individuellen Natur einzig und allein der Arzt oder die Potenz ist, welche die Krankheiten, solange sie an extensiver und intensiver Grösse eine gewisse Entwickelungsstufe nicht überschreiten, beschwichtigt und heilt. Dieses freie und ungezwungene Bekenntniss dient als Beweis, dass ich meine Beobachtung in der homöopathischen Anstalt mehr mit Parteilichkeit für die Homöopathie als gegen sie begann und dass es sich von meiner Seite lediglich um Auffindung eines Mittelpunkts, der nackten Wahrheit, handelte. Die genannte Kranke hatte sich ihr Uebel ohne Zweifel durch Erkältung zugezogen. Als ich sie zur Behandlung überkam, hatte sie bereits seit drei Wochen gelitten; es war also der höchste Termin gekommen, wo bei sonst zweckgemässem Regimen Krisen zu erwarten stehen. Ein Wendepunkt war bereits am 1. Jun. eingetreten, wo sich der Anfang zur Krise durch vermehrte Turgeszenz der Haut, durch Hebung und Füllung des Pulses u. dgl. ankündigte; die Haut ward weich und duftend, und mit dem Eintritte dieser Veränderungen hörte in den folgenden Tagen das Erbrechen auf und alle übrigen Beschwerden verminderten sich allmälig. In eben dem Masse, als die Haut sich thätig zeigte, regelten sich die organischen Funktionen; die Zunge ward feucht und rein, die Schmerzen in der Herzgrube schwanden, Stuhl und Harnabgang wurden regelmässig, ein ruhiger und erquickender Schlaf verlieh neue Kräfte, Schwindel und Kopfaffektion liessen dabei völlig nach und alle Lebensthätigkeiten nahmen ihre normale Richtung wieder an. Eine Störung der Krisen konnte nicht wohl Statt finden, da die Kranke während dieser Zeit noch das Bett hütete und dem Einflusse äusserer Schädlichkeiten völlig entzogen blieb. Der Verlauf der Krankheit war somit ganz natürlich, hätte aber

mindestens um 8 Tage abgekürzt werden können, wenn man sich solcher Mittel bedient hätte, von denen Erfahrung gelehrt hat, dass sie auf die hier verletzten oder unterdrückt gewesenen Funktionen eine bestimmte und konstante Wirkung vortheilhaft hervorbringen. — Noch weit augenfälliger zeigte sich dieser natürliche Gang einer akuten Krankheit in ihrer Entwickelung bis zu ihrem Ende in den neun folgenden Fällen. Bei jeder künftigen Beobachtung fand ich meine im vorigen Falle gewonnene Ueberzeugung von Neuem bekräftigt und bis zur unumstösslichen Wahrheit erstarkt. Ad I. ist zu erinnern, dass die Krankheit bereits im Abnehmen war, als Pat. in die Anstalt kam. Noch mehr minderte sich das Uebel, als der Kranke einer gehörigen Pflege genoss und einer gleichmässigen Temperatur ausgesetzt war, besonders mit dem Eintritte vermehrter Hautthätigkeit. Die anginösen Beschwerden waren sehr unbedeutend und belästigten nur sehr wenig; am meisten zeigten sich die äussern Partien des Halses betheiligt, unter vorwaltendem Gastrizismus. Die Erscheinung des nesselartigen Ausschlags konnte Folge gastrischer Reize oder auch von einer besondern Vulnerabilität der Haut abhängig sein; eigentliche Urticaria war es nicht. Aehnliche Veränderungen auf der Haut sieht man öfters auch nach vielem Schwitzen (*Sudamina*) entstehen, ebenso Friesel. Das Spannen und die Steifheit des Halses, worüber Pat. am 14. klagte, war offenbar von Entblössung dieses Theils während der Nacht entstanden. Uebrigens zeigte sich auch hier unverkennbar eine Krise durch die Haut, in Folge deren die Krankheit immer mehr abnahm und die unstreitig mehr in die Augen gefallen wäre, wenn Pat. mehr Kraft und innere Energie zur Reaktion in sich getragen hätte. Auch würde Pat. schneller von seinem Uebel befreit worden sein, hätte er gleich anfangs einer aktiven Hülfe sich bedient. — Der Fall II. war ebenfalls eine gelinde Angina mit geringem Gastrizismus, eine Komplikation, die äusserst frequent ist. In geringem Grade fand dabei noch rheumatische Affektion des Kopfes Statt, die jedoch bei Personen, die gegen atmosphärische Einflüsse, besonders gegen feuchte Kälte, Zugluft sehr empfindlich sind, fast stets sich einzustellen pflegt und dann gewöhnlich ebenso leicht wieder schwindet. Das Uebel

endete, ohne sich zu einem gewissen Höhepunkt auszubilden, mehr per lysin; zu eigentlich kritischen Erscheinungen kam es nicht, was theils von dem geringen Grade der Krankheit theils von einem Mangel reaktiver Kräfte abhängig gewesen sein dürfte. Die Nux vomica, welche die Homöopathiker als ein so zuverlässiges Specificum gegen Stuhlverstopfung rühmen, blieb hier, wie in allen andern von mir beobachteten Fällen, völlig erfolglos. Der Gebrauch warmer, später kühler Bäder würde diesen Kranken wichtige Dienste geleistet haben. Der Fall III. endete deutlich unter Krisen. Vom Anfange an zeigten sich Erscheinungen ungleichmässiger Blutvertheilung, eines gestörten Zu- und Rückflusses und dadurch bedingter örtlichen Anhäufungen, die Menstrualstörungen immer vorausgehen und oft auch sie begleiten. Dadurch werden die Lebensthätigkeiten des Organismus immer mehr oder weniger umgestimmt, die Innervation des Blutes beschränkt oder mindestens abnorm modifizirt, das Gleichgewicht zwischen Nerven- und Gefässleben gestört und unter solchen Umständen der Thierkörper für den Eindruck äusserer Schädlichkeit um vieles empfänglicher gemacht; atmosphärische Einflüsse, besonders Kälte, Feuchtigkeit, ebenso Diätfehler, üben dann ihre schädliche Gewalt um so leichter aus. Auf diese Weise kam die Bildung eines gastrischen Fiebers zu Stande. Leicht hätte man hier den Anzug einer Typhlitis (*Dothienoenteritis*) besorgen können, wenn diese Besorgnisse nicht der Abwesenheit besonderer Erscheinungen und einer richtigen Auffassung des Krankheitsprozesses gewichen wären. Auch eine pneumonische Affektion hätte sich entwickeln können, wenn besonders äussere Bedingungen dabei günstig mitgewirkt hätten. So verblieb es jedoch bei einem gutartigen gastrischen Fieber, dessen nahe bevorstehende Entscheidung sich aus der eingetretenen Unruhe im Gefolge andrer oben angegebenen Symptome sich vorausbestimmen liess. Die Krise vollzog sich dann bald durch den Darm, wie dies bei regelwidriger Thätigkeit in den Abdominalgefässen und -nerven sehr gewöhnlich ist; mit dem Eintritte der durchfälligen Stuhlausleerungen hob und füllte sich der Puls, das Gleichgewicht im Kreislaufe kehrte zur Normalität zurück und alle Beschwerden liessen allmälig nach und hörten endlich ganz auf.

Die Art und Weise, wie sich das Uebel entschied, hatte ohne Zweifel einen mächtigen Einfluss auf eine freiere, gleichmässige, dem Zweck der organischen Metamorphose entsprechende Vertheilung des Blutlebens im Unterleibe und besonders auch auf die Menstruation, die, wie oben bemerkt, bei der vorgeschrittenen Entwickelung der zu diesem physiologischen Akte bestimmten Sphäre viel zu spät sich eingestellt hatte; ein Umstand, der einen früher bestandenen Torpor der Bauchorgane zuverlässig voraussetzen liess. Aus dem kurz gezeichneten Verlaufe der Krankheit dürfte wohl Jeder leicht erkennen, dass die Pulsatilla ohne allen Einfluss darauf geblieben ist und dass die Natur selbst ihre grösste Thätigkeit auf einer Bahn entwickelte, auf der sie am sichersten zu ihrem Ziele gelangte und Vieles ausglich und regelte, was die Kunst nicht immer so leicht erspäht noch ermöglicht. — In dem Falle IV. erblicken wir ebenfalls das Bild eines gastrischen Fiebers, bei dem jedoch den besondern Erscheinungen nach das Biliöse vorherrschte. Das verabreichte Emeticum hatte die weitere Ausbildung desselben offenbar verhindert und seinen Verlauf abgekürzt, wenn auch die Heilung vielleicht ohne ein solches zu Stande gekommen wäre. Schon an dem Tage der Aufnahme trat Nachts Schweiss ein, der auch am dritten Tage noch fortwährte, wo Pat. schon wieder ausser dem Bette sein konnte. Ausser der künstlichen Entleerung durch das Brechmittel war die darauf folgende vermehrte Hautthätigkeit das entscheidende Moment für die Krankheit. Kaum war die Krise beendigt, als sich alle übrigen Funktionen normalisirten, Stuhl und Harn regelmässig abgingen, Schlaf ruhig ward und die Kräfte sich wieder sammelten. Die febrilen Symptome waren hier nur sehr schwach angedeutet, obgleich die Krisis deutlich genug in die Augen fiel; diese schwache Reaktion rührte zweifelsohne von unzureichender Energie des Blutlebens her, denn Pat. neigte zur Chlorosis. Hieraus erklärt sich auch die lange vorausgegangene Regelwidrigkeit der Menstrualverrichtung sowie auch die zurückbleibende Schwere in den Beinen und die Kurzathmigkeit beim Steigen. Diese Beschwerden aber lassen sich weder durch China noch durch sonstige Mittel — homöopathisch angewandt — beseitigen, da die Herzthätigkeit, die bei Chlorosis immer

auf eigenthümliche Weise krankhaft gestimmt ist, dergestalt, dass dadurch nicht allein eine Reihe von Erscheinungen, die auf ein dynamisches Missverhältniss und selbst veränderten Chemismus des Blutes sich zurückführen lassen, sondern auch manchfache Beschwerden und selbst eine merkwürdige Disposition zu Endocarditis bedingt werden können, durch blosse körperliche und geistige Diät, Bewegung im Freien u. dgl. nicht so leicht in den Zustand normaler Energie und Kraft erhoben werden dürfte. — V. Hier haben wir einen Fall von gastrisch-rheumatischem Fieber, welches in einem Zeitraume von 8—14 Tagen seinen Kyklus durchmachte. Schon am 3. Tage nach der Aufnahme zeigten sich in der zunehmenden Unruhe der Kranken die ersten Bewegungen zur Krisis, die in den nächstfolgenden Tagen sich realisirte und vollendete. Die Haut duftete beständig und war mit Schweiss bedeckt, wobei die Kranke sich erleichtert fühlte und allmälig alle ihre Beschwerden verlor. — Interessant und beweiskräftige Beispiele von der Macht der Natur sind VI. und VII., beide rheumatisch-gastrische Fieber von beträchtlicher Intensität. Die febrilen Erscheinungen standen rücksichtlich ihrer Heftigkeit mit den lokalen Affektionen in geradem Verhältnisse und minderten sich erst dann, als es den Anstrengungen der Natur gelungen war, die Hemmnisse des organischen Stoffwechsels aus dem Wege zu räumen und die Se- und Exkretionen in ihrer Gesammtheit anzuregen und herzustellen. Im erstern Falle bereiteten sich zwar schon am zweiten Tage nach der Aufnahme die Krisen vor, indem sich Schweiss an einzelen Stellen zeigte, aber die dazu getroffenen Anstalten waren noch nicht durchgreifend genug und hatten nur theilweise einige Linderung der Schmerzen und geringe Abnahme der Geschwulst zur Folge. Diese Erscheinungen begleitete öfters, besonders Nachts, ein Zustand von Unruhe und Beengung, als Zeichen, dass die Kentralorgane des Kreislaufs mächtig gegen das krankhaft gespannte Kapillarsystem ankämpfte, um das aufgehobene Gleichgewicht zwischen ihnen und diesem wiederherzustellen; daher fing darauf die Haut an weich und feucht zu werden, welche Veränderung bald in einen reichlichen und allgemeinen Schweiss überging, der gegen 9 Tage anhielt. Nach acht Tagen ge-

sellte sich hiezu noch ein anderes Phänomen, welches insofern merkwürdig ist, als sich darin zeigt, wie physiologisch verwandte Organe wechselseitig thätig sind, wenn das eine oder andere erkrankt ist, und gleichsam in Korrespondenz miteinander treten. Diese Beziehungen offenbarten sich namentlich in der jetzt hervortretenden Reizung der Gastrointestinalschleimhaut, die sich selbst, wie es bei rheumatischen Affektionen gar nichts Ungewöhnliches ist, bis auf das muköse Gewebe der innern Fläche der Harnblase ausbreitete. Als Folgen davon erschienen durchfällige Stuhlausleerungen, die mit dem Schweisse merklich alternirten, und ein empfindliches Drängen zum Uriniren. Während dieser Vorgänge in der äussern Haut und Darmschleimhaut wurden alle Beschwerden auffallend erleichtert und die Krisis ihrer Vollendung zugeführt. Aus diesem Falle ergiebt sich klar, dass die Natur hier bedeutendere Hindernisse zu überwältigen hatte, als in den vorigen, und dass sie deshalb längere Zeit brauchte, um Heilung herbeizuführen. Was den Zusammenhang der äussern Haut mit der Gatsrointestinalschleimhaut mittels der Kapillarität betrifft, so ist derselbe allerdings anatomisch und physiologisch längst nachgewiesen, auch in pathologischen Zuständen sich deutlich vor Augen legend. Schon untergeordneter Art sind die Beziehungen der genannten Häute zu den fibrösen, obschon auch diese mit jenen durch ihre anatomische Grundlage und physiologische Bestimmung ein sehr enges Band haben, woraus sich namentlich die Leichtigkeit, womit nicht allein fixe, auch weit verbreitete Rheumatismen bei besondern Bedingungen auf fibröse Gebilde überspringen, erklären lässt. Dazu kommt noch, dass das muköse Gewebe des Darms sowie andrer offenen Höhlen eine Fortsetzung der äussern Haut ausmacht und dass beide als so grosse Flächenausbreitungen in Bezug auf thierische und Luftelektrizität zugleich eine wichtige Rolle spielen und somit eine ganz analoge Stellung behaupten. Berücksichtigen wir endlich, dass der rheumatische Krankheitsprozess ohne Zweifel eine eigenthümliche Modifikation der Elektrizität zur Grundbedingung habe und dass er in den arteriellen Haargefässen seinen Sitz nimmt, so ist dadurch die so häufig Statt findende Mittheilung desselben von der äussern Hautfläche auf die Schleim-

häute des Darms um so leichter erklärbar, nicht allein jener physikalischen Eigenschaft wegen, sondern zugleich durch den besondern physiologischen Zusammenhang fast nothwendig bedingt, während dagegen sein Uebertritt auf fibröse Häute weit seltner und mehr als eine Ausnahme von der Regel anzusehen ist. — Aehnliche Erscheinungen bot der zweite hieher gehörige Fall dar, der einen gleichen Verlauf, aber einen höhern Grad von Intensität zeigte. Als ich den Kranken zu Gesicht bekommen, fing die Natur bereits an eine Reaktion zu bewirken, die partiellen Schweiss zur Folge hatte. Ebenso fanden sich bald einige dünne Stuhlausleerungen ein, denen kritische Bedeutung nicht abgesprochen werden konnte. Die Darmschleimhaut, sowie die der Harnblase waren in sehr gereiztem Zustande, und darin schien die Ursache davon zu liegen, dass Krisen noch nicht ergiebig genug sich zeigten oder vielmehr in etwas noch verzögert wurden. Alle Bestrebungen zur Krise geschahen hier in minder kräftigen Absätzen, setzten am andern Tage wieder aus oder dauerten in kaum merklichem Grade fort, so dass es hätte scheinen können, als ob die Natur noch ungewiss sei, die Hauptkrise auf diesem oder jenem Wege einzuleiten. Ein zweckmässiges aktives Verfahren würde hier die Natur nachdrücklich unterstützt haben! Während dieser vagen Tendenz oder Thätigkeit der Natur nahmen die Schmerzen an Heftigkeit eher mehr zu und minderten sich erst dann, als die Haut anfing nachhaltiger thätig zu werden. Die flüssigen Stuhlausleerungen hörten auf und die Haut duftete jetzt beständig, die Harnexkretion dagegen war auffallend beschränkt und von lästigem Drängen begleitet, was als Zeichen diente, dass der Zustand von Spannung noch nicht völlig gelöst und die Anstalten zur Krise noch nicht allgemein durchgreifend waren. Erst nach Besänftigung dieses Reizzustandes und als der Schweiss am ganzen Körper gleichmässig hervorgebrochen, ging auch der Harn reichlicher, gehörig saturirt und ohne alle Beschwerde ab und alle Umstände nahmen eine auffallend günstigere Gestalt an. Röthe, Geschwulst und Schmerzen der afizirten Theile liessen nach, die freie Bewegung derselben kehrte zurück, alle natürlichen Funktionen gingen besser von Statten, der Schlaf war ruhig und das Schwitzen dauerte in

mässigem Grade selbst dann noch fort, als der Kranke das Bett bereits wieder verlassen konnte. Die Heilung ward von der Natur in einem Zeitraume von etwa fünf Wochen vollbracht. Diese beiden durch Intensität und Ausdehnung ausgezeichneten Fälle sind, wie wir gesehen haben, ohne aktive Kunsthülfe gefahrlos vorübergegangen, und zwar dergestalt, dass selbst während ihres ganzen Verlaufs sich nichts Besorgnisse oder Bedenklichkeiten Erregendes gezeigt hatte. Alles, was von unsrer Seite geschah, beschränkte sich auf entziehende Diät und Einwicklungen der Glieder und überhaupt auf Festhaltung des natürlichen Ganges der Krankheit. Keine Wanderungen oder Umsprünge auf innere Organe kamen zu Stande, wie man dies unter allöopathischer Behandlung nicht selten beobachtet hat. Doch beziehen sich diese gefährlichen Fälle wohl mehr, wenn nicht ausschliesslich, auf den Gelenkrheumatismus, der vielleicht durch die Natur und ein besonderes verwandtschaftliches Band der Theile, in denen er sich als solcher fixirt, eine vorherrschende Tendenz besitzt, auf andere Theile von ähnlicher Beschaffenheit und Bestimmung, z. *B.* auf den Herzbeutel, die Hirnhäute u. dgl., mit Leichtigkeit sich zu versetzen und da alsdann die misslichsten und schwer entfernbare Symptome hervorzurufen. Wenn nun dazu auch gewisse innere Bedingungen schon im voraus gegeben sind, so lässt sich doch nicht leugnen, dass eine zu forcirte Behandlung, vorzüglich die hier oft besonders von Franzosen angewandten warmen Bäder, innerlich der Tartarus stibiatus u. dgl. m., am geeigneten sein dürften, eine so gefährliche, fast immer tödtlich ablaufende Metastase herbeizuführen. Möglichste Festhaltung des Rheumatismus an Ort und Stelle, Abwendung der üblen Ausgänge, die er in Gelenken zu machen so sehr geneigt ist, durch ein örtliches, reizmilderndes und kräftig nach aussen ableitendes Verfahren und Vermeidung innerer stark reizenden und schwächenden Mittel sind die wichtigsten Anforderungen an das ärztliche Handeln.

In dem Fall VIII. haben wir ein Beispiel von Rötheln, in dem sich die normale, natürliche Entwicklung und Ausbildung derselben bis zu ihrer Höhe deutlich erkennen liess. Die einzelen Stadien erscheinen in ihrer Aufeinanderfolge als all-

mälig, doch anschaulich nachweisbare Uebergänge gleichsam vom Zustande der Keimbildung bis zu dem der Reife und des Abfalles. Das Exanthem näherte sich in seinen allgemeinen Erscheinungen mehr den Masern an, entwickelte sich in geringer Ausbreitung und der ihm zu Grunde liegende innere eigenthümliche Krankheitsprozess verzehrte sich selbst ohne allen Sturm, wie der Verlauf und die Succession der oben angegebenen Erscheinungen lehrt. Die ersten drei Tage nach dem Ausbruche des Exanthems traten regelmässig gegen Abend Exazerbationen ein, die sich mit ihren Folgen fast bis gegen Mitternacht, allmälig schwächer werdend, hinzogen; nach erlangter Reife fing dasselbe an sich zu entfärben, blässer zu werden und endlich mit der Epidermis sich abzulösen. Die Abschilferung erfolgte, wie der Ausbruch, an verschiedenen Stellen zugleich und nicht wie bei Masern, Scharlach u. s. w. in der Ordnung von oben nach unten. Am vierten Tage, vor der Zeit des Erscheinens des Exanthoms an gerechnet, stellte sich ein mässiger Schweiss ein, der bald reichlicher und allgemeiner wurde, mehre Tage anhielt und alle Eigenschaften einer Krise in sich schloss. Diese Krisis war aber nicht vollständig, was die eintretende Geschwulst der Füsse beweist; nach mehren Tagen verschwand jedoch auch diese Beschwerde. In keinerlei Hinsicht hat sich hier ein arzneilicher Einfluss gezeigt; das Exanthem schritt in seiner Entwicklung fort, ohne von einer andern Potenz als von der Natur darin bestimmt zu werden. — Wir kommen endlich zu IX., der Febris nervosa stupida Hauboldi, die jedoch nichts andres war als ein gelindes gastrisch-katarrhalisches Fieber. Die Kranke war sehr empfindlichen Gemüths, dabei etwas träger Natur und daher langsam im Antworten, wortkarg und ungeachtet ihres Standes verzärtelt; der Tod ihrer Schwester hatte auf sie einen starken Eindruck gemacht und sie sehr betrübt. Dieser niederdrückende Einfluss auf ihr Gemüth wirkte offenbar auch auf ihr körperliches Befinden; dadurch steigerte sich die Empfänglichkeit für äussere Krankheitsreize und das Verhältniss, in dem die Person lebte, begünstigte die schädliche Einwirkung der Witterung, der feuchten Luft u. dgl. Auf diese Weise bildete sich ein gastrisch-katarrhalischer Zustand, verbunden mit Fieber

und der zufälligen Erscheinung von Niedergeschlagenheit. In diesem Zustande ward Pat. von Dr. Haubold homöopathisch sieben volle Tage ohne allen Erfolg behandelt. Darin aber ein torpides Nervenfieber zu erblicken, dazu gehört in der That eine ächt homöopathische Brille, ich vermochte dagegen selbst nicht ein Analogon davon zu entdecken, wenn ich auch wohl wusste, dass beim Zusammentreffen der hier vorausgegangenen Umstände sehr leicht ein solches Fieber entstehen kann. Alles in der Welt kann indess schädlich und nützlich werden und die Unterschiede, die ein und derselbe Umstand hervorbringt, sind nur durch Grade seiner Einwirkung und individueller Empfänglichkeit bedingt. So war es auch hier. Die Krankheit verdiente kaum den Namen, den wir ihr beigelegt hatten; die gastrischen und katarrhalischen Erscheinungen waren nur äusserst schwach angedeutet und finden oft Statt, ohne dass der Mensch ein deutliches Unwohlsein fühlt oder sonstige Klagen führt. Auch das Febrilische zeigte sich in der leisesten Andeutung, durch den Puls fast gar nicht sich kundgebend. Die Betrübniss über den Verlust der Schwester allein drückte die Kranke und verdunkelte das Auge des Homöopathikers. Wahre Nervenfieber mögen einem solchen wie der schwarze Tod erscheinen. Auch ich vermochte durch die Homöopathie nicht, der Kranken ihren Gram zu benehmen. Tartarus stibiatus in abgebrochener Gabe und dabei psychische Einwirkung brachten die günstigste Umstimmung des Nervensystemes hervor. Am dritten Tage nach der Aufnahme nahm der Zustand eine bessere Wendung, indem ein geringer Grad von Reaktion eintrat; der Puls hob sich, die Haut ward feucht, es kamen einige dünne Stuhlausleerungen und der abgehende Harn war saturirt. Diese Erscheinungen waren wohlthätig, und auch das öftere ruhige Schlummern schien als topische Krise betrachtet werden zu müssen. Die Kräfte waren jedoch noch sehr ermattet. Pat. hatte Appetit auf Wein, den ich ihr in mässigen Portionen, mit Wasser verdünnt, gern gestattete. Die Haut blieb thätig, Pat. schlief öfters und fühlte sich gewöhnlich wohl darauf. Nach einigen Tagen erblickte man in ihrem Auge neues Leben, sie war erheitert und von ihrem Uebel fast ganz befreit. Die Kongestionen nach der Brust, welche sich später

einstellten, wichen nach dem Gebrauch warmer Fussbäder, und auch die katarrhalischen Symptome liessen bald gänzlich nach.

In allen oben betrachteten Krankheitsfällen boten sich, wie aus ihrer Geschichte hervorgeht, Erscheinungen dar, welche man mit dem allgemeinen Namen der Krisen bezeichnet. Diese Erscheinungen stellten sich um so deutlicher und durchgreifender dar, je kräftiger die Konstitution des Kranken war und je stärkere Intensität an der Krankheit sich zeigte. Wie die Exazerbationen und Remissionen des Fiebers in der Zeit regelmässig erschienen, ebenso liessen die Krankheitssymptome an Stärke und Nachdruck im Raume und nur unter bestimmten Umständen allmälig nach, so dass das Uebel des Zuflusses neuer Nahrung beraubt dem Kampfe der Natur nicht widerstehen konnte und sich gleichsam in und durch sich selbst zu verzehren schien. Ueberall bemerkte man, dass die Entwickelung und der Verlauf in nichts von dem naturgemässen abwich, auch in keinerlei Hinsicht abgekürzt erschien und dass die Krankheit immer in gemessenen Zeitabschnitten ihren Kyklus schloss, wenn nämlich nicht störende Einwirkungen von aussen Statt fanden. Alle Hindernisse, welche die Norm der organischen Verrichtungen gestört oder abgeändert hatten oder der Rückkehr derselben im Wege standen, sowie die Schwierigkeiten, welche mit Wegräumung jener verknüpft sind, wurden von der Natur allein überwunden. Je intensiver die Krankheit hervortrat, um so thätiger zeigte sich die Natur, um so grössere Anstrengungen und längere Zeit hatte sie nöthig, um das Ziel ihrer Bahn sich zu sichern und zu erreichen. Um ihre Kräfte nicht unnöthig zu schwächen oder gänzlich zu erschöpfen, brachte sie gleichsam nur stossweise ihre Reaktionen hervor, die dann immer ohne Erfolg blieben, und die Kunst konnte ohne Gefahr eine müssige Zuschauerin abgeben oder als blos beobachtende sich zeigen. Freilich anders verhält es sich in solchen Fällen, die durch ihre überwiegende Stärke der Naturwirksamkeit mächtig und trotzig widerstehen; hier unterliegt sie nach dem Zeugniss der Erfahrung und ihre Kräfte reiben sich auf, wenn sie nicht die Kunst zu ihrem Beistand anruft und durch deren Handeln in zweckmässiger und geeigneter Art auf einem gewissen Standpunkte von Thätigkeit be-

wahrt und unterstützt wird. Da, wie wir gesehen, in den von uns beobachteten Fällen die Natur Alles gethan hat, was zur Heilung gehört; so konnte hier an eine direkte, unmittelbare Heilung durch homöopathische Mittel ebenso wenig gedacht werden, als eine kunstgemässe Unterstützung der Krisen, welche die Natur überall, wo Fieber eintritt, beabsichtigt, wenn man auch immer sich eingebildet oder aus frevelhaftem Verleugnen der Wahrheit behauptet hat, dass dies in der Macht der Homöopathie stünde und sie als direkt heilende Kunst nicht der Naturhülfe, sondern nur der Streukügelchen bedürfe, um den ärztlichen Beruf, dieses heilige Geschäft, zu erfüllen. Nicht nur, dass wir durch Beobachtung selbst nicht eine Ahnung von direkter Heilung haben konnten, auch waren wir nicht im Stande, eine sogenannte homöopathische Verschlimmerung nachzuweisen oder zu entdecken, die man doch mindestens in dem Falle, dass ein unpassend gewähltes homöopathisches Mittel verabreicht worden wäre, hätte erwarten müssen. Der einsichtslose Arzt mag allerdings öfters etwas ihr Aehnliches wahrnehmen und im ungebildeten oder geistesschwachen Laien einen Gläubigen dazu finden, allein wir betrachten die typischen Veränderungen, welche die Exazerbation ausmachen, als naturgesetzliche Erscheinungen, die mit einem allgemeinen, alle Lebensvorgänge beherrschenden Naturgesetz in unzertrennlichem Zusammenhange stehen und zugleich eine von den Bedingungen darstellen, die dem Wesen einer akuten Krankheit und der Erscheinung einer Krise nothwendig angehört. Leichter können zufällige Verschlimmerungen, von äussern störenden Einflüssen u. dgl. veranlasst, für eine solche präsumirte Wirkung genommen werden. Sollte nun das hier Vorgebrachte auch wenig beweisen; so geht daraus für den Vernünftigen doch soviel unwiderleglich hervor, dass viele Krankheiten, wogegen man sonst ein Uebermass von Arzneien zum Nachtheil sowohl der pekuniären als besonders auch der physischen Verhältnisse des Kranken verschwendet, freiwillig und ohne alle Arznei glücklich vorübergehen und dass diese wichtige Wahrheit als die einzige Lichtseite der Homöopathie anerkannt und beherzigt werden muss, was übrigens noch klarer aus Folgendem sich ergeben wird.

Wir haben bisher blos von solchen Krankheiten gesprochen, welche von der Natur gewöhnlich geheilt werden, wenn nicht der allgemeine herrschende Krankheitsgenius, endemische und epidemische Einflüsse, individuelle Verhältnisse des Kranken und andere spezifische Ursachen ihnen einen minder günstigen oder bösartigen Charakter einprägen. Gegenwärtig beschäftigt uns die homöopathische Geschichte der Wechselfieber. Nicht ohne Grund haben sich die Homöopathiker laut und öffentlich oft über die Schwierigkeit, diese Krankheit nach ihrer Weise zu kuriren, beklagt und dabei in Angaben mancherlei Mängel und Gebrechen, woran die Homäopathie noch leide, als Defension oder Entschuldigunsgrund ihrer Unkunst stillschweigend ausgesprochen; aber wohlweislich würden sie dies gern vermieden haben, wenn das Publikum nicht selbst, stutzig geworden, mit Bedauern bemerkt hätte, hier auf dem Wege der Homöopathie verlassen zu sein. Das Wechselfieber ist in der That eine Crux homoeopathicorum, Dennoch suchten sich Homöopathiker bestmöglichst gegen jeden Vorwurf und gegen jede Ahnung von Uebel, gegen den Verdacht ihrer Schwäche und Unmächtigkeit zu verwahren; Alle kamen daher soweit überein, dass sie meinten, durch allöopathische Verfahrungsart werde das Fieber nicht geheilt, sondern blos unterdrückt, und Viele beschieden sich dessen, dass sie die Mittel noch nicht kennten, welche dem Wechselfieber entsprächen, und Andere endlich auf einzele Fälle gestützt behaupteten, dass es ihre übrigen Kunstgenossen nicht recht machten und falsch wählten. Um sich davon zu überzeugen, lese man nur die Wechselfiebergeschichten, welche die Letztern an's Tageslicht gebracht haben, und dann wird sich zeigen, in welcher Zeit und auf welche Weise die Kranken das Fieber verloren haben. Es ist wirklich sonderbar, zu hören, dass die Homöopathiker gerade in einer so spezifischen Krankheit, wie das Wechselfieber ist, mit ihrer spezifischen Methode nichts auszurichten vermögen, während sie doch angeblich nicht allein gegen jede Krankheit, sondern sogar gegen jedes einzele Symptom ein Spezifikum besitzen. Ehe wir uns in weitere Diskussionen einlassen, wollen wir die von uns beobachteten Fälle mittheilen.

I. Dorothea Günz aus Lütschena, Dienstmädchen, 25 Jahre alt, von kräftigem Körperbaue, früher stets gesund, im 15 Lebensjahre das erste Mal menstruirt, litt jetzt blos insofern, als dem Eintritte der Menses gewöhnlich Kopfweh vorausging und sie oft 2—3 Monate aussetzten. Im letzten Jahre erschien die Menstruation regelmässig alle vier Wochen und vor 21 Tagen war sie zum letzten Male da. Am 19. April stellte sich nach Erkältung ein Unwohlsein, begleitet von Mattigkeit, Wechsel von Frost, Hitze und Kopfschmerz, nächtlicher Unruhe u. s. w. ein. Haubold behandelte Pat. ohne Erfolg bis zum 22. Apr., wo sie in der Anstalt um Aufnahme ansuchte. Bei der Untersuchung klagte sie über stechendes Kopfweh, Schwindel, Steifheit des Nackens, üblen, fauligen Geschmack, Appetitlosigkeit u. s. w. Der Stuhl war des Morgens erfolgt. Das Gesicht zeigte sich geröthet, die Augen wässrig; Puls etwas beschleunigt, ziemlich kopiöser allgemeiner Schweiss. Pat. erhielt Bryonia. Am 23. viel Schweiss und Abends Kopfweh, Geschmack rein, etwas Appetit; Nacken frei; Puls gereizt, Vormittags um 10 Uhr Schüttelfrost, der eine Stunde anhielt, darauf Hitze mit heftigem Kopfweh und Durst, endlich Schweiss. Es kam Pulsatilla in Anwendung. Am 24. Apyrexie; gegen Abend eine ordentliche Stuhlausleerung. Am 25. Nachts ruhiger Schlaf; Vormittags um 9 Uhr Fieberparoxysmus, der Frost etwas schwächer und von Durst begleitet, Hitze und Kopfweh beträchtlich, Schweiss gering. Ich verordnete die vielgepriesene Ipecacuanha (3) früh und Abends. Am 26. Apr. Nachts ruhiger Schlaf, früh blos Mattigkeit; Abends nach der Suppe Erbrechen. Am 27. Apr. ging die Nacht ebenfalls ruhig vorüber; früh um 8 Uhr stellte sich der Paroxysmus ein, Frost und Hitze waren stärker, letztere mit Durst und Kopfschmerz verbunden; Schweiss folgte nicht. Am 28. befand sich Pat. den Tag über wohl. Nachmittags trat die Menstruation ein, und zwar stark fliessend; Abends Kopfweh. Am 29. Nachts unruhiger Schlaf; früh um 7 Uhr kehrte das Fieber zurück, mit heftigem Kopfweh bis gegen Abend. Am 30. Schlaf gestört, Kopf benommen; wenig Appetit, fauliger Geschmack. Die Menses hatten aufgehört zu fliessen. Von jetzt an erhielt Pat. täglich bis zum 3. Mai ein halbes Gran Chinin. sulfur.

Am 1. Mai leidlicher Schlaf; früh um 5½ Uhr trat das Fieber ein, mit den gewöhnlichen Erscheinungen, nur in schwächerm Grade und von kürzerer Dauer. Am 2. Mai hatte Pat. gut geschlafen, fühlte sich wohl und machte einen Ausgang. Am 3. Mai kehrte früh 5½ Uhr ein schwächerer und kürzerer Paroxysmus wieder; Nachmittags viel Schweiss. Am 4. Nachts wenig Schlaf, aber viel Schweiss; früh Wohlsein, aber wenig Appetit und übler Geschmack. Das Chinin. sulfur. ward zu 2 Gr. bis zum 15. Mai im Ganzen fünf Mal repetirt. Am 5. Mai früh gegen 8 Uhr ein schwacher Fieberanfall; Kopfschmerz bis Abends. Am 7. blieb das Fieber ganz aus. Am 9. ruhiger Schlaf; früh Mattigkeit, Ziehen und Dehnen in den Gliedern mit etwas Kopfbenommenheit. Am 11. wieder etwas Ziehen und Dehnen im Körper, gegen Mittag etwas Frösteln, Hitze, Schweiss und Kopfweh. Vom 12. an ging es gut; Pat. blieb ganz frei vom Fieber, fühlte sich gesund und verliess am 20. die Anstalt.

II. Otto Möhring, Buchbindergeselle aus Leipzig, 20 Jahre alt, hager und schwächlich gebaut, litt im Jahre 1826 an Masern, war aber nachher immer gesund. Am 21. Apr. wurde er von einem starken Schüttelfrost befallen, worauf Erbrechen und Hitze, zuletzt Kopfschmerz und Schweiss folgten. In beiden folgenden Tagen zeigten sich Nachmittags blos schwache Anfälle von Fieber, die jedoch am 26. u. 28. weit stärker wiederkehrten, so dass Pat. bei uns Zuflucht suchte. Der Schüttelfrost hielt ziemlich eine Stunde an und war von Durst begleitet, welcher letztere in der nachfolgenden Hitze sich steigerte. Dabei fanden heftig drückende Kopfschmerzen Statt und zuletzt brach Schweiss aus. Appetit war gering, Zunge weisslich belegt, Stuhlgang träge; dabei kurzer, trockner Husten und zuweilen Drücken auf der Brust. Es wurde Ipecac. früh und Abends gegeben. Am 29. vor Mitternacht wenig Schlaf, früh Mattigkeit, sonst nichts verändert. Am 30. Apr. unruhiger Schlaf; früh um 9 Uhr erschien der Paroxysmus, die nachfolgende Hitze war heftig und lange dauernd, dabei viel Kopfschmerz und starker Durst, vom Abende bis Mitternacht Schweiss. Am 1. Mai Apyrexie. Am 2. Mai kehrte nach unruhig hingebrachter Nacht das Fieber früh gegen 8 Uhr

wieder. Am nächsten Tage befand sich Pat. wieder wohl und am 4. Mai kam das Fieber früh um 7 Uhr. Jetzt liess ich eine Gabe Chinin. sulfur. (2 gr.) nehmen. Nach einer ruhigen Nacht erschien am 6. ein neuer Paroxysmus schon früh um $3^3/_4$ Uhr, etwas stärker als vorher, dabei etwas Kopfschmerz. Am 7. wurde Chinin repetirt. Am 8. Nachts um 1 Uhr stellte sich ein so geringer Fieberanfall ein, dass Pat. darüber einschlief. Des Morgens war blos Mattigkeit zugegen. Auch am 9. keine besondern Beschwerden; Chinin. repetirt. Am 10. befand sich Pat. den Tag über wohl, Nachts 12 Uhr bekam er einen Anfall, wo der Frost gegen eine Stunde anhielt; darauf erfolgte ruhiger Schlaf. Am 11. Chinin. Abends um 8 Uhr kehrte das Fieber wieder, der Frost war unbedeutend. Am 12. und 13. Chinin. repet. Das Fieber blieb jetzt ganz aus. Am 15. nochmals Chininum. Pat. war vom Fieber befreit und kehrte am 21. Mai zu seiner Arbeit zurück.

III. Joh. Gottfr. Ebert, Dienstknecht aus Gohlis, 22 Jahre alt, kräftig gebaut, litt in seiner Kindheit an Masern und im vorigen Jahre sechs Wochen lang am Wechselfieber. Seit vier Wochen hat ihn das Wechselfieber mit dreitägigem Typus von Neuem heimgesucht, welches aber nach 14 Tagen beim Gebrauche eines Thees von Herba absinthii und Card. bened. 8 Tage lang ausblieb und dann wiederkehrte, ohne einen regelmässigen Typus einzuhalten. Am 5. Mai zeigte sich bei der Untersuchung Folgendes: gestern und heute in den Nachmittagsstunden ein Fieberanfall, vorerst innerliches Frösteln mit Ziehen in den Gliedern, gegen $^1/_2$ Stunde anhaltend, darauf Hitze mit vielem Durste, Schwindel und Pochen im Kopfe, was einige Stunden andauerte und mit Schweiss endete. Vor dem Anfalle war heftiger Husten mit schleimigem Auswurf zugegen. Appetit war gering, Geschmack im Munde bitter, dabei Aufstossen von Luft, Drücken und Völle in den Präkordien; Stuhlgang erfolgte alle 2 — 3 Tage. Pat. erhielt früh und Abends Ipecacuanha bis zum 8. Mai. Am 6. Mai wenig Schlaf; häufig Husten, früh Nasenbluten, Beengung und Völle in der Herzgrube. Nachmittags 3 Uhr trat das Fieber ein, der Frost war stark, eine Stunde anhaltend, vorher starker Husten und pressender Schmerz im Unterleibe, nachher mässige Hitze, viel

Durst und etwas Kopfweh, darauf nur wenig Schweiss. Am 7. Nachts ruhiger Schlaf, früh Mattigkeit, wenig Appetit, Völle im Leibe, kein Stuhlgang; Nachmittags um 5 Uhr ein Paroxysmus mit den bereits angeführten Beschwerden. Am 8. früh Stuhlgang, sonst keine Veränderung; Nachmittags gegen 3 Uhr ein Fieberanfall von gleicher Stärke. Am 9. früh Kopfschmerzen, Nachmittags mit Röthe und Hitze im Gesicht. Ich verordnete Chinin. sulf. (2 gr.). Am 10. Mai Nachts wenig Schlaf, früh Schwindel und Uebligkeit, Schwere und Pochen im Kopfe, Appetitmangel, keine Stuhlausleerung; Nachmittags 5 Uhr ein Paroxysmus, im Froste starker, trockner Husten und Schmerz im Unterleibe. Der Anfall war gelinder und ohne Schweiss. Am 11. und nächsten Tag Chinin. repetirt. Abends 7 Uhr trat das Fieber ein, der Anfall war gelind und von kürzerer Dauer. Am 12. Mai befand sich Pat. wohl, bekam noch eine Gabe Chinin. und verweilte nicht länger in der Anstalt.

IV. Gottl. Goldstein, aus Delitzsch, Laufbursche, 18 Jahre alt, von venös-skrofulöser Konstitution und schwächlichem Körperbaue, hatte als Kind oft einen Kopfausschlag und Anschwellung der Halsdrüsen, ausserdem aber nie eine andere Krankheit überstanden. Seit dem 11. April leidet er an dreitäglichem Wechselfieber, welches unter ärztlicher Behandlung drei Mal hintereinander wegblieb, aber vorgestern und heute Vormittags um 8 Uhr wieder zurückkehrte. Nämlich am 6. Mai bald nach seinem Eintritt in die Anstalt erlitt er zuerst einen mässigen Frost, mehr innerlich und den Rücken herab, mit Dehnen und Ziehen im Körper, was gegen eine Stunde anhielt; darauf erfolgte trockne Hitze mit Durst und Ziehen und Schwere im Kopfe; Schweiss trat nicht ein. Den Tag über beklagte er sich über Benommenheit und Schwere des Kopfes. Appetit war ziemlich gut, zuweilen Stechen im linken Hypochondrium, Stuhlgang einen Tag um den andern. Hiezu kamen noch Fliessschnupfen und Husten mit schleimigem Auswurf. Es wurde früh und Abends Ipecacuanha verabreicht. Am 7. Apyrexie. Am 8. Morgens etwas Kopfbenommenheit und Anwandlung zum Fieber; Nachmittags Wohlsein. Am 10. Nachts ruhiger Schlaf, früh anhaltendes schwaches Frösteln und etwas Ziehen im Kopfe, später etwas Hitze und gereizter Puls. Pat. erhielt

Nux vomica. Am 12. Nachts unruhiger Schlaf; früh gegen 7 Uhr ein Fieberanfall, der meist nur aus Hitze und drückendem Kopfweh bestand, jedoch fast den ganzen Vormittag andauerte. Bis zum 19. liess ich wieder Ipecacuanha nehmen. Das Befinden war bis zum 16. leidlich, ein eigentlicher Paroxysmus nicht wiedergekehrt. Am 17. Nachmittags etwas Frösteln und Durst, was bald vorüberging. Am 19. stellte sich eine Stunde lang Frost ein, darauf erfolgte Hitze, Schwere des Kopfes und Durst bis Mittag. Ich griff zu Chinin., täglich 2 Gr., bis zum 23. Mai. Das Fieber kehrte nicht wieder. Am 30. noch eine Gabe Cchininum. Am 8. Juni wurde Pat. entlassen.

V. Karl Barthels aus Berlin, Kupferdrucker, 23 Jahre alt, von venöser Konstitution und dürftigem Körperbaue, hatte in der Kindheit die Masern überstanden und öfters auch an Kopfgrind gelitten. Vor drei Wochen wurde er vom kalten Fieber befallen, wogegen er Chamillenthee und am 7. Mai auch zwei Gr. Chinin. sulfur. gebrauchte. Am 8. kehrte der Paroxysmus Mittags um 12 Uhr ziemlich stark, aber schwächer am 10. Vormittags 9 Uhr wieder. Am 11. Mai wandte sich Pat. an uns. Die Anfälle kündigten sich durch heftig ziehenden Kopfschmerz an, darauf entstand Dehnen und Ziehen im Körper und Kreuzschmerz, alsdann starker eine Stunde anhaltender Schüttelfrost, dem etwas trockne Hitze und endlich profuser Schweiss und Durst nachfolgten. Das Kopfweh währte den ganzen Paroxysmus hindurch fort. Dabei mitunter Uebligkeit, Appetit ziemlich ungestört, Stuhlgang regelmässig. Pat. bekam 2 Gr. Chin. sulf. Am 12. etwas gestörter Schlaf; Vormittags um 9 Uhr kehrte der Paroxysmus in mässigem Grade wieder. Noch eine Gabe Chininum. Am 13. befand sich Pat. nach einer ruhig hingebrachten Nacht neu gestärkt. Chinin. repetirt. Am 14. zeigte sich ebenfalls nichts vom Fieber; Abends blos etwas Kopfweh, was auch am folgenden Tag Nachmittags Statt fand. Chinin. repet. In den folgenden Tagen fühlte Pat. blos noch etwas Mattigkeit und verliess am 23. die Anstalt. — Vor Rückfällen konnte Pat. nach einer so kurzen Frist nicht sicher sein, zumal da er sich in der Nähe des Wassers den frühern Einflüssen von Neuem aussetzte. Schon nach seiner Entlassung fing er an alle Nächte stark zu schwitzen. Am 26. Mai kehrte

das Fieber in den Nachmittagsstunden zurück, und in noch stärkerm Grade repetirte es am dritten Tage, wo Pat. in die Anstalt zurückkam. Am 29. Nachts unruhiger Schlaf, viel Schweiss; früh Benommenheit des Kopfes, Mittags wenig Appetit und bald nachher ein neuer Paroxysmus. Der Frost war mässig stark, hielt aber mehre Stunden an und dann stellte sich Hitze, etwas Schweiss, viel Durst und Kopfweh ein. Chinin. sulf. kam in Anwendung. Am 30. unruhiger Schlaf bis nach Mitternacht, früh Kopfbenommenheit und Mattigkeit, wenig Appetit, Zunge belegt. Noch eine Gabe Chinin. Am 31. fühlte sich Pat. nur matt. Auch am 1. und 2. Juni war das Befinden gut, nur die Zunge noch etwas belegt. Ebenso am 3. und 4. Juni, wo ich Chinin repetiren liess. Als so bisher nicht die Spur febrilischer Erscheinungen sich gezeigt hatte, fing am 11. Juni die rechte Leistendrüse an schmerzhaft zu werden und anzuschwellen. Homöopathisch wurde hiergegen Merc. solub. nöthig erachtet. Am 12. waren Schmerz und Geschwulst vermehrt, auch fand Uebligkeit und etwas Hitze Statt. Am 15. Stechen und Spannen in der Geschwulst; die Uebligkeit bestand fort; um $10^1/_2$ Uhr stellte sich ein heftiger Frost ein, der mehre Stunden anhielt und Hitze bis Abends, etwas Kopfschmerz und geringen Durst zum Gefolge hatte. Am 16. ruhiger Schlaf; weniger Uebligkeit; die angeschwollene Leistendrüse ist noch sehr schmerzhaft. Pat. bekam wieder eine Gabe Chinin. sulfur. Am 17. eine ruhige Nacht; Vormittags um 11 Uhr wieder ein Paroxysmus, bestehend in Frost, Hitze, Schweiss, Kopfschmerz und ziemlich heftigem Durste. Chinin repetirt. Am 18. nach einer ruhigen Nacht früh Dehnen im Kreuze, Uebligkeit, wenig Appetit, säuerlicher Geschmack bei weiss belegter Zunge, Stuhlgang ordentlich. Noch eine Gabe Chinin. Am 19. kein Fieber; die Leistendrüse viel stärker angeschwollen und schmerzhafter. So blieb der Zustand bis zum 22. Juni. Die Applikation von Umschlägen von Hafergrütze bewirkte Abnahme des Schmerzes. Nach dem 23. minderte sich auch der Umfang der Geschwulst. Am 25. Merc. solub. Bis zum 30. keine Veränderung. Die Geschwulst fängt an spitzer, röther und weicher zu werden und an Umfang mehr abzunehmen, sie zeigt deutlich Fluktuation. Bis

zum 10. Juli war sie ziemlich eingesunken. Am 20. erfolgten Vormittags einige dünne Stuhlausleerungen, worauf die Geschwulst noch kleiner erschien. Am 1. August war die Geschwulst ganz unbedeutend, schmerzlos, und Pat. wünschte seine Entlassung.

VI. Gottl. Bachmann aus Thonhausen, Schlosserbursche, 27 Jahre alt, kräftig gebaut, litt in seiner Kindheit an Masern und später mehrmals an katarrhalischen Beschwerden. Vor etwa drei Wochen fühlte er sich unwohl und bekam Kopfschmerz, einige Male Erbrechen, Appetitlosigkeit, Mattigkeit und Frösteln, was einen Tag um den andern gewöhnlich schlimmer wiederkehrte. Am 26. Mai bildete sich ein regelmässiges Wechselfieber aus, welches jeden dritten Tag repetirte. Am 3. Juni liess Pat. sich in die Anstalt aufnehmen. Der Frost war mässig, gegen zwei Stunden andauernd, darauf trockne Hitze, begleitet von Kopfschmerz, heftigem Durst und Trockenheit im Munde, und endlich Schweiss. Nach dem Fieber blieben Schwindel, Kopfschwere und Mattigkeit zurück. Appetit ziemlich gut, Stuhlgang regelmässig; etwas Beengung der Brust mit Husten und schleimigem Auswurf, dabei geringe Anschwellung der Füsse. Der letzte Paroxysmus erschien vergangene Nacht gegen 1 Uhr. Pat. erhielt Ipecac. früh und Abends. Am 5. Nachts zwischen 11—12 Uhr kam ein neuer Paroxysmus. Die Ipecac. wurde mit Nux vomica vertauscht. Am 6. Abnahme der Fussgeschwulst; Abends gegen 7 Uhr Rückkehr des Fiebers. Am 7. Apyrexie; am 8. Nachmittags um 4 Uhr ein Paroxysmus, nach dem Frost mässige Hitze und reichlicher Schweiss. Ich wählte jetzt Chinin. sulf. (2 Gr.). Am 9. Juni leidlicher Schlaf und viel Schweiss. Das Chinin. wurde noch drei Tage wiederholt. Am 10. Nachmittags schwaches Frösteln, dann Hitze, Durst und Pochen im Kopfe bis 6 Uhr. Am 11. Nachts viel Schweiss; die Fussgeschwulst verschwunden. Das Fieber kehrte nicht wieder und am 15. Juni ging Pat. in seine Werkstätte zurück.

VII. Ioh. Liebsch aus Wurzen, Scherenschleifer, 16 Jahre alt, von venös-strofulöser Konstitution, angeblich nie krank gewesen, zog sich am 1. Juni in Folge von Durchnässung des Körpers das kalte Fieber zu, welches in der nächsten Nacht

um 12 Uhr seinen ersten Anfall machte. Am 4. Juni repetirte dasselbe in noch stärkerem Grade; ein ziemlich heftiger Frost mit Durst hielt gegen $^3/_4$ Stunden an, die nachfolgende Hitze war nicht minder stark, aber von kürzerer Dauer, und auch der Schweiss sehr beträchtlich. Appetit vermindert, Stuhlgang regelmässig; Fliessschnupfen, trockner Husten mit etwas Brustbeengung, während des Paroxysmus immer sich steigernd. Zwei Gaben Chinin., eine heute, die andere am nächsten Morgen, im Ganzen 3 Grane, reichten hin, das Fieber zu beseitigen. Alles kehrte zur Norm zurück, nur der Husten dauerte in geringem Grade noch fort. Auch am 7. war das Befinden erwünscht; an den Lippen kam ein schorfiger Ausschlag zum Vorschein. Als so das Fieber schnell spurlos verschwunden, verblieb Pat. noch einige Tage unter Beobachtung und verliess am 12. Juni die Anstalt.

VIII. Karl Gramer aus Dresden, Instrumentenmacher, 32 Jahre alt, von mittlerm Körperbaue, hat angeblich früher nur die ächten Menschenpocken überstanden. Seit sechs Jahren kränkelte indess Pat. beständig, litt zuerst $1^1/_2$ Jahr an Krätze, womit er 15 Wochen im Jakobshospital zu Leipzig, $^1/_2$ Jahr im Dresdner Hospital und $^1/_4$ Jahr in Teplitz zubrachte; nach dem Verschwinden derselben stellten sich gichtische Affektionen, schmerzhafte Auftreibungen der Gelenke ein, die auch jetzt noch zeitweise wiederkehrten. Vor zwei Jahren wurde er im Jakobshospitale an Lungenentzündung behandelt, und vor drei Jahren litt er ein halbes Jahr am Wechselfieber, welches drei Mal unter ärztlicher Behandlung ausblieb, aber immer wiederkehrte. Seit etwa drei Wochen klagt Pat. von Neuem über allgemeines Missbehagen, Fieber in den Abendstunden, Kopfschmerz und Appetitmangel. Der Gebrauch der Ballhäusischen Tropfen konnte hier nicht nützlich, nur schädlich werden; der linke Fuss schwoll auf. Am 10. Juni zeigte sich nach seiner Aufnahme bei der Untersuchung ausser dem bereits Angedeuteten noch Folgendes: die Fieberanfälle waren zeither nur unregelmässig erschienen, öfters des Tags zwei Mal, also ganz atypisch; der gewöhnliche Begleiter davon war ein Ziehen im Rücken. Der Frost war mässig stark, gegen $^1/_2$ Stunde anhaltend; dabei Kopfschmerz, Schwindel und Durst, dann trockne

Hitze mit Kopfbenommenheit, bittrem Aufstossen, bittrem Geschmack und Uebligkeit, endlich ein die ganze Nacht durch dauernder Schweiss von saurem Geruch. Appetit gering, Stuhlgang ordentlich, früher durchfällig, zuweilen Schneiden im Unterleibe. Die täglich verabreichte Pulsatilla brachte nichts dem Auge Zugängiges hervor. Am 11. früh um 10 Uhr trat Frost ein, die darauf folgende Hitze hielt den ganzen Tag an, während des Frostes und der Hitze fand lebhafter Durst und die Nacht durch reichlicher Schweiss Statt. Am 12. früh beim Erwachen Eingenommenheit des Kopfes und Abgeschlagenheit der Glieder, bittrer salziger Geschmack, Drängen und Kneipen in der Gegend des Colon transversum, dabei Uebligkeiten bis zum Erbrechen; gegen Mittag 1 Uhr mässiger Frost, darauf wenig Hitze mit Kopfschmerz und Durst, aber kein Schweiss; fortdauernde Uebligkeit mit bittrem salzigem Geschmack, Stuhl ordentlich. Am 13. nach einem erquickenden Schlaf früh Schweiss; Mittags gegen 12 Uhr starker Frost, der $1^1/_2$ Stunde anhielt, mit etwas Durst und Kopfschmerz verbunden, dann einstündige Hitze. Am 14. Nachts wenig Schlaf, früh etwas Schweiss; Appetit und Geschmack etwas besser, zeitweises Leibkneipen und Durchfall. Am 15. hatte Pat. gut geschlafen; Stuhlgang blieb aus, es stellte sich Husten mit etwas Schleimauswurf ein; Puls war gereizt. Das Fieber kam nicht zum völligen Ausbruch, blos grössere Mattigkeit, Kopfbenommenheit und Kurzathmigkeit hatten Platz genommen. Die Zunge war weiss belegt, Appetit gering, Stuhlgang weniger dünn; dabei Duften der Haut. Am 17. Nachts guter Schlaf, aber früh mehr Kopfbenommenheit und etwas Husten; keine Stuhlöffnung, Abends wenig Hitze. Am 18. nach einer ruhigen Nacht viel Husten, etwas kurzer, behinderter Athem, Brennen in der Brust; wenig Appetit und Aufstossen, dabei eine gewisse Aengstlichkeit und ein Gefühl von Missbehagen. Am 19. kein Fieber; Angegriffenheit des Körpers, Sausen vor den Ohren, etwas dünne Stühle, viel Husten, sonst nichts Bemerkenswerthes. Am 20. war die Nacht ruhig vorübergegangen; Husten geringer, Brust noch etwas beengt; Kopf leichter. Am 21. wenig Schlaf, früh mehr Husten und Auswurf; Appetitmangel, Durchfall mit Leibschneiden. Fortsetzung der Pulsatilla. Am 22. nächtliche Unruhe

Drücken im Kopfe, Kreuzschmerzen; Appetit besser, mehre durchfällige Stühle. Am 23. guter Schlaf, etwas Schweiss; noch etwas durchfällige Stühle; den Tag über leichtes Frösteln. Am 24. den Tag über leidliches Befinden; früh etwas Husten mit Schleimauswurf und drückendem Brustschmerz; Geschmack rein, Appetit fast natürlich; Kopf fast ganz frei. Am 25. früh starker Schweiss; Stuhlöffnung, weniger Husten. Am 26. etwas Schweiss; zwei durchfällige Stuhlausleerungen. Am 27. reichlicher Schweiss, sonst keine Veränderung. Am 28. wenig Husten, Appetit gut, Stuhl noch dünnflüssig. Am 29. war die Besserung noch weiter fortgeschritten. Am 1. Juli wieder mehr Mattigkeit, Puls etwas gereizt; Stuhl noch durchfällig; Husten unbedeutend. Am 2. Juli wie den Tag vorher; am 3. die Nacht viel Schweiss, früh Zittern der Glieder; Appetit gut, Stuhlgang noch dünn. Dasselbige fand auch am 4., 5. und 6. Juli Statt. Bis zum 15. schritt die Besserung unaufhaltsam vorwärts; hie und da zeigte sich ein frieseliger Ausschlag am Körper. Am 18. Juli konnte Pat. entlassen werden.

IX. Ernst Gotth. Michaeli aus Löbau, Buchbinder, 21 Jahre alt, von venös-skrofulöser Konstitution und mittlerm Körperbau, ist angeblich als Kind stets kräftig und gesund gewesen, hat aber später öfters an Kopfschmerzen gelitten, die nach erfolgtem Erbrechen allemal abnahmen oder gänzlich schwanden. Am 7. Juni überfiel ihn Nachmittags ein Frösteln mit nachfolgendem Schweisse, desgleichen mit Durst, Kreuzschmerz und grosser Abgeschlagenheit. Diese Beschwerden kehrten einen Tag um den andern wieder. Am 11. Juni kam Pat. in die Anstalt. An den Fiebertagen war der Appetit immer sehr gesteigert, aber nach Befriedigung desselben vermehrten sich die Kopfschmerzen und es erfolgte Uebligkeit und Neigung zum Erbrechen. Die Zunge war stark weisslich belegt, Geschmack bitterlich, Stuhl regelmässig; dabei etwas Athembeengung. Ich verordnete Pulsatilla. Am 12. Juni nach ruhigem Schlafe stechendes Kopfweh in den Schläfen und Brustbeengung, viel Schweiss. Dieser Zustand blieb sich gleich bis zum 19. Juni. Am 20. Appetit gut, mehre durchfällige Stühle; Kopf freier. Nachmittags stellte sich ein starker Paroxysmus ein, darauf Hitze, Durst, Kopfschmerz, Kurzathmigkeit, was bis Abends

anhielt; Schweiss folgte nicht. Pulsatilla (12) repetirt. Am 22. nach einer ruhigen Nacht Kopf frei, zwei durchfällige Stühle und reichlicher Harnabgang. Am 23. mehre dünne Stuhlausleerungen; gleich nach dem Mittagsessen ein etwas schwächerer Fieberanfall von kürzerer Dauer. Am 24. früh etwas Mattigkeit; Stuhlgang noch durchfällig; Vormittags gegen 10 Uhr ein Paroxysmus, der, etwas schwächer und kürzer dauernd, mit den gewöhnlichen Beschwerden verlief. Am 25. Nachts wenig Schlaf; Stuhlgang noch durchfällig. Am 26. früh die ersten Vorläufer des Fiebers, namentlich öfteres Gähnen und Kälte der Füsse. Um 9 Uhr brach der Paroxysmus aus und verlief mit mässiger Stärke. Pat. bekam jetzt Arsenicum. Am 27. nach einem leidlichen Schlaf früh blos etwas Mattigkeit; Stuhlgang noch durchfällig. Am 28. stellte sich um 8 Uhr das Fieber wieder ein; der Frost war heftig, Nachmittags Kopfweh, etwas Schweiss; mehre dünne Stuhlausleerungen. Pat. bekam drei Tage hintereinander eine Gabe Chinin pro dosi 2 Gr. Am 30. Nachts etwas Unruhe, sonst nichts Bemerkenswerthes; Nachmittags etwas Kopfweh. Am 1. Juli war das Befinden erwünscht, Stuhlgang noch etwas dünn. Am 2. Nachts ruhiger Schlaf, keine Spur vom Fieber. Am 7 wurde Chinin repetirt, um mögliche Rückfälle zu verhüten. Am 10. war Pat. völlig hergestellt.

X. Joh. Gottl. Lehmann aus Clossa, Hausknecht, 48 Jahre alt, kräftig gebaut, hat nach seiner Aussage früher keine andere Krankheit als blos das Wechselfieber mehrmals überstanden. Seit etwa 14 Tagen fühlt er sich von Neuem unwohl, besonders einen Tag um den andern, hat Schneiden und eine beengende Empfindung im Unterleibe, nach der Brust zu aufsteigend, mitunter Frösteln und Dehnen, nachfolgende Hitze, drückendes Kopfweh, keinen Durst, Aufstossen, Appetitmangel und trägen Stuhl. In diesem Zustande, der nach dem Gebrauch einiger Hausmittel unverändert geblieben, wurde Pat. am 20. Juni Abends in die Anstalt aufgenommen. Am 21. hatte er Nachts ruhig geschlafen, fühlte sich Vormittags wohler, doch in den Präkordien noch voll. Nach dem Mittagessen trat ein heftiger Schüttelfrost ein, der gegen zwei Stunden anhielt; darauf erfolgte klopfendes Kopfweh mit Hitze, aber wenig Schweiss.

Stuhl noch nicht erfolgt. Pat. erhielt Nux vomica. Am 22. ungestörter Schlaf; etwas Mattigkeit und Schwindel; Zunge weiss belegt, Geschmack bitter, Völle in den Präkordien, übrigens keine sonderliche Abweichung. Am 23. nächtliche Unruhe; periodisches Schneiden im Leibe, übrigens wie vorher; Abends Ziehen in den Beinen. Am 24. nach unruhigem Schlaf Kopfbenommenheit, Zunge noch weiss belegt, Geschmack bitter, ein gewöhnlicher Stuhlgang. Am 25. nach einer schlaflosen Nacht etwas Stechen unter den kurzen Rippen; Appetit leidlich, wenig Stuhlabgang; Kopf noch schwer; Puls natürlich. Am 26. noch derselbige Zustand. Nux vom. repetirt. Am 27. unruhig geschlafen, sonst nichts verändert; Stuhlgang natürlich. Am 28. fühlte sich Pat. nur noch etwas voll in der Herzgrube, übrigens ziemlich wohl; ebenso in den zwei nächsten Tagen. Am 1. Juli fortschreitende Besserung. Am 2. Nux vomica repetirt. Am 3. Schlaf leidlich, Kopf noch etwas schwer, wenig Schweiss; Appetit gut, Stuhlgang geregelt. Die Beschwerden schwanden allmälig ganz und am 11. Juli begab sich Pat. wieder nach Hause.

XI. Heinrich Hessler aus Zschopau, Mechanikus, 21 Jahre alt, von skrofulöser Konstitution und dürftigem Körperbau, in seiner Kindheit stets schwächlich, häufig mit Drüsenanschwellungen behaftet, ist seit dem 4. Juli vom Wechselfieber ergriffen worden, welches täglich in den Abendstunden seinen Paroxysmus machte. Der Frost dauerte gewöhnlich gegen zwei Stunden, ihm folgte starke Hitze und Nachts profuser Schweiss; dabei fanden Kopfbenommenheit, Durst, grosse Mattigkeit, ausserdem häufiger Husten mit Brustbeengung und schleimigem Auswurf Statt. Die Gesichtsfarbe war gelblich, Zunge weiss belegt, Geschmack bitterlich, Appetit gering, Stuhl regelmässig. Das homöopathisch zubereitete Arsenicum hatte gegen diese Beschwerden seine Wirksamkeit versagt. Erst am 13. Juni kam Pat. in die Anstalt. Ich verordnete Pulsatilla (12). Nachmittags zwischen 5—6 Uhr trat das Fieber ein. Der Frost war schwach, die Hitze mässig und von Durst und Benommenheit des Kopfes begleitet, Schweiss mässig. Am 14. Nachts leidlicher Schlaf, Appetit besser, Stuhl ordentlich, aber viel Husten. Am 15. Abends um 11 Uhr gelindes Frösteln, darauf

etwas Hitze, aber kein Schweiss. Pulsatilla repetirt. Am 16. keine febrilischen Erscheinungen; Geschmack fade; Husten gering. Der Schlaf war immer ruhig und zur Erholung geeignet. Auch am 17. waren alle Umstände erwünscht. Am 18. Kopf leichter; kein Fieber, Geschmack reiner, Appetit gut; früh und Abends noch etwas Husten. In den folgenden Tagen zeigte sich keine wesentliche Veränderung; die Beschwerden nahmen allmälig ab, der Husten jedoch dauerte in mässigem Grade fort, der Auswurf wurde dick, konsistenter und mit diesem Ueberrest verliess Pat. am 22. Juni die Anstalt.

XII. Zu Ende dieser Rubrik müssen wir noch folgenden Fall erzählen, der in mehrerlei Hinsicht interessant ist, weil die Natur sowohl durch Hervorbringung eines Wechselfiebers als auch auf andere Weise eine Entscheidung zu ermöglichen versucht hatte. Friedrich Heibey aus Leipzig, 38 Jahre alt, Buchbinder, von lymphatisch-venöser Konstitution und kräftigem Körperbau, litt schon im Jahre 1834 an einem Brustübel, welches nach fünfmonatlichem Aufenthalte in der homöopathischen Anstalt ungeheilt blieb. Später zeigte sich mehrmals Durchfall mit Blutabgang durch den After. Trotz aller dieser Beschwerden verrichtete Pat. sehr anstrengende Arbeiten und war überdies noch ein unmässiger Biertrinker. Im Jahre 1835 verschlimmerte sich sein Uebel und nöthigte ihn, das Bett zu hüten. Er liess sich deshalb am 16. Novbr. wieder in die Anstalt bringen, wo er den Ueberrest seines Lebens zubrachte. Jedes homöopathische Verfahren blieb erfolglos. Als ich Pat. im Jan. 1836 untersuchte, stellten sich die Symptome in der Art dar, dass ich das Uebel für Hydrothorax mit Lungengeschwüren gepaart erklärte. In den ersten Tagen kam Durchfall hinzu, der ziemlich lange anhielt und Erleichterung zur Folge hatte, weshalb ich ihm eine kritische Bedeutung beilegen zu müssen glaubte. Auch fand dabei öfters Schweiss und vermehrter Harnabgang Statt. Am 7. Jan. nach einer ziemlich ruhigen Nacht und etwas Schwitzen fühlte sich Pat. freier auf der Brust und im Ganzen sehr erleichtert; die Stuhlausleerung war jedoch breiig und seltner. Auch am 8. hatte dies Vormittags Statt. Nachmittags entstand Ziehen und Frösteln im Rücken, worauf heftiger Frost, dann Hitze, Durst und stärkere Brustbeengung

folgten; die Zunge war stark belegt, Geschmack fade, Appetit gering; Puls beschleunigt und voll. Am 9. Nachts viel Schweiss, der am 10. fehlte, wieder durchfällige Stühle und reichlicher Harnabgang. Pat. hatte vorher wegen der Durchfälle, die der Homöopathiker als kolliquative ansieht, Arsenicum bekommen. Am 11. Nachts ruhiger Schlaf, kein Schweiss, früh mehr Brustbeengung; um $11^1/_2$ Uhr anfangs Frösteln, zuletzt in starken Frost übergehend, der bis gegen 4 Uhr anhielt, darauf mässige trockne Hitze, Spannen im Epigastrium, viel Durst und Abends und Nachts reichlicher Schweiss. Am 12. früh dauerte die Beengung der Brust noch fort, mit Stechen in ihrer linken Hälfte verbunden, dabei mässiger Husten und wenig konsistenter gelber Auswurf; Drücken in der Präkordialgegend und mehre flüssige Stühle. Das Arsenicum ward fleissig repetirt. Am 13. allgemeines Missbehagen, Abends Hitze und Schweiss, welcher letztere auch die Nacht durch fortwährte; Stuhlgang breiig und seltner. Am 14. Nachts häufiger, meist trockner Husten, vermehrter Brustschmerz, starkes Schwitzen; mehre breiige Stühle; Puls beschleunigt. Vormittags um 11 Uhr trat der Paroxysmus ein, bestehend in heftigem, zwei Stunden anhaltendem Frost, dem mässige Hitze, vorzüglich im Kopfe, viel Durst und Nachts reichlicher Schweiss nachfolgten. Am 15. Zunahme des Stechens in der linken Brusthälfte und Abnahme der Beengung, Appetit leidlich, Spannen in der Herzgrube und einige breiige Stuhlausleerungen. Am 16. ruhiger Schlaf, gegen Morgen viel Schweiss. Am 17. die Nacht hindurch starkes Schwitzen, reichlicherer Harnabgang und drei breiige Stühle. Vormittags um $10^1/_2$ Uhr kehrte das Fieber wieder, mit etwas schwächerem, aber länger anhaltendem Frost, mässiger Hitze, Kopfbenommenheit, weniger Schweiss und reichlicherm Harnabgang. Am 18. die Brust etwas freier, das Stechen in der linken Brustseite dagegen anhaltend. Vormittags um 11 Uhr erfolgte wieder ein Paroxysmus, erst mässiger, mehre Stunden anhaltender Frost, dann Hitze, Kopfbenommenheit und geringer Durst, zuletzt profuser Schweiss. Arsenic. repetirt. Am 19. Nachts leidlicher Schlaf, starkes Schwitzen, vermehrte Harnexkretion, drei breiige Stühle, mässiger Husten, dicker, gelblicher Auswurf, dabei Beengung der

Brust und Stechen in der rechten Seite. Vormittags gegen 11 Uhr wieder ein Paroxysmus, an Dauer, Stärke, und Erscheinungen den vorhergehenden gleich. Am 20. Nachts ungestörter Schlaf, häufiger Schweiss, vorzüglich auf der linken Brustseite; Vormittags um $10^1/_2$ Uhr ein wie der vorige verlaufender Paroxysmus. Am 21. Nachts viel Schweiss, reichlicher Harnabgang und drei breiige Stühle. Vom Fieber zeigten sich Vormittags nur schwache Andeutungen. Am 22. wenig Schweiss, die Brust mehr beengt, Husten mässig, weniger Harnabgang, 2—3 breiige Stühle. Das Fieber hat sich nicht wieder gezeigt. Am 23. nach einer ruhig hingebrachten Nacht Husten gering, Brust freier, Harnabgang reichlicher, Stuhl fast natürlich. Kein Fieberanfall. Ebenso am 24. und 25. Jan. Am 26. früh etwas Ziehen im Rücken, Brustbeengung zunehmend; zwei breiige Stuhlausleerungen, reichlicher Abgang saturirten Harns. Pat. nimmt Colchicum. Am 27. nächtliche Unruhe, mehr Beengung und Stechen in der Brust, Stuhl ordentlich, Harnexkretion reichlich; Puls beschleunigt, schwach. Am 28. kehrte früh um 6 Uhr ein ziemlich starker Frost wieder, der gegen zwei Stunden andauerte, alsdann aussetzte und zuletzt stärker und länger wiedererschien, gefolgt von mässiger Hitze und reichlichem Schmeisse, im Verein mit Durst und Kopfbenommenheit. Nach dem Paroxysmus war die Brust freier. Am 29. Jan. sowie am nächsten Tag befand sich Pat. im Allgemeinen recht leidlich. Am 31. kam blos auf der linken Brustseite Frost, Hitze und Schweiss; zugleich zeigten sich fünf dünne Stühle, Zunahme der Harnexkretion und Beschleunigung des Pulses. Am 1. Febr. vermochte Pat. im Garten umherzugehen. Am 2. Febr. dauerte das Stechen in der linken Brusthälfte noch fort, Nachts fand sich reichlicher Schweiss ein, ohne den Schlaf zu stören. Am 4. Nachmittags etwas Frösteln über den Rücken und Kälte der Hände. Am 5. Nachts starker Schweiss, Nachmittags Frost, der blos die linke Körperhälfte befiel, gegen zwei Stunden anhielt und Hitze und Schweiss zur Folge hatte. Am 6. zwei breiige Stühle, Harnabgang vermindert, Vormittags 9 bis Nachmittags 3 Uhr ein Paroxysmus. Frost, Hitze und Schweiss nahmen wiederum blos die linke Körperhälfte ein; Abends stärkere Brustbeen-

gung. Am 8. Febr. Mittags wieder Frösteln auf der linken Körperhälfte. Am 9. wenig Schweiss, aber reichliche Harnexkretion. Am 10. gegen Mittag längere Zeit Frösteln, sonst keine Beschwerden. Am 11. Nachts viel Schweiss. Mehre Tage hintereinander stellten sich Frost, Hitze und Schweiss blos auf der linken Brusthälfte ein und kehrten periodisch wieder. Das Schwitzen dauerte mehre Nächte fort; der Harnabgang war abwechselnd vermehrt und vermindert. Während des partiellen Fieberanfalls nahm die Brustbeengung sammt ihren anderweiten Beschwerden gewöhnlich zu. Am 21. belästigte zuweilen blos Brusttstechen mit Beengung, übrigens war der Zustand des Pat. ziemlich günstig, so dass er am nächsten Tage zu seinem Geschäfte zurückzukehren versuchte. Allein dieser befriedigende Stand der Sache war von keiner Dauer. Pat. hatte sich anhaltend angestrengt, seine Kräfte überboten, wahrscheinlich auch grobe Diätfehler begangen und kam von Neuem erkrankt am 25. Febr. in die Anstalt zurück. Er hatte viel Husten und Stechen in der Brust, warf Blut aus, schlief Nachts unruhig, litt an Athembeklemmung und fühlte sich in hohem Grade angegriffen. Die hiegegen nöthig erachtete Bryonia brachte nicht nur keinen Erfolg, sondern es kamen noch Trockenheit im Munde, Beleg der Zunge, vermehrter Durst und Appetitmangel hinzu. Am 27. Nachts wenig Schlaf, häufig trockner Husten und etwas Schweiss; wenig Harnabgang, Fortdauer des Brustschmerzes, kurzes und beklommenes Athemholen. Am 28. viel Husten mit Auswurf; Vormittags von 10—11 Uhr mässiger Frost, Nachmittags etwas Schweiss, der jedoch die Nacht vorher sehr stark war; reichliche Harnausscheidung, in der linken Brustseite noch lebhafter Schmerz. Am 29. ging der Harn noch reichlicher ab. Vormittags gegen 11 Uhr eine Stunde lang Frösteln, Nachmittags viel Schweiss. Am 1. März Nachts steigerte sich die Athembeschwerde in dem Grade, dass Pat. sich im Bette aufrichten musste, um Luft zu schöpfen; nebenbei zeigte sich öfters trockner Husten, viel Schweiss und verminderter Harnabgang. Am 2. Nachts durch Husten gestörter Schlaf, weniger Schweiss, aber viel Harnabgang; den Tag vorher gegen Mittag Frösteln, das aber heute ausblieb. Ebenso am 3. März. Am 4. ruhiger

Schlaf, viel Schweiss, trockner Husten, doch weniger Beengung; den Tag über fünf durchfällige Stühle. Am 5. nach leidlichem Schlaf wieder viel Schweiss; der Husten löste sich mehr. Pat. bekam Digitalis. Am 6. Stuhl ordentlich, Brust freier, Husten mässig, Brustschmerz erhöht; am 7. Auswurf mit Blutstreifen. Am 9. sehr quälender Husten, besonders Nachts, Auswurf dick und gelb, schwer sich lösend; Harnabgang und Schweiss gering. So wechselte der Zustand beständig. Am 14. liess ich Senega nehmen. Am 15. Nachts wenig Schlaf, viel Schweiss, sonst wie vorher. Das letzt genannte Mittel wurde mehrmals repetirt, bewirkte aber selbst nicht einmal einige Linderung; der Zustand blieb völlig ungeändert. Am 4. Apr. Husten immer noch sehr trocken und anstrengend, das Athmen erschwert, Appetit gering, Stuhlgang normal. Nachmittags überfiel ein heftiger Schüttelfrost, der unter empfindlichem Kopfweh über eine Stunde andauerte; Abends trat Hitze und Nachts ein reichlicher Schweiss ein. Das allwirksame Arsenicum kam an die Stelle der Senega. Oefters erschien Schweiss, der aber nicht ermattete, sondern meist nur erleichterte, später auch einige mit Blut vermengte Stuhlausleerungen. Am 17. Mai starke Brustbeengung, Husten mit etwas blutstreifigem Auswurf, Stechen in der rechten Brustseite. Pat. ging in den Garten; nach seiner Rückkehr erfolgte Nachmittags plötzlich eine Lungenblutung, die binnen wenig Minuten den Tod herbeiführte. — Bei der Sektion zeigte sich nach Eröffnung der Brusthöhle in der linken Hälfte eine nicht unbeträchtliche Ansammlung von Eiter, der schon bei Durchstossung der Rippenknorpel stark hervorquoll, vorn mit der vierten Rippe sowie mit dem Brustbein in Berührung war und beide angefressen hatte. Der linke untere Lappen der Lunge war völlig aufgezehrt, der obere stellenweise destruirt und von kleinen, zerstreut liegenden Vomicae durchbohrt; das Parenchym vorzugsweise auf einer umschriebenen Stelle nach dem linken Bronchus zu von Blut durchdrungen und getränkt, von wo aus die Zerreissung kleiner Blutgefässe und der Bluterguss offenbar Statt gefunden hatte. Die rechte Lunge war normal beschaffen, nur ein Theil der untern äussern Partie mit Blut überfüllt und einige kleine Vomicae darbietend. Uebrigens

fand sich weder in den Pleurasäcken noch im Herzbeutel Wasser, letzterer schien im Gegentheil abnorm trocken zu sein. Ausserden war Alles natürlich beschaffen.

Die Wechselfieber bilden eine Krankheitsgruppe, die durch ihren spezifischen Charakter, durch die grössere oder geringere Bestimmtheit und Typizität ihres Verlaufs, durch Vermehrung der Ausscheidungen gegen das Ende der einzelen Paroxysmen und in einzelen Fällen auch durch die Tendenz zur Heilung einer andern verborgenern Krankheit eigenthümlich sich auszeichnet. Diese Fieber, in Art, Charakter und Verlauf als rein spezifische Krankheiten sind als ein zuverlässiger Prüfstein aller Systeme und Methoden zu betrachten, die in der Medizin je Herrschaft erlangt haben oder noch erlangen, und somit vorzüglich der Homöopathie, zumal da diese sich als diejenige preist, die für und gegen jede Krankheit, ja selbst gegen jedes Symptom spezifische Heilmittel besitze. Die Wahrheit, um die es sich hier handelt, wird sich weiter unten ungezwungen und von selbst ergeben. — Sich selbst überlassen kehren Wechselfieber in mehr oder minder regelmässigen Anfällen wieder, zwischen denen Pausen oder Intermissionen Statt finden, wo der Kranke sich oft von allen Beschwerden frei und ganz wohl fühlt. Jeder Paroxysmus bildet nur den Ausbruch einer Reaktion, welche von der Natur zur Heilung des unsichtbaren, innerlich bestehenden Krankheitsprozesses eingeleitet nirgends deutlicher als hier in die Sinne fällt. Die Reihe der einzelen Paroxysmen zusammen umfasst das Wechselfieber als Totalität. Wir nehmen hier aufs untrüglichste wahr, dass das Grundleiden fortbestehen kann und wirklich fortbesteht, während die äussern Erscheinungen desselben für gemessene Zeitabschnitte gänzlich fehlen. Dies sowie eine Anzahl andrer nicht minder gewichtigen Thatsachen beweist die Unrichtigkeit der Behauptung eines Hahnemann's, dass mit dem Aufhören der äussern Symptome, auch die innere Ursache zu wirken aufhöre, und dass wir überhaupt bei allen Sätzen, die Hahnemann, indem er dem Arztthum entsagte, als Beweisgründe seiner Lehre aufgestellt hat, alle Vorsicht und Prüfung anwenden müssen, nichts blindlings glauben dürfen, wenn wir Irrwege umgehen und Afterglauben und untergelegte Hindernisse ächten, klaren

und geläuterten Wissens vermeiden wollen. — Das Wechselfieber wiederholt seine Anfälle solange, als die innere dasselbe bedingende Ursache fortdauert. Je häufiger Wechselfieber zu einer Zeit vorkommen, um so günstiger sind alsdann gewöhnlich auch alle Aussenverhältnisse, welche den innern Zustand, das eigentliche Wesen der Krankheit begründen. Diese äussern Bedingungen des Wechselfiebers sind besonders zu gewissen Zeiten vorhanden, vorzugsweise im Herbste und Frühjahre, wo animalische und vegetabilische Substanzen in der Zersetzung begriffen sind und die Atmosphäre mit solchen und ähnlichen Emanationen erfüllt ist, bei feuchter, unbeständiger Witterung, Ueberschwemmungen u. dgl. m. Mit dem Verschwinden solcher Einflüsse nimmt auch die Suszeptibilität des thierischen Organismus, seine Disposition zum Wechselfieber ab; daher geschieht, dass Personen, die davon ergriffen sind, alsdann gewöhnlich ohne alle Kunsthülfe gesund werden. Nicht so ist es, wenn der Kranke noch von den krankmachenden Schädlichkeiten umgeben ist oder sich ihnen von Neuem aussetzt. Der innere krankhafte Zustand schwindet dann nicht von selbst, wenn dabei nicht etwa eine heilthätige Bewegung der Natur in's Spiel kommt, sondern kann lediglich durch den Gebrauch von Mitteln gehoben werden, die einen entschiedenen Einfluss auf den thierischen Organismus überhaupt und auf die krankhaft affizirten Organe insbesondere hervorbringen. Doch können auch andere Momente wohlthätig dabei wirken, und namentlich hat Beobachtung gelehrt, dass Ortsveränderungen, eiserner Wille, ein heftiger Affekt u. dgl. hier ebenso wie bei vielen andern Neurosen zuträglich und heilsam werden können. Gegen jene Beobachtung lässt sich um so weniger Zweifel erregen, je bestimmter das Wechselfieber seiner Natur und Erscheinung nach sich an diejenigen Krankheiten anschliesst, die in der einen oder andern Provinz des Nervensystems wurzeln, wenn es auch thatsächlich feststeht, dass die Milz in ihrer noch nicht ganz klaren physiologischen Bestimmung und Thätigkeit dabei am meisten oder ausschliesslich interessirt ist. Unverkennbar liegt das Wesen des Wechselfiebers in einer besondern regelwidrig bestimmten oder unterbrochenen Thätigkeit der splanchnischen Nerven, namentlich desjenigen Theils, der

in der Milz fungirt und deren etwaigen Einfluss auf den Chemismus des Bluts vermitteln hilft. Für diese Ansicht spricht das häufige Vorkommen des sogenannten Fieberkuchens, die eigenthümliche Färbung der Haut, welche bei jedem Wechselfieberkranken sich zeigt, und endlich auch noch die Tendenz des Fiebers, bei jedem Paroxysmus die Ab- und Ausscheidungen besonders durch die Haut und die Harnorgane zu vermehren und so durch Ausstossung chemisch zersetzter oder anderswie veränderter Stoffe, womit das Blut angefüllt ist, der thierischen Oekonomie das Gesetz der Einheit wiederzugeben. Demzufolge gehen die Eingriffe des Wechselfiebers in die organische Metamorphose sehr tief, und wohl darf es dann minder auffallen, wenn wir dasselbe zuweilen als ein sogenanntes Reinigungsfieber als eine heilsame Krise für andere schwerere und hartnäckige Krankheiten auftreten und dadurch schnell glücklichere und heilvollere Wirkungen hervorgehen sehen, als durch Wasserkuren, wie sie Priesnitz u. A. anstellen. Dem Arzte kann darum nichts Erwünschteres begegnen, als wenn unter gewissen Umständen ein Wechselfieber sich ausbildet, und gern wird er dann, wo er die Verbindung desselben mit einem solchen Kausalmomente und die Wichtigkeit davon erkannt und eingesehen hat, der Natur ein Recht einräumen, das er so oft nicht ohne Nachtheil sich anmasst, und sie über Etwas entscheiden lassen, dem er weder mit seiner Einsicht noch mit seiner Thatkraft gewachsen war. Ein Wechselfieber mit dieser Tendenz erkennt ein geübtes Auge leicht; die Art und Weise, wie und wann das Fieber sich entwickelt, die Annahme eines günstigen oder die Umwandlung eines minder erwünschten in einen günstigen Typus, der Mangel oder das Verschwinden erheblicher Symptome, die sonst bei intermittirenden Fiebern nicht selten vorkommen, die sichtbare Abnahme früherer tiefer Beschwerden, der Eintritt wohlthätiger Veränderungen und besonders vollständiger Krisen, die damit verbundene Erleichterung u. dgl. m. sind dabei sehr gewichtige und erfreuliche Erscheinungen. Solche Wechselfieber hören sicher von selbst auf, sobald das Grundleiden, von dem sie abhängen, durch ihre wiederholten Anstösse zur Vervollständigung und Endung der von ihnen eingeleiteten allgemeinen Krisen geho-

ben ist. Was hingegen das idiopathische Wechselfieber betrifft, so ist eine allbekannte Thatsache, dass es nur unter besondern Umständen freiwillig schwindet, dass es jedoch durch eine Unzahl von Mitteln, die durch Geruch oder Geschmack einen starken Eindruck, z. B. Ekel, in uns hervorbringen, leicht beseitigt werden, aber eben so leicht auch wiederkehren kann, wenn die Ausscheidungen oder Entladungen im Blute angehäufter heterogenen Reize, ein vom Begriffe seines wahren Wesens nicht ganz trennbarer Prozess, in unzureichendem Masse Statt gefunden haben. Die Erfahrung hat indessen gelehrt, dass die China und besonders ihre von der neuern Chemie uns überlieferten Alkaloide, das Chinin und Cinchonin, die sogenannten fieberwidrigen Eigenschaften im vollsten Masse in sich vereint besitzen, dass bei einem geregelten Gebrauch derselben wir eines schnellen und sichern Erfolgs gewiss sind und dass wir daher mit aller Bestimmtheit vorauszusagen *im* Stande sind, wie lange das Fieber dauern und wann es seinen letzten Anfall machen werde. Wie dies zugehe, ob diese Mittel durch einen Einfluss auf die Nerven oder auf die Muskelfaser oder auf beide zugleich oder auf die Kapillargefässe ihre Kräfte entfalten, diese Frage lassen wir hier ganz unerörtert, wenn wir auch viele der darüber aufgestellten Ansichten, aus deren Verschiedenheit das Schwankende unsrer Medizin vorzüglich hervorblickt, als reine, unzulässige Hypothesen erkannt haben. In der Homöopathie dagegen können Schwierigkeiten solcher Art gar nicht vorkommen, Alles, was es in der ächten Heilkunde noch zu erforschen giebt, und somit auch alle Bestrebungen, über Zweifel und Hindernisse hinwegzukommen und durch Dunkelheiten durchzudringen, sind nach ihr blosse Weisheitskrämereien oder pedantische Grübeleien, und alle ächten Forschungen werden also von einem Schein von Leichtigkeit und von Unzulänglichkeit umgeben, den sie aber in der Wirklichkeit durchaus nicht besitzen. Wäre das wissenschaftliche Verhältniss des Arztes zu seinem Fache wirklich so gestaltet, als man nach den Satzungen der Homöopathie anzunehmen berechtigt ist; so gäbe es in der That nichts Leichteres und Bequemeres in der Welt, als die Ausübung der ärztlichen Kunst, man würde jeder Mühe, welche eine höhere geistige Anschau-

ung nöthig macht, und allen tiefern Forschens und Eingehens in Dinge, die Jahrtausende in Dunkel eingehüllt waren und deren richtige Erkenntniss uns auf der grossen Bahn ächten Wissens sicher geleitet, völlig entrathen können; der Zusammenhang der Dinge, die Bedingungen langer Reihen von Erscheinungen und Naturvorgängen, das innere Wesen derselben, die Grade und Gesetze ihrer Entwickelung, ihr Verlauf, ihre Beziehung zu uns selbst, kurz Alles, was sich unsrem Blicke darböte und aufschlösse, würden der Beachtung unwerth und gleichgültig bleiben und ihre Erkenntniss nur die leere trockne Hülse einer Frucht sein, ohne deren Genuss wir doch weder ruhen noch leben können. Aus dieser krassen Einseitigkeit sowohl als aus dem Ideale, welches die Homöopathie sich von Arzneigaben schuf, sind alle die Thorheiten hervorgegangen, die sie so auszeichnend charakterisiren, sowie die Nothwendigkeit, manche wichtige Wahrheit zu verleugnen und selbst der Zierde, die dem Arzte den guten Ruf und die Achtung seiner Kunst am treusten bewahrt, der Prognostik, sich zu berauben. Bei der gegenwärtigen Gesittung und Lebensweise ist es dem Homöopathiker allerdings nicht vergönnt, ja sogar unmöglich, die Tage zu zählen, wie es die Alten bei ihren einfachen Gewohnheiten thaten, und darnach die Dauer der Krankheit und ihren Ausgang vorauszubestimmen. Wie ihm ausser so vielen andern Nebenzweigen der Medizin die Prognostik und Exodologie überhaupt fremd sind, ebenso wenig oder vielmehr noch weit weniger vermag er beim Wechselfieber und bei allen andern spezifischen Krankheiten zu sagen, wann und wie ihre Heilung zu Stande kommen wird, nicht blos weil er auf die durch unsere jetzigen Einrichtungen gleichsam verwöhnte individuelle Natur mit weniger Bestimmtheit rechnen darf, sondern hauptsächlich weil er als solcher aller aktiven Eingriffe sich enthält und somit das verabsäumt, was irgendwie modifizirend und ganz im Interesse des Kranken auf Organ und Funktion einwirken konnte. Zwar wissen wir wohl, dass wir nicht Alles bei manchen Krankheiten so entschieden unter den Einfluss unsrer Kunst zu stellen vermögen, dass auch das Chinin nicht in allen Wechselfiebern zur Vollbringung einer schnellen und radikalen Heilung zureiche, dass wir im Gegentheil in

Fällen, wo nicht blos krankhafter Dynamismus, sondern Kachexien oder abnorme Reizung des Rückenmarks ins Spiel kommen, oft auch China in Substanz oder je nach Umständen Camphora, Arnica, Nux vomica, blausaures Eisenkali u. dgl. beigesetzt anzuwenden genöthigt sind; allein die Berücksichtigung solcher und ähnlicher Umstände kann immer nur der Wissenschaft, dem treffenden Blick und Scharfsinne des Arztes überlassen werden, sowie auch die absichtliche oder unwissentliche Verabsäumung derselben ihm allein, nicht der Wissenschaft in Objecto zur Schuld gereicht. Endlich müssen wir noch hinzufügen, dass das Wechselfieber auch als Arzt gegen sich selbst oder vielmehr gegen seine Folgen auftritt, und darin dürfte der feinfühlige Homöopathiker einen Grund mehr zur Probabilisirung des Prinzips seiner Methode auffinden. Wir meinen nämlich den sogenannten Fieberkuchen, der sich nach vernachlässigten und hartnäckigen Wechselfiebern nicht selten bildet. Diese substanzielle Veränderung weicht je nach seiner Dauer, Ausdehnung und Verbindung am schnellsten und sichersten einem neuen Wechselfieber, wie dies von Abdominalphyskonien überhaupt bekannt ist. Die Entstehungsweise dieser Metamorphose als einer leicht erklärbaren Erscheinung macht eine nähere Erörterung überflüssig, doch soviel sei erlaubt zu bemerken, dass die natürliche Heilart des Fieberkuchen mit dem angenommenen homöopathischen Heilgesetz gar nichts zu thun hat.

Ehe wir die Geschichte der Wechselfieber verlassen, wollen wir noch Einiges über die oben mitgetheilten Fälle in specie anmerken. Bei I. beschäftigte uns ein Wechselfieber mit dem günstigsten, dem Tertiantypus. Pat. war vom 19. bis zum 30. April homöopathisch behandelt worden. Die Erfolglosigkeit dieser Behandlung bestimmte mich zur Anwendung des Chinins in solchen Dosen, wie sie von Homöopathikern für krankmachend und gefährlich gehalten werden und daher vielleicht nie angewandt werden. Ich war jedoch hierin nicht so ängstlich, nur Leid that es mir, die so leicht und einfach herstellbare Kranke überaus lange leiden zu sehen. Um genau zu beobachten, wie viel Chinin zur Heilung des Fiebers nöthig sei, begann ich mit einem halben Gran, was ich drei Tage

hintereinander wiederholte. Das Fieber ward dadurch nicht beseitigt, blos die Stärke und Dauer der folgenden Paroxysmen vermindert. Entschiedene und der Erwartung entsprechende Wirkungen brachte das Chinin erst in der Gabe zu 2 Gr. hervor, was sich hier der Beobachtung ganz deutlich darlegte. Schon nach der ersten Gabe schwand das Fieber fast gänzlich, indem der nächste Paroxysmus in blossem Kopfschmerz und andern leichtern Beschwerden bestand. Die nächsten Gaben hatten vollkommene Heilung zur Folge. Hätte ich das Chinin gleich anfangs in öfters erneuerten Gaben verabreicht, so würde dasselbige Resultat noch weit augenfälliger hervorgetreten sein, doch der Umstand, dass eine zu plötzliche oder übereilte Entfernung des Fiebers eine vorwaltendere Disposition zu Rezidiven bedingen dürfte, hielt mich von dieser Anwendungsweise ab. Uebrigens lässt sich vielleicht der Zweck ebenso gut und sicher durch öftere Wiederholung so kleiner Gaben, als wir uns ihrer anfangs bedienten, erreichen, obwohl man bei einem so intensiv bittrem Mittel öftere Wiederholungen gern vermeiden sollte. Ziehen wir nun hier in Vergleich, was wir durch die Homöopathie und dann durch eine erfahrungsmässige Methode erlangt hatten; so stellt sich soviel als Resultat heraus, dass das, was jene mit ihren Kügelchen in 11 Tagen nicht vermochte und nie vermag, durch Hülfe der wahren Heilkunst leicht und sicher innerhalb drei Tagen, ja wenn es immer in der Absicht des Arztes liegen dürfte, in noch weit kürzerer Zeit erzielt werden kann. Ueberdies ist noch zu bemerken, dass das Fieber während der homöopathischen Behandlung immer nur eine Stunde vorsetzte, da es doch Tertianfiebern gewöhnlich eigen ist, genau drei Stunden vorzusetzen; erst nach Darreichung des Chinins setzte das Fieber $1^1/_2$ Stunde vor und schien sich jener Regel unterwerfen zu wollen, aber der nächste Anfall erschien um dieselbige Stunde und zwar das letzte Mal, da der innere Krankheitsprozess unfehlbar bereits aufgehoben war. Aus diesem Umstand besonders ersieht man evident den Einfluss wirklich arzneilicher Stoffe und die Wirkungslosigkeit homöopathischer Kügelchen oder Tropfen. Die Einrede, die Wahl sei unrichtig, nicht passend gewesen, muss hier zurückweichen, da man etwas weder folgen noch schwinden sah,

solange Chinin nicht in Gebrauch kam. — Noch deutlicher zeigt sich dies bei II., wo unter homöopathischer Behandlung der Paroxysmus am ersten Fiebertage um 9 Uhr, am zweiten um 8, am dritten um 7 Uhr wiederkehrte, also blos eine Stunde antizipirte, während er hingegen nach Anwendung des Chinins sogleich drei Stunden vorsetzte. Auch beim nächsten Anfall fand diese Regelmässigkeit Statt. An den folgenden beiden Fiebertagen erschienen nur unvollkommene Paroxysmen, blosse Andeutungen, und endlich erfolgte radikale Heilung. Dieser Kranke würde von seinem Uebel ebenfalls rascher befreit worden sein, wenn es der Sachlage gemäss und unsrer Absicht entsprechend gewesen wäre. Fünf Gaben Chinin pro dosi 2 Gr. waren dazu hinreichend. — Bei III. konnte man sich ebenso vor dem Indifferentismus der homöopathischen Arzneien überzeugen. Das Fieber nahm ungehindert seinen weitern Verlauf, so günstig auch eine Quotidiana der Regel nach zu sein pflegt. Der dritte Paroxysmus setzte, wie es sonst bei sich selbst überlassenen Quotidianfiebern häufig vorkommt, zwei Stunden nach, der vierte und fünfte dagegen kehrte zu seinem Typus fixus zurück. Nach dem Gebrauch des Chinins setzte das Fieber wieder zwei Stunden nach, bis sich Pat. frei fühlte. Unverkennbar zeigte sich in allen bisherigen Fällen, dass das Chinin einen unableugbaren, entschieden vortheilhaften Einfluss äusserte, dass es schon in kleinen Gaben verabreicht die Paroxysmen regelte und einige Male wiederholt Heilung herbeiführte. — In dem Falle IV. hatte das Fieber einen mässigen Grad erreicht und verfolgte vielleicht eine heilsame Tendenz oder es war die Disposition dazu so gering, dass die öftere Wiederkehr der Krankheit nur durch heftige und anhaltende Einwirkung der in und um Leipzig endemisch herrschenden Einflüsse bedingt wurde. Bei Abhaltung derselben wäre das Uebel vielleicht auch von selbst verschwunden, obschon ein 13 Tage langes homöopathisches Verfahren ohne Erfolg blieb. — Bei V. brachten schon drei Gaben Chinin eine hinreichende Wirkung hervor. Da Pat. aber von Neuem Schädlichkeiten sich aussetzte, so erlitt er einen Rückfall, zu dessen Beseitigung zwei Gaben Chinin genügten. Bald darauf bildete sich in der Leistengegend eine Geschwulst, die vielleicht in Folge des

Schmerzes und der damit verbundenen allgemeinen Aufregung das Fieber wiederum hervorrief oder mit diesem selbst in irgend einer nähern Verbindung stand. Nicht ohne Wahrscheinlichkeit liesse sich behaupten, dass die Geschwulst eine kritische Bedeutung gehabt und als Organ, wenn auch nicht zur Ausscheidung, doch zur Ablagerung eines im Blute befindlichen fremdartigen Stoffes gedient habe. Das allmälige Einsinken der Geschwulst und das Verschwinden ihres Inhalts, als reichliche flüssige Darmausleerungen sich einstellten, erklärt sich hinlänglich aus den Gesetzen der Revulsion. Ja es unterliegt kaum einem Zweifel, dass nicht das Chinin, da es bereits öfters und in hinreichender Quantität ohne Erfolg gegeben war, sondern die materiellen Ausscheidungen durch den Darm als Versuch der Natur, das, was sich auf andern Wegen nicht so leicht ausstossen liess, hier zu entfernen, die hauptsächlichste Bedingung der Heilung gewesen seien. Indem also der Darm die Krisis übernahm, verminderte sich der Schmerz, die Härte und der Umfang des Bubo und das Fieber blieb gänzlich aus. Uebrigens zeigte der Verlauf des Uebels deutlich, dass der Mercurius solub. in seiner homöopathischen Zubereitung hier gleichfalls nichts gethan hatte. Bei VI. ist das Schwanken des Typus besonders merkwürdig. Es ist dies wohl eine Eigenheit derjenigen Fieber, die keinem arzneilichen Einfluss unterworfen sind und ihren freien Verlauf machen. Ob der Mond oder der Stand der Sonne zu unsrem Erdball darauf einen so entschiedenen Einfluss habe, wie man ihn behauptet hat, lassen wir dahin gestellt; wenigstens ist die Erklärung des Umstandes, dass ein Fieber in der Zeit seiner Paroxysmen oft sehr wechselt und bald unter der Herrschaft des Mondes bald unter der der Sonne stünde, immer eine schwer zu lösende Aufgabe. Die achttägige Anwendung der Homöopathie hatte hier nicht die geringsten Veränderungen zur Folge. Das Chinin als Chinin angewandt führte binnen drei Tagen zum Ziel und vollbrachte mit der gewöhnlichen Sicherheit die Heilung der Krankheit.— In dem Fall VII. stand ich nicht an, das Chinin sofort in Anwendung zu bringen, da allen Umständen nach die Vorsichtsmassregel, erst einige Anfälle vorbeigehen zu lassen, ungestraft bei Seite gestellt werden konnte. Das Individuum war früher

nie krank gewesen, auch zeigte sich in ihm, abgesehen von dem allgemeinen Ausdruck seiner Konstitution, kein Merkmal einer besondern Disposition zum Wechselfieber, was daher wahrscheinlich auch nicht eingetreten wäre, hätte sein Körper nicht einen heftigen und plötzlichen Eindruck vorher erlitten. Damit lässt sich leicht der Umstand in Verbindung setzen, dass wir zur Ueberwältigung des Fiebers nur drei Grane Chinin nöthig hatten. Das Fieber selbst endete, wie so häufig, mit dem bekannten kritischen Ausschlag um den Mund. — Ein interessantes Beispiel von Febris salutaris bietet uns VIII. dar. Der Kranke hatte, wie seine Lebensgeschichte besagt, ein konstitutionelles Leiden, welches hartnäckig jeder ärztlichen Behandlung widerstanden hatte; zeitweise litt er an Gelenkanschwellungen, die offenbare Folgen zurückgetretener Krätze, vielleicht im Verein mit andern Momenten, waren. Dabei fühlte er sich stets kränklich und siech. Schon früher bildete sich ein Wechselfieber aus, das zwar unter dem Gebrauch von Arzneien verschwand, aber drei Mal wiederkekrte. Vielleicht wäre schon damals eine radikale Heilung seines konstitutionellen Leidens erfolgt, hätte man dem Fieber freien ungestörten Lauf gelassen. Eine heilsame Tendenz des Fiebers lässt sich in solchen Fällen bestimmt erwarten, wenn der Kranke wenig dabei leidet, nach den einzelen Paroxysmen Erleichterung gewahrt und von andern frühern Beschwerden sich frei werden sieht. Jetzt kehrte jedenfalls zum Glück des Kranken das Wechselfieber wieder zurück. Das Fieber hatte anfangs einen Typus irregularis; in den nächstfolgenden Anfällen setzte es drei Stunden nach, im dritten wieder zwei Stunden vor. Von jetzt an erschienen die Paroxysmen unter etwas modifizirten Erscheinungen und schwächer. Wohl möchten die Homöopathiker hier sagen, die Pulsatilla habe vortheilhaft gewirkt, allein dieses frevelhafte Reden und Schreien ist der jetzt gewonnenen Aufklärung nicht mehr angemessen. Der Schweiss war immer auffallend häufig und von eigenthümlichem Geruch, auch stellte sich Durchfall ein, der zur Vollendung der Krise beitrug. Die Natur war offenbar bemüht, eine allgemeine Krise zu Stande zu bringen, und es würde unbedachtsam gewesen sein, wenn man sie in diesem heilsamen Geschäfte durch arz-

neiliche Eingriffe hätte stören oder unterbrechen wollen. Die Erscheinung des frieseligen Ausschlag konnte kaum als Theil der Krise angesehen werden, gewiss war er nur Folge von Hautreizung, die durch das anhaltende Schwitzen bedingt worden. Mit dem Eintritte der durchfälligen Stühle nahmen alle Symptome in hohem Grade ab, der Kranke bekam ein Gefühl von Leichtigkeit und Frische, die verletzten Funktionen und Organe erlangten ihre Normalität wieder und die Gesundheit kehrte allmälig zurück. Dieses Wechselfieber war also eine wahre Febris depuratoria im Sinne der Alten, — ein Gesundheitsfieber, — es hörte freiwillig auf, als das Grundleiden, das seine Wurzeln nach allen Richtungen hin ausgebreitet hatte, gewichen war. — Auch bei IX. bewirkte ein homöopathisches Verfahren, über 14 Tage fortgesetzt, weder günstige noch ungünstige Veränderungen. Ein starker Gastrizismus begleitete die Krankheit. Auf diesen wie auf das Fieber selbst schienen die hinzutretenden durchfälligen Stühle einen wohlthätigen Einfluss zu haben. Als der Durchfall sich zeigte und der Harn reichlicher abging, minderte sich die Stärke der Paroxysmen; nur der letzte Anfall nahm wieder einen ziemlichen Grad von Heftigkeit an, wiewohl die Stühle immer noch flüssig waren. Mit wenigen Gaben Chinin wurde das Fieber sofort bezwungen. — In dem Falle X. sieht der Homöopathiker ein Beispiel von Heilung durch seine Kunst, ohne dabei nachzuforschen, wie dieser Ausgang sich realisirt hat. Die gastrischen Erscheinungen, welche dabei sich zeigten, verminderten sich nur allmälig, obgleich eines der gerühmtesten Mittel, die Nux vomica dagegen gegeben wurde. Der Kranke wurde im Ganzen drei Wochen behandelt. In andern Fällen schwinden mit der wirklichen Heilung des Fiebers gewöhnlich auch schnell die Symptome des Gastrizismus; hier fand indessen das Gegentheil Statt, woraus uns hervorzugehen scheint, dass der Wechselfieberanfall blos als Nebenerscheinung, der Gastrizismus dagegen als Hauptleiden auftrat. Die Krankheit liess allmälig in eben der Folge nach, wie wir es bei andern Fällen beobachtet haben. — Was XI. betrifft, so haben wir auf das im vorigen Falle Bemerkte zu verweisen. Das Fieber hatte den Quotidiantypus und erreichte als solches weit schneller sein Ende. Des-

senungeachtet bedurfte es dazu 14 Tage. Die gastrisch-katarrhalischen Symptome waren am vorherrschendsten, was vielleicht daher rührte, dass die Krankheit sich zu einer Zeit entwickelte, wo Wechselfieber seltner wurden und von selbst aufhörten, um der Herrschaft andrer Krankheiten Platz zu machen. Darin liegt offenbar die Ursache von dem freiwilligen Nachlasse dieses Falls. Der Gastrizismus verlor sich erst später und die katarrhalische Affektion hatte sich soweit gemildert, dass man an ihrem baldigen Verschwinden unter sonst günstigen Aussenverhältnissen nicht zweifeln konnte. — In dem Falle XII. endlich haben wir ein schönes und belehrendes Beispiel von den Anstrengungen, denen sich die Natur so oft unterzieht, um ein schwereres, tiefer gelegenes Leiden zu heilen oder mindestens erträglicher zu machen. Der Kranke hatte ein Empyem und mehre Vomicae in den Lungen. Das Wechselfieber besitzt bekanntlich gegen Lungensucht keine Ausschliessungskraft, im Gegentheil werden Schwindsüchtige nicht selten davon befallen, zumal wenn sie zugleich, was fast gewöhnlich ist, an Abdominalphyskonien leiden. Diese Kombinationsfähigkeit der Lungensucht ist bereits den Alten bekannt gewesen. Namentlich beobachtete Hippokrates, dass bei Entzündung des Brustfells und der Lungentuberkel zuweilen ein Tertianfieber sich einstelle und dass die Erscheinung desselben dann ein Zeichen von Abszessbildung sei, wenn nicht etwa hier, was uns fast unzweifelhaft erscheint, das Eiterungsfieber gemeint ist, das dem Wechselfieber sehr ähnlich, aber von ihm wohl und leicht zu unterscheiden ist. Morton, Baglivi u. A. haben gleiche Beobachtungen gemacht. In Gegenden, wo Wechselfieber endemisch grassiren, mögen sie bei Lungenschwindsucht vielleicht nicht selten als Versuch der Natur zur Heilung vorkommen, und tragen sie diesen Charakter in sich, so ist von Seite des Arztes bei einem so wichtigen Gegenstand alle Aufmerksamkeit und Ueberlegung vonnöthen. Merkwürdig ist auch die Beobachtung, dass beim Hinzutritt eines Wechselfiebers die Phthisis während desselben in ihren Fortschritten aufgehalten einen Stillstand macht, nach dem Aufhören des Fiebers dagegen um so rascher verläuft und das Leben schnell endet. Die Beziehung der Schwangerschaft zur Lungensucht

ist eine ganz ähnliche. Bei unsrem Kranken fand indessen der umgekehrte Fall Statt. Während der Paroxymen nahmen die Brustbeschwerden und besonders die Beklemmung mehr oder weniger zu, erschienen aber in den Intermissionen weit geringer und das Grundleiden war einer klaren Wahrnehmung minder zugängig. Ehe es zum Wechselfieber kam, stellte sich Durchfall ein, der wegen der Erleichterung, die er zur Folge hatte, die Momente einer Krisis in sich zu enthalten schien; dabei war zugleich die Haut sehr thätig und die Harnexkretion beträchtlich vermehrt. Darauf bildete sich das Wechselfieber aus, das, immer noch von flüssigen Stühlen begleitet, anfangs zwar den Quartantypus hatte, aber später den Quotidiantypus annahm; ein Umstand, der allerdings einen Schluss auf bedeutende organische Störungen zuliess. Jetzt setzte das Fieber aus, kehrte aber dann wieder als halbseitige Intermittens, und zwar mit dem Tertiantypus, und zuletzt als blosse Intermittens partialis, namentlich auf einer umschriebenen Stelle des Thorax, gerade da, wo der Sitz des Grundleidens war. Beispiele einer solchen örtlich umschränkten Intermittens haben auch Cnöffel und van Swieten mitgetheilt. Während dieser Zeit nahmen fast sämmtliche frühere Beschwerden merklich ab, das Athmen ging leichter von Statten, der Husten war weniger frequent und mit geringerer Anstrengung verbunden, der Auswurf gutartig, dicker, mehr von kritischem Aussehen. Dies in Verbindung mit der günstigen Umwandlung des Typus liess einen erfreulichen Ausgang hoffen. Das Fieber hörte endlich auf und Pat. fühlte sich stark und wohl genug, um die Anstalt nach einem so langen Aufenthalte verlassen zu können. Nach dieser Zeit beging Pat. Exzesse sowohl in körperlicher Anstrengung als auch in der Diät, er erkrankte daher von Neuem und musste wiederum von seinem Geschäfte abstehen. Die Natur bot jetzt alle ihre Kräfte auf, um die letzten Anstrengungen zu machen. Es stellte sich von Neuem ein Wechselfieber ein; alle Wege, die zur Uebernahme einer Krise geeignet sind, wurden freier und offener, sämmtliche Ab- und Ausscheidungen nahmen an Quantität zu, die Expektoration ging leichter, die Haut zeigte sich in hohem Grade thätig, die Harn- und Darmausleerung war frequent, reichlich und wohlthuend,

auch entleerte sich Blut durch den After; offenbar alles Erscheinungen einer beginnenden allgemeinen Krise, die aber bei der Unzulänglichkeit innerer Energie nicht ergiebig, nur unvollständig sich gestaltete. Dennoch wiederholten sich diese Anstrengungen und dauerten fort, bis eine profuse Lungenblutung, Pulmonalapoplexie, dem Leben des Kranken ein Ende machte. Die weitere Beurtheilung dieses interessanten Falls von Selbstthätigkeit der Natur und ihren Kraftäusserungen in einer so tief in das organische Band thierischer Oekonomie eingreifenden Krankheit wollen wir Meistern der Kunst überlassen; mögen sie im Bewusstsein ihrer Meisterschaft auch der Herrschaft der Natur, von der allein sie die Mittel zur Bildung ihres Kunstsinnes und die goldenen Regeln ihrer Praxis empfingen, ihre aufrichtige und demüthigende Anerkennung *nie* versagen.

Nach dieser Darstellung der Geschichte der Wechselfieber wollen wir hier einige Mittheilungen von den sogenannten Galanterie- oder Venuskrankheiten folgen lassen. Nur wenige Fälle dieser Art sind vorgekommen.

I. A. F. B. aus Leipzig, 20 Jahre alt, gut konstitutionirt, angeblich nie krank gewesen, litt vor $2^1/_4$ Jahre blos an einem Ausschlage der Unterschenkel, der aber durch Waschungen mit kaltem Wasser und nach Applikation eines Vesikators (ein seltsames Verfahren!) wieder verschwand. Am 6. Dezbr. 1835 bekam er bei leichtem Unwohlsein einen dicken, gelben Ausfluss aus der Harnröhre. Am 9. Dezbr. bei der Untersuchung hatte er versichert, seit einem halben Jahre mit einem Frauenzimmer nichts (?) zu thun gehabt zu haben. Die Vorhaut war ödematös angeschwollen, bei und nach dem Harnen entstand Stechen längs der Harnröhre; der Ausfluss bestand fort und in der linken Leiste zeigte sich eine kleine Anschwellung. Der Appetit war vermindert, sonst Alles normal. Pat. bekam Merc. sol. (3) in täglich erneuerter Gabe. Am 11. u. 12. Geschwulst und Röthe der Vorhaut etwas vermindert, weniger Schmerz beim Harnlassen, Ausfluss dünner, Umfang des Bubo kleiner. Am 18. Dzbr., wo es leidlich ging, musste Pat. als Militärpflichtiger die Anstalt auf einen Tag verlassen. An demselbigen Tage erschien der Ausfluss etwas dicker, die Vor-

haut noch wenig geschwollen, und Pat. erhielt Thuya (18). Am 21. kamen kleine Geschwüre an der Eichel und Vorhaut zum Vorschein (ein Umstand, den der obskure Homöopathiker auf Rechnung einer zu starken Einwirkung der Quecksilberkügelchen schreiben dürfte). Die Thuya bis zum 26. zweimal repetirt. Am 23. wenig Ausfluss, Geschwüre grösser. Am 27. wegen mangelnder Besserung wieder Merc. sol. (3), der auch am 31. Dezbr. und am 2. Jan. wiederholt wurde. Am 4. Jan. zeigten die Geschwüre geringere Ausbreitung, und die Leistengeschwulst hatte die Grösse eines Taubeneies erlangt. Am 6. sonderten die Geschwüre reinen Eiter ab. Am 7. bei geringem Appetit Abends etwas Hitze, heisse Haut, voller, beschleunigter Puls; grössere Ausdehnung der Leistengeschwulst; nächtliche Unruhe. Am 8. Acidum nitri. Am 10. waren die Geschwüre noch unverändert, der Bubo grösser, röther und schmerzhafter. Am 12. zeigten sich Granulationen in den Geschwüren. Am 14. und 15. der Bubo kleiner, weniger schmerzhaft und in der Zertheilung begriffen. Am 24. erschienen kleine Geschwüre an der Gaumendecke und linken innern Wangenseite. Am 25. wieder Merc. solub. Am 28. waren die Geschwüre an der Eichel sowie im Munde verkleinert. Bis zum 4. Febr. mitunter Appetitmangel, Frösteln, Kopfschmerz u. s. w. Der Bubo fängt an wieder grösser, röther und härter zu werden. Am 19. Febr. eine harte, mit Blut vermengte Stuhlausleerung. Am 25. zeigte sich wiederum ein kleines schmerzloses Blüthchen an der innern Wange, das aber nach einigen Tagen sich allmälig verkleinerte. Am 6. März war der Bubo noch hart, zur Zertheilung nicht geneigt, der übrige Zustand wie früher. Am folgenden Tag verliess Pat. die Anstalt. Die Heilung war also in einem Vierteljahre noch nicht erfolgt und ein günstiger Ausgang überhaupt noch zweifelhaft. Zu bemerken ist dabei, dass Pat. in der letzten Zeit grosse, sogenannte allöopathische Gaben von Merc. solub. erhielt.

II. Joh. K. J. aus Leipzig, Tischler, 29 Jahre alt, venösskrofulöser Konstitution, schwächlich gebaut, früher oft mit Drüsenanschwellungen behaftet, bekam jetzt, nachdem er 14 Tage vorher den Beischlaf ausgeübt hatte, beim Harnen hefti-

ges Brennen in der Harnröhre und einen reichlichen gelben Ausfluss. Die Vorhaut war ödematös angeschwollen und dabei ein geringer Grad von Paraphimosis, Mattigkeit und Frösteln. So war der Zustand am 26. Mai gestaltet. Pat. bekam Cannabis, die auch am 28. und 29. repetirt ward. Indessen hatte die Geschwulst der Vorhaut ein wenig abgenommen, doch der Schmerz beim Harnlassen dauerte fort. Am 31. heftiges Brennen beim Uriniren, der Ausfluss reichlich. Am 1. Juni, wo Alles noch unverändert war, liess ich Petroselinum reichen. Am 2. Geschwulst, Brennen und Ausfluss vermindert, und die Besserung schritt auch in der nächstfolgenden Zeit allmälig vorwärts. Am 13. zeigte sich nur Vermehrung des Ausflusses, sonst nichts Bemerkenswerthes. Mercur. sol. (3). Am 19. sonderte sich immer noch Schleim ab; an der Vorhaut befand sich eine kleine Exkoriation. In diesem Zustande verliess Pat. die Anstalt, kehrte aber am 8. Juli wieder zurück. Er hatte inzwischen noch zwei Gaben Merc. sol. verbraucht und bekam gegenwärtig Copaiva (1). Dies Alles half nichts, und der Ausfluss war selbst zur Zeit meiner Resignation, also nach einem Zeitraum von zehn Wochen noch nicht gewichen. Ich weiss nicht, was später aus dem Kranken geworden ist.

III. W. W. Bäckergeselle bei Leipzig, 28 Jahre alt, von kräftigem Körperbau, litt früher öfters an Blutschwären und im vergangenen Jahre an Brustentzündung. Kurz nach Ostern im Jahre 1836 zog er sich in Folge unreinen Beischlafs den Tripper zu, wogegen er angeblich nichts gebraucht hatte. Die damit verbundenen Schmerzen verloren sich in einem Zeitraum von 14 Tagen, und als am 14. Mai auch der Ausfluss gewichen war, stellte sich eine schmerzhafte Geschwulst des rechten Hodens ein. Die Geschwulst nahm an Umfang bald beträchtlich zu, so dass der Hode um das Doppelte grösser erschien. Anfangs wechselte dabei Frost mit Hitze ab, der Appetit war vermindert, im Verein mit andern leichten Beschwerden, wie dies gewöhnlich ist. Am 17. Mai hatte er Merc. solub. und am 19., am Tage seiner Aufnahme Rhododendron genommen. Am 21. waren Schmerz und Geschwulst vermindert. Am 23. gingen nach dem Harnen unter Schmerz einige Tropfen Blut ab. Am 25. war der Umfang der Geschwulst bedeutend geringer,

Schmerz völlig gewichen. Am 28. zeigte sich nichts mehr von Kranksein und in den folgenden Tagen wurde Pat. entlassen.

IV. W. N. aus Leipzig, Buchdrucker, 23 Jahre alt, von hagerem Körperbau, hatte früher ausser den Masern keine bedeutende Krankheit überstanden. Im Jahre 1834 belästigte ihn gegen $^1/_2$ Jahr der Tripper, der beim Gebrauch einer flüssigen Arznei (*Balsamus copaivae?*) nicht aufhörte. Hierauf entwickelte sich ein Gesichtsausschlag, der nach Abführmitteln vor etwa vier Wochen schwand. Bald nachher machte sich in der rechten Inguinalgegend eine schmerzhafte Geschwulst bemerklich, die täglich an Grösse und Ausbreitung zunahm. In den letzten 14 Tagen bekam Pat. täglich $^1/_4$ Gr. Merc. solub. Die Geschwulst erreichte allmälig den Umfang einer Faust, wurde roth und hart und ging in wenig Tagen auf. Gegenwärtig als am 16. April war die Eiterung nicht unbeträchtlich, der Schmerz spannend und brennend; dabei Appetitmangel, Stuhlgang etwas träge, das übrige Befinden ungetrübt. Täglich Merc. solub. (3). Im Verlauf von etwa acht Tagen verminderte sich Geschwulst und Röthe, der Eiterheerd wurde kleiner und reiner, die Besserung begann langsam fortzuschreiten. Nach einigen Tagen kam der Abszess zur Schliessung.

V. Joh. Heinr. G. aus Elmshorn, Schuhmacher, 28 Jahre alt, ziemlich kräftig gebaut, hatte angeblich in seinen Lehrjahren 6—7 Wochen an der Krätze und im Jahre 1829 am Nervenfieber gelitten. Einige Tage nach Ausübung des Beischlafs bildete sich bei ihm an der innern Fläche der Vorhaut ein Blüthchen, welches sich öffnete und in ein Geschwür verwandelte. Am 20. Dzbr. 1835 suchte Pat. Hülfe in der homöopathischen Anstalt. Bei der Untersuchung fanden sich zwei Geschwüre von ansehnlicher Ausbreitung und mit speckigem Grund, in der rechten Leistengegend eine Drüsenanschwellung, verbunden mit Appetitmangel, öfterem Frösteln u. dgl. m. Pat. erhielt täglich Merc. vivus (3). Am 21. sonderten die Geschwüre etwas mehr ab, die Inguinalgeschwulst zeigte einen geringern Umfang. Am 30. Dzbr. sahen die Geschwüre flacher, kleiner und reiner aus und sezernirten wenig. Die Heilung ging allmälig vorwärts. Am 6. Jan. zeigte sich an den Geschwüren eine Aenderung insofern, als sie leicht bluteten.

Am 10. Jan. hatten sie eine noch geringere Ausbreitung, sonderten sehr wenig ab, und in diesem Zustand verliess Pat. die Anstalt.

VI. Fr. L. aus Wurzen, 21 Jahre alt, von venös-skrofulöser Konstitution und robustem Körperbau, früher stets im Besitze voller Gesundheit, bekam vor etwa 14 Tagen durch Ansteckung den Schanker. Am 4. Juni zeigte sich die Eichel etwas angeschwollen und mit einigen Geschwüren besetzt, ebenso eine rothe schmerzhafte Geschwulst in der linken Leistengegend. Ein Chirurg hatte Pat. einige Tage innerlich und äusserlich behandelt. Bei uns erhielt Pat. täglich Merc. solub., und zwar in grossen nicht homöopathischen Gaben, obgleich ich dieses Präparat wegen seiner Eigenschaft, Speichelfluss leicht hervorzurufen, minder liebgewonnen hatte. Vom 6. bis zum 10. Juni war Anschwellung und Schmerz fast völlig verschwunden; die Geschwüre zeigten sich kleiner und gutartiger. Am 15. hatte der Bubo an Umfang beträchtlich zugenommen, war jedoch weich und zeigte Fluktuation, während dagegen die Geschwüre der Heilung zueilten. Am 17. öffnete sich die Leistengeschwulst freiwillig und entleerte eine ansehnliche Quantität Eiter, wonach die Schmerzen fast völlig aufhörten. Am 23. Juni waren Bubo und Geschwüre fast spurlos verschwunden und Pat. ging in seine Heimath zurück.

Ich gestehe gern zu, dass die in der homöopathischen Anstalt vorgekommenen und von mir beobachteten Fälle von Tripper, Schanker u. dgl. nicht zahlreich und auch nicht mannichfaltig genug sind, um zum Beweis zu dienen, dass die Homöopathie hier gerade ebenso wenig auszurichten vermöge, als in andern namhaften Krankheiten. Die Resultate der Poliklinik haben mir indessen die Nutzlosigkeit der homöopathischen Streukügelchen in Syphilis und andern damit komplizirten oder davon abhängigen Krankheiten zur Genüge dargethan, und ich würde nicht anstehen sie ebenfalls mitzutheilen, wenn ich Beobachtungen, die an poliklinischen Kranken gemacht werden, als so gewichtvolle und untrügliche Beweismittel anzusehen geneigt wäre. Hieraus erkennt man die Unparteilichkeit, mit der ich bei dieser Untersuchung der Homöopathie, ihres Wesens, Wissens und Könnens zu Werke ging. Das Ziel meines For-

schens war Wahrheit, deren Schwelle ich betreten zu haben glaube, und ich stütze mich darum lediglich auf solche Beobachtungen, denen Jedermann Gewicht beilegen darf. Was die poliklinischen Kranken anlangt, so sah ich beim Gebrauch homöopathischer Mittel auch nicht Einen gebessert, geschweige denn geheilt werden; mit den in der Anstalt befindlichen und unter stäter Aufsicht und Beobachtung stehenden Kranken verhielt es sich fast ähnlich. Nur einige Fälle von primärem Schanker kamen vor, wo unter homöopathischer Behandlung der Erfolg nicht ungünstig, aber der Ausgang meist noch zweifelhaft schien, da fast alle Kranke in der Rekonvaleszenz, also zu einer Zeit, wo von Heilung noch nicht die Rede sein kann, dimittirt wurden. Wie nun dem auch sei, so würden wir nicht einmal zweifeln, sondern uns nur wundern müssen, wenn es bei einem homöopathischen Verfahren, welches es auch sei, nicht gelingen sollte, Kranke solcher Art zu heilen. In heissen Zonen schwindet Syphilis bekanntlich von selbst oder mindestens leicht und schnell durch einfache Mittel, ohne dass man des Quecksilbers oder andrer ähnlichen Mittel dazu bedarf, und die in der Berliner Charité üblichen Verfahrungsarten sowie die Methode Fricke's thun überzeugend dar, dass Schanker, Bubonen, Hodenentzündungen u. dgl. auf die einfachste Weise und ohne alles Quecksilber behandelt in kurzer Zeit und auch sicher und dauerhaft geheilt werden. Entzündungen der Leistendrüsen sowohl als auch der Hoden lassen sich dadurch überaus schnell zertheilen, wovon ich mich selbst zu meiner grössten Ueberraschung oftmals überzeugt habe. Trotzdem giebt es noch eine grosse Anzahl von Aerzten, die, gegen alles Studium neurer Forschungen sich abschliessend, ihre Kranken nach herkömmlicher Weise mit Quecksilber bis zur Uebersättigung vollpfropfen und dadurch manchen kräftigen und blühenden Körper bis auf seine Grundfeste zerrütten. Ja selbst den Tripper, dessen Heilung auf noch einfachere Weise geschehen kann, behandeln viele Unwissende, besonders auf dem Lande, hauptsächlich mit Quecksilber. Wir hegen also nicht den geringsten Zweifel, dass wenigstens denkende Homöopathiker und solche, die es nur dem Namen nach sind oder aus gewissenslosem Frevel ihre wahre Meinung verschlossen halten, in den

angeführten Krankheiten auch beim blossen Gebrauch ihrer Kügelchen, d. i. ohne Arznei zum Zweck kommen, sowie dass sie auch schon manchen Schanker geheilt haben mögen, der vielleicht in nichts Andrem als in Exkoriationen u. dgl. bestand. Doch auch ein einfacher, normal verlaufender Tripper weicht nicht immer einer strengen, entziehenden Diät; wie jede Schleimhautentzündung zieht er sich nicht selten in's Chronische hinüber, und in diesem Falle haben nach dem Zeugniss objektiver Erfahrung die Kubeben, frisch, balsamisch und methodisch dargereicht, allezeit fast spezifische Wirkung gethan, mit Ausnahme solcher Fälle, wo durch die Länge der Zeit Konstitutionsfehler, Skrofeln u. dgl. in den Kreis des Krankseins mit influirten. Hier dienen Baryt, Jod u. dgl. oft als wichtige Hülfen. Die Heilung eines chronischen Trippers ist daher eine schwierigere Aufgabe für Homöopathiker, als die eines akuten; und wo es zu Trippertuberkeln, einer der schlimmsten und heimtückischsten Folgen des Trippers gekommen ist, da sind auch der strengsten Diät und somit auch aller Thätigkeit der Homöopathie Gränzen gesetzt, die ein müssiger Zuschauer nie überschreiten kann.

Zum Schlusse dieser Mittheilungen beschäftigt uns gegenwärtig nur noch die Betrachtung einiger andern Krankheitsfälle, die durch ihren chronischen Verlauf ebenso als zum Theil durch ihre Hartnäckigkeit von den bisherigen sich unterscheiden.

I. Fr. Christ. Gäblerin aus Gautzsch, 21 Jahre alt, Dienstmädchen, von venöser Konstitution, hatte in ihrer Kindheit Scharlach und Masern überstanden und erfreute sich später stets einer vollen Gesundheit. In ihrem 17. Lebensjahre brachen die Menses durch und hielten nach dieser Zeit ihren Typus regelmässig ein. Am 8. Februar fühlte sie nach einem Tanze, an dem sie wenige Tage vorher Antheil genommen, ein Unwohlsein, welches in Kopfweh, Brustbeengung, Uebligkeit u. dgl. bestand. Gegen Abend kam Erbrechen hinzu, das Ausgebrochene blieb ununtersucht; am andern Tage stellte sich immitten der Arbeit eine Ohnmacht ein. Damit verbanden sich Schwindel, klopfendes Kopfweh, Drücken in der Herzgrube, Ekel, so dass Pat. das Bett hüten musste. Zu bemerken ist noch, dass die am 13. eingetretene Menstruation den nächsten

Tag verschwand und am 15. in spärlichem Masse wiederkehrte. Auch erfolgte an diesem Tage nach anhaltendem heftigen Gähnen starkes Bluterbrechen mit Ohnmacht, was am 16. Abends drei Mal überaus reichlich repetirte und die Kräfte der Kranken äusserst ermattete. Pat. hatte bereits am 10. Febr. Dr. Drescher zu Rathe gezogen, der sie jedoch etwas unärztlich behandelte. Er verordnete fünf Blutegel an den Kopf und zum innern Gebrauch eine Auflösung von Salpeter. Noch an demselbigen Tag stellte sich wiederum gallichtes Erbrechen ein; der Stuhl war seit 3 — 4 Tagen verstopft. Der Zustand war von jetzt an sehr wechselnd, bald besser, bald schlimmer. Als es zum Bluterbrechen gekommen, verordnete der genannte Arzt nach dem gewöhnlichen Schlendrian Acidum sulfur. dil. mit Syrup. rubi Idaei; auch hatte er seiner Aussage zufolge einige homöopathische Mittel dazwischen gegeben, aber Alles ohne Erfolg. Am 17. Febr. ward Pat. in die Anstalt gebracht. Die Untersuchung ergab Folgendes: blasses, bläuliches Aussehen, zuweilen Hitze im Gesicht, Klopfen im Kopfe, dem gewöhnlich Klopfen in der Brust vorausging, Klingen vor den Ohren, Schwindel und Gesichtstäuschungen; Zunge feucht, Appetit gering, Durst vermehrt, Uebligkeit und einmal Erbrechen von Schleim und Speisen, Drücken in der Herzgrube und besonders in der Lebergegend, Oberbauch sonst nicht schmerzhaft, Stuhlverstopfung seit mehren Tagen; grosse Mattigkeit und allgemeine Unruhe, Herzschlag heftig, doch regelmässig, Puls gespannt, etwas beschleunigt, zuweilen intermittirend. Nach homöopathischen Grundsätzen war Nux vomica angezeigt. Am 18. Nachts ziemlich ruhiger Schlaf und etwas Schweiss; das Klopfen im Kopfe geringer, auch den Tag über etwas Schlaf und Schweiss; Puls beschleunigt und voll. Abends erfolgte eine harte Darmausleerung. Am 19. nach einer ruhigen Nacht manchmal Drücken in der Herzgrube mit Athembeengung; beim Aufrichten Schwindel, Uebligkeit und Klopfen im Kopfe sowie in der Herzgrube; viel Durst, die Haut feucht. Am 20. befand sich Pat. leidlich, war jedoch so ermattet, dass Ohnmacht drohte. Das Klopfen in der Herzgrube und im Kopfe trat periodisch ein; Durst war vermindert, Stuhl nicht erfolgt, Puls gespannt und härtlich. Abends eine reichliche Stuhlausleerung.

Am 21. Nachts hatte Pat. gut geschlafen und etwas geschwitzt, frühstückte des Morgens mit Appetit, fühlte sich aber nachher unwohl, ängstlich, auf der Brust beengt und warf sich umher; der rechte Arm war wie gelähmt, das Sprechen behindert, die Herzgrube empfindlich, Puls gespannt, härtlich und klein. Diesen Symptomen schien Hyoscyamus zu entsprechen. Gegen 11 Uhr erfolgte von Neuem Erbrechen von Schleim und Speisen, wobei Uebligkeiten, Klopfen und Beengung in der Brust fortwährten. Auch die Mittags genossene Suppe wurde mit etwas Galle wieder ausgebrochen. Der Puls war unregelmässig und doppelschlägig. Pat erhielt Aconitum. Die Beschaffenheit des Pulses sowie die übrigen Umstände, besonders die erhöhte Reizbarkeit des Magens, liessen die Rückkehr des Bluterbrechens befürchten, und diese Besorgniss hoffte ich durch eine Emulsion von bittern Mandeln, mit Brunnenwasser zubereitet, zu beseitigen. Am 22. Nachts mehr Ruhe und guter Schlaf; früh fühlte sich Pat. wohler und um den Kopf freier; die Empfindlichkeit in der Herzgrube hatte nachgelassen; den Tag über mässiger Appetit, etwas Suppe bekam gut. Auch am 23. war die Gestaltung der Umstände günstig; Nachmittags vermehrten sich jedoch die Kopfschmerzen und der Puls war etwas beschleunigt. Am 24. liessen die Kopfschmerzen Abends nach und die Kranke befand sich sehr leidlicht, nur noch sehr ermattet. Zum Erbrechen war es nicht wieder gekommen, Appetit mässig, Stuhl nicht erfolgt; Puls ruhig. Am 25. Nachts wieder Kopfweh mit Brausen, wiewohl von kurzer Dauer; am Tage eine normale Darmausleerung. In den nächsten Tagen schritt die Besserung stätig vorwärts; die Kranke gewann ein heitereres und lebhafteres Kolorit. Am 28. den Tag über öftere Blutwallungen, zuweilen auch Klopfen in der Brust, Puls etwas gereizt. Diese Erscheinungen repetirten mehrmals, doch nur in geringem Grade. Am 1. März stand Arsenicum an seinem Platz. Am 2. Abends eine reichliche Darmausleerung. Das Drücken in der Herzgrube kehrte öfters wieder; das Gesicht nahm eine gelbliche Färbung an, sonst keine sonderliche Veränderung. Am 4. stellte sich in Folge eines Schrecks Aengstlichkeit mit Wallungen in der Brust und Klopfen im Kopfe ein, was jedoch bald wieder vorüberging. Am 6. befand sich Pat. meist

ausser dem Bette, mitunter fühlte sie blos etwas Beengung der Brust und Drücken in der Herzgrube; die Kräfte sammelten sich allmälig wieder. Ich verordnete Ferrum aceticum. Am 9. manchmal wieder etwas Kopfweh, den Tag vorher Schwindel; zeitweises Drücken in der Herzgrube. Auch stellten sich Kreuzschmerzen, die bis zum andern Tage fortwährten, und Schnupfen ein. Puls war ein wenig gereizt, Appetit und Stuhlgang ordentlich, Gesichtsfarbe noch gelblich. Das Drücken in der Herzgrube und die Brustbeengung repetirten öfters, aber ohne dass es zu anderweiten Störungen kam. Am 14. zeigte sich das Gesicht aufgedunsen, die Füsse angeschwollen. Diesen Symptomen setzten wir China entgegen. In den nächsten Tagen erschien keine wesentliche Veränderung. Die Kräfte hatten sich allmälig soweit wieder gesammelt, dass Pat. im Freien umher gehen konnte; nach Körperbewegung hatte sie immer ein lebhafteres Aussehen. Am 19. etwas Herzklopfen, Aengstlichkeit und Nasenbluten. Durch stärkere Leibesbewegung entstand Beängstigung. Schlaf, Appetit und Stuhlgang natürlich. Die Menstruation kehrte wieder, sie floss spärlich und dauerte blos drei Tage. Die Füsse schwollen von jetzt an nicht mehr an. Am 28. März zeigten sich alle Funktionen und Organe in ihrem normalen Zustand, nur Schwerathmigkeit fand beim Bewegen Statt. Pat. kehrte in ihre Dienste zurück.

Was die Pathogenesis dieses Falles anlangt, so lässt sich die Annahme, dass Erhitzung beim Tanze und nachfolgende Erkältung die Hauptveranlassung zur Entwickelung der Krankheit gegeben habe, vollkommen rechtfertigen. Dies geschah zu einer Zeit, wo die Menses zu erwarten waren, und in einem Alter, wo der Körper ohnehin für jeden äussern Eindruck empfänglicher und zu Krankheiten in der geschlechtlichen Sphäre, besonders jedoch zu kongestiven Zuständen am geneigtesten ist. Die Beobachtung hat wenigstens soviel als Erfahrungssatz herausgestellt, dass zu den meisten Krankheiten, mit denen das Weib ausschliesslich besonders im spätern Alter, oft so mühevoll zu kämpfen hat, der Grund in den jüngern Jahren von 18 — 30 gelegt wird; und diese Thatsache steht dem Satze keineswegs entgegen, nach welchem nämlich Organe um so verletzlicher und Erkrankungen um so leichter unterworfen sind,

je gespannter ihr Lebensturgor ist und je regere Thätigkeit sie zeigen. In dem gegebenen Falle zeigten sich zwar Spuren der Menstruation, aber ohne dass sie in gehörigen Fluss kamen; sie verschwand im Gegentheil wieder und nach ihrer Unterdrückung entstanden Kongestionen, die wahrscheinlich unter der Bedingung einer besondern Disposition oder in Folge einer abnormen Erregbarkeit oder, was vielleicht einen noch festern Grund hat, durch ein enges physiologisches Band ihre Richtung hauptsächlich nach der Leber und dem Magen hin nahmen. Diese Richtung offenbarte sich deutlich, da gastrische Erscheinungen mangelten, durch den Drückschmerz und die Beengung in der Herzgrube. Die dadurch bedingten Folgen und besonders die Unterbrechung des dynamischen Wechselverhältnisses zwischen Blut und Nerven sowie die örtlichen Anhäufungen von Blut mussten nothwendig bedeutende Störungen herbeiführen. Die Magennerven geriethen zugleich in einen gereizten Zustand und es kam daher zum Erbrechen, wodurch anfangs wohl nur Schleim und Speise entleert wurde; erst später, als das Erbrechen sich wiederholte und dadurch der Blutrieb nach den bezeichneten Organen noch gewaltsamer gesteigert ward, erfolgte endlich eine Blutung aus der Vasis brevibus, die in dem Masse Statt fand, dass alle Zeichen der Inanition eintraten. Unterstützt oder mindestens nicht gehemmt wurde die Ausbildung der Krankheit durch die zweckwidrige Behandlung, welche Dr. Drescher eingeleitet hatte. Anstatt zu der Zeit, wo die Magenblutung noch nicht erfolgt war, fünf Blutegel an den Kopf anzusetzen, hätte er sie in doppelter Anzahl an die Scham appliziren und mit ihnen zugleich den Gebrauch geschärfter, kräftig ableitender Fussbäder verbinden sollen. Nachher wurde noch neben homöopathischen Mitteln eine Potio nitrica und, als die Blutung sich bereits eingestellt hatte, nach der alten schlendrianmässigen geistlosen Methode Acidum sulf. dilutum verabreicht. Die Umstände waren indessen von der Art, dass weder Salpeter noch Schwefelsäure passten, dass vielmehr letztere als tonisches Mittel die Reizung offenbar nur erhöhte, dass dagegen eine wohlbegründete Anzeige zu Pflanzensäuren, Cremor tartari u. dgl., besonders in Verbindung mit ableitenden Klystiren, bestand. Nach jener sudelhaften Behand-

lung kam Pat. in die homöopathische Anstalt. Die Entfernung aller unnöthigen und nur schädlichen Reize, die gehörige Ruhe, eine zweckdienliche Diät und Pflege u. dgl. musste hier auf die Kranke einen sehr wohlthätigen Einfluss äussern. Dessen ungeachtet zeigten sich schon nach wenig Tagen von Neuem alle Erscheinungen einer bevorstehenden Blutung und die Reizbarkeit des Magens hatte einen so hohen Grad von Steigerung erlangt, dass ich auf Mittel, sie thunlichst herabzustimmen, ernstlich Bedacht nehmen musste. Die Emulsion von bittern Mandeln schien dazu am geeignetsten und einfachsten zu sein; ungeachtet ihrer Einfachheit wirkte sie vorzüglich und ganz der Erwartung gemäss. Andrer Mittel bedurfte es nicht, um die Krankheit gefahrlos vorüberzuführen; die nach den Grundsätzen der Homöopathie ausgewählten und dargereichten Streukügelchen dienten blos pro forma. Sie alle wurden unter verschiedenen Namen und den Umständen immer möglichst genau angepasst, allein der Kenner und Naturpriester wird bei ernster Prüfung im ganzen Verlaufe der Krankheit nichts von solchen Veränderungen erblicken, die er auf die angewandten Streukügelchen beziehen dürfte; er bemerkt im Gegentheil, dass Alles, was bei der Wahrnehmung entgegentrat, alle Symptome in ihrem ganzen Zusammenhange durch die eigene Natur der Krankheit selbst und die individuellen reaktiven Kräfte der Kranken hervorgingen, sich entwickelten und an das Ziel gelangten, wo der eifrig und gewissenhaft bemühte Arzt und der Kranke beide die Erfüllung ihrer Wünsche und Hoffnungen, dieser den Erfolg seiner Entsagungen und Entbehrungen, jener die Früchte und das Heil seiner Kunst immer sehnlichst zu erwarten pflegt. Das, was von ärztlicher Seite hier gefordert werden musste, war auf leichte und einfache Weise ausführbar; der Aufgabe, den Blutlauf zu reguliren und ihm entgegenstehende Hindernisse hinwegzuräumen sowie besonders der abnormen Reizbarkeit des Magens Gränzen zu setzen, ward durch die geregelte und entziehende Diät, durch Abwendung alles den Blutumtrieb Hemmenden oder Beschränkenden und den Gebrauch eines abstumpfenden Mittels hinlänglich genügt. Denn bald nach Erreichung dieses Zweckes fingen die Stuhlausleerungen an sich mehr der Regel zu fügen und in eben

dem Verhältnisse, als der physiologische Zustand sich mehr und mehr näherte, nahmen alle Hauptbeschwerden an Intensität und Erheblichkeit ab. Noch auffallender geschah dies, als die Menstruation, wenn auch spärlich, doch normal, erschienen war. Ein Symptom nach dem andern schwand allmälig aus ihrer Reihe, und die Krankheit ging mit dem Versiegen ihrer Quelle völlig zu Ende. Obgleich nun die Kranke dem Tode glücklich entging, so blieb doch noch eine Aufgabe übrig, deren Erfüllung mindestens rathsam schien. Wir meinen hiermit die möglichste Abwendung übler Folgen, welche durch Magenblutungen so leicht bedingt werden, namentlich eines Degenerationsprozesses, und die Tilgung der noch bestehenden Disposition zur Krankheit. Die Beobachtung einer geregelten Lebensweise dürfte zwar auch in solchen Fällen oft dazu ausreichen, ist aber doch für einen Dienstboten nicht wohl möglich. Dazu kommt noch, dass das, was die Diät in Jahren bezweckt, mit zweckmässigen Arzneien oft in wenig Wochen erreicht werden kann.

II. Wilh. Thassler aus Dittmarsdorf, 20 Jahre alt, von venös-skrofulöser Konstitution, Dienstmädchen, hatte als Kind öfters bösen Kopf, Drüsengeschwülste, Blutschwären, auch die Masern überstanden. Später litt sie alle 4 — 6 Wochen an Mattigkeit, Schwindel, Kopfweh und Brustbeengung, und gegen diese Beschwerde ward ihr vier Mal ein Aderlass gemacht. Vor $^5/_4$ Jahren erschienen die Menses unter den angeführten Symptomen zum ersten Male; sie flossen nur schwach, repetirten nach vier Wochen, kehrten dann erst nach einem Vierteljahr wieder und blieben endlich von dieser Zeit an ganz aus. Am 3. Febr. 1836 nahm die Person ihre Zuflucht zur Homöopathie. Sie klagte über Schwere des Kopfes, Schwindel, abwechselndes Klopfen im Ohre, über Appetitmangel, bitterlichen, widrigen Geschmack, Völle nach dem Essen und Schmerz in der Herzgrube, Trägheit des Stuhls, weissen Schleimabgang aus der Scheide, ein beengendes Gefühl in der Brust, besonders beim Gehen, zeitweise Aengstlichkeit, Anschwellung der Füsse, Mattigkeit, öfteres Frösteln und Hitze. Die Gesichtsfarbe war gelblich; die Schilddrüse aufgeschwollen. Die Zeichen der Chlorosis waren aufs deutlichste ausgeprägt. Nach

Anwendung der Pulsatilla blieb der Zustand bis zum 13. Febr. völlig ungeändert. Pat. erhielt jetzt blosses Traganthgummi als homöopathisch indifferentestes Mittel. Am 19. Febr. periodisch starkes Drücken in der Herzgrube; Appetit gering, Geschmack rein, wenig Durst; Weissfluss vermindert. Pulsatilla repetirt. Bis zum 27. Febr. erfolgten gleichfalls keine wesentlichen Veränderungen. Pat. nahm Sulfur. Am 5. März dauerten alle Krankheitssymptome in ihrer Manchfaltigkeit und unter wechselnder Ab- und Zunahme noch fort. Gummi tragac. repetirt. Bis zum 16. starke Aengstlichkeit, vermindertes Drücken in der Herzgrube, Stuhlgang regelmässig, kein Schleimabgang aus der Scheide, übrigens wie früher. Wiederum zwei Gaben Sulfur, dabei Fussbäder und kalte Waschungen der Brust. Bisher war Pat. poliklinisch behandelt worden; am 28. März ward sie in die Anstalt aufgenommen. Die wiederholte Untersuchung ergab das bereits Angeführte. Traganth repetirt. Am 30. Nachts Unruhe, Leib etwas empfindlich, Brust beklommen. Die Menses traten ein und flossen spärlich ohne besondere Beschwerden. Am 31. wieder nächtliche Unruhe und Beängstigung. Durch die Scheide ging blos eine dem Fleischwasser ähnliche Flüssigkeit ab. Am 1. April nach ruhig hingebrachter Nacht flossen die Menses wieder stärker, Brust und Kopf waren freier; auch am nächsten Tag ging noch etwas dünnflüssiges Blut ab. Pat. fühlte sich noch voll im Leibe und zuweilen beengt auf der Brust. Am 3. Nachts Unruhe, Beengung und Aengstlichkeit in der Brust. Die Menses waren noch in geringem Masse zugegen. Wiederum Sulfur. Am 5. Apr. leidlicher Schlaf; zeitweise Aengstlichkeit mit Herzklopfen und Brausen in den Ohren. Durch die Scheide ging blosses Blutwasser ab. Dieser Wechsel von Ab- und Zunahme der Beschwerden dauerte beständig fort. Am 9. erschien wieder Blutabgang durch die Scheide, was auch am 10. und 11. Statt hatte; dagegen am 12. zunehmende Brustbeengung mit Herzklopfen, Schwere des Kopfes u. dgl. Am 13. einige Besserung, Nachmittags mehre Stunden wieder etwas Blutabgang, nach dessen Aufhören aber die frühern Beschwerden von Neuem zurückkehrten. Am 15. waren alle frühern Erscheinungen wieder zugegen. Pat. bekam Pulsatilla (12). Am 16. Nachts

ruhiger Schlaf; Schwere und Drücken in der Herzgrube, zeitweise Brustbeengung u. s. w. währten fort. Am 20. nächtliche Unruhe und Aengstlichkeit; Nachmittags Schleimabgang durch die Scheide. Am 21. vermehrte Kopfbeschwerden mit öfterer Gesichtshitze, die schon früher periodisch eintrat; Brausen vor den Ohren; Schleimabgang fortbestehend. Ebenso am 22., wo Pulsatilla repetirt wurde. Der Zustand blieb sich fortwährend gleich. Am 1. und 2. Mai noch Schwere in der Herzgrube, Aengstlichkeit und Wallungen, Ziehen nach den Geburtstheilen, Schleimabgang u. dgl. Am 4. Sulfur. Sämmtliche Erscheinungen wechselten in ihrer Ab- und Zunahme, wie früher; bald schlief Pat. gut bald unruhig, doch war sie nie ganz frei von Empfindungen, auch die Leukorrhö verliess sie nicht. Am 13. Mai nach einem ruhigen Schlaf mehr Kopfweh, Schwere im Unterleibe und Schneiden in den Beckenorganen, wobei der Bauch sich auftrieb und der Schleimabgang an Quantität zunahm. Diese Variationen zogen sich bis zum 9. Juni hinaus, wo Pat. der Behandlung in der Klinik sich entzog und wieder zu den poliklinischen Kranken übertrat. Am 1. Juli liess sie die Nachricht von sich hören, dass in vergangener Woche ihre Menses zurückgekehrt und sechs Tage lang in ziemlich reichlichem Flusse gewesen seien und dass sie sich vor und während dieser Epoche im Ganzen recht wohl befunden habe. Dieses Wohlsein war indessen von keiner Dauer, denn schon nach dem Aufhören der Katamenien nahmen die frühern Beschwerden, Aengstlichkeit, Brustbeklemmung, Spannen und Schwere in den Beinen u. dgl. ihren Platz wieder ein. Am 22. Juli, wo ich sie zum letzten Mal sah, litt sie ebenso noch wie vorher, und die damals verabreichten Kügelchen Sulfur dürften den Zustand später sicherlich in nichts geändert haben.

Schon durch die Konstitution der Kranken war ein Mangel von Lebensenergie und ein gewisser Grad von Laxität gesetzt, der die Bereitung eines kräftigen, oxygenreichen, hinlänglich reizenden Bluts mehr oder weniger beschränkte. Durch das Zusammentreffen einer vielleicht minder passenden Lebensweise mit Krankheiten und andern äussern schwächenden Einflüssen kam es nach und nach zur Entstehung eines allgemeinen Schwächezustandes des Gefässsystemes, der auf Mischung

und innern Gehalt des Bluts wesentlich influirte, dem organischen Bildungsprozess überhaupt und allen Thätigkeiten, die nahen Antheil daran nehmen, engere Gränzen setzte und somit auch in die Sphäre des Uterinlebens mehr oder weniger störend oder in dessen Ausbildung hemmend eingriff. Aus diesen Verhältnissen setzte sich die Diathesis chlorotica zusammen. Daher geschah es, dass trotz der vollendeten Entwickelung des Körpers die ersten Bewegungen zur Menstruation ungewöhnlich spät eintraten, dass dem endlichen Durchbruch derselben manchfaltige Störungen in ziemlicher Anzahl vorausgingen, die alle auf ein einseitig beschränktes und energieloses Gefäss- und Blutleben, auf einen atonisch-torpiden Zustand desselben sich zurückführen liessen, und dass in diese Zeit zugleich die Periode fiel, wo die Chlorosis in ihrer vollendeten Ausbildung nach aussen hervortrat, in dieser Hinsicht ganz ähnlich der Rhachitis, deren komplete Erscheinung gleichfalls in einer Entwickelungsperiode, nach dem ersten Zahndurchbruche, zu Tage zu kommen pflegt. Die Symptome der Chlorosis beziehen sich hauptsächlich auf das Blut und dessen Behälter, wobei freilich auch das Nervensystem, und zwar besonders das sympathische, nie ohne Antheil bleibt; Zeichen von örtlicher Blutanhäufung, Kongestionen, besonders gegen die Menstruationsperiode hin, öfters auch Herzklopfen, tiefe Verletzung des Gemeingefühls, u. dgl. thun sich überall kund; selten wird auch das Rückenmark in eine speziellere Mitleidenschaft gezogen. Die Muskelschwäche, wo sie nicht scheinbar besteht, ist Folge der mangelhaften Hämatose; zuweilen gehen klammartige Zusammenziehungen der Wadenmuskeln voraus. Ungeachtet der eigenthümlichen chemischen Veränderungen des Blutes, welche die Chlorosis bedingen oder sie begleiten, schliesst sie Entzündungen keineswegs aus; im Gegentheil wissen wir aus Beobachtung, dass Chlorotische besonders zu Endocarditis, die sich hier wohl meist nur hinter der Maske nervöser Symptome verbirgt, geneigt sind. Ist die Chlorosis einmal zur Ausbildung gelangt, sei es durch körperliche oder geistige Ursachen, durch unglückliche Liebe, Gram u. s. w., so werden die Katamenien, wo sie schon früher sich gezeigt hatten, immer ungleich mehr von der Regel abweichen und von mancherlei Beschwerden begleitet

sein, bald sehr spärlich bald sehr profus, einer Menorrhagie ähnlich, fliessen oder auch sehr unregelmässig, in einzelen wiederholten Absätzen erscheinen. In dem hier geschilderten Falle fanden ähnliche Erscheinungen und Unregelmässigkeiten Statt. Zu ihrer Begünstigung trat noch ein anderes Moment hinzu, namentlich die viermalige Veranstaltung eines Aderlasses, dessen Wirkungen nur höchst nachtheilig sein konnten. Mit den Folgen dieses unbedachten Eingriffs in die ohnehin geschwächten Organe des Kreislaufs kam Pat. in die homöopathische Anstalt. Hier brachte sie, wie wir oben gesehen, eine sehr geraume Zeit zu und nahm ihre Streukügelchen mit ebenso viel Geduld als Hoffnung, aber ohne den geringsten Erfolg davon zu erfahren. Doch die sorgsame Pflege, die nöthige körperliche und geistige Ruhe, eine angemessene, leicht nährende Kost, öftere Leibesbewegungen im Garten des Hauses u. dgl. waren nicht ohne wohlthätigen Einfluss geblieben. Sie behielt zwar ihre Beschwerden, die nur mit dem Eintritt der Menses sich zu mindern pflegten, gewann aber dennoch mehr an Fülle und ein etwas besseres Aussehen und auch ihre Kräfte nahmen zu. Noch günstiger gestalteten sich diese Veränderungen, als Pat. nach Hause zurückgekehrt war. Dies Alles war die Wirkung entsprechender Diät. Es lässt sich nicht in Abrede stellen, dass diätetisches Verhalten, in dem Alles nur auf Abwendung schädlicher und auf Herbeiführung und Erhaltung zuträglicher Momente berechnet ist, zur Heilung einer Krankheit nicht minder geeignet sein kann, als das Gegentheil zur Hervorbringung einer solchen, wenn auch durch ersteres ohne Beihülfe arzneilichen Eingreifens der Zweck immer nur sehr spät zu erreichen ist; mit den Jahren gleicht sich Vieles aus und schwinden manche Krankheiten, oft ohne dass die geringsten Residuen davon zurückbleiben. Auch die Chlorosis gehört zu der Zahl solcher Leiden, ja selbst diejenigen Uebel, die aus einer dyskratischen, gleichsam giftigen Beschaffenheit der Blutmasse aufkeimen, gehen unter sonst günstigen äussern Umständen durch die Dauer nicht selten zu Ende, so z. B. impetiginöse Hautausschläge, deren Pericarpium nach vollendeter Entwickelung endlich in den Abwelkungsprozess übergeht und abstirbt. In dem hier in Rede stehenden Falle jedoch vermochten

die diätetischen Verhältnisse, so günstig gestaltet sie auch waren, selbst nicht die Stärke der Krankheit bis zu einem bedeutenden Grade herabzusetzen, und das, was die eigentliche Kunst mit ihren Hülfsmitteln hätte ersetzen können, durfte nicht erwartet werden, da wir beim blossen Gebrauch homöopathischer Kügelchen uns alles dessen enthielten, was auf Gehalt und Mischung des Bluts umändernd einwirkt oder auf irgend eine andere dem Interesse der Kranken entsprechende Weise sich manifestirt. Die Beobachtung des Fortganges der Krankheit und ihrer Einerleiheit bei aller Unbeständigkeit ihrer Symptome entdeckte Nichts, keine Veränderungen, die von irgend einem arzneilichen Einflusse abzuleiten gewesen wären, weder in dynamischer noch in materialer Hinsicht; alle wohlthätigen Folgen eines vernünftigen aktiven Einschreitens, alle die entschiedenen Wirkungen ächter Heilkunst blieben aus und mussten ausbleiben, und die Wünsche der Kranken, ihre Hoffnung auf Heilung, blieben ungeachtet eines fast halbjährigen Aufenthalts in jenem Tempel vorgespiegelten Heils völlig unerfüllt. Anfangs lauwarme, später mehr kühle Bäder, und der Gebrauch auflösender Mineralwässer und zuletzt von Eisensäuerlingen dagegen würden bei einem zweckdienlichen Regimen die ganze Kur in einem Zeitraume von etwa sechs Wochen sicher und dauerhaft vollbracht und übrigens auch nicht mehr gekostet haben, als die fruchtlose Homöopathie.

III. Sophia Kind aus Zwenkau, 34 Jahre alt, von venöser Konstitution und schwächlichem Körperbau, Dienstmädchen, hatte als Kind die Masern, den Scharlach und die Pocken überstanden, sonst immer sich ihrer Gesundheit erfreut. Vor vier Jahren litt sie am Wechselfieber, welches mit Chinin behandelt, nach drei Wochen geheilt wurde. Nach dem Fieber stellte sich Anschwellung der Füsse ein, die sich aber wieder verlor. Im nächsten Jahre entstand Rothlauf am Kopfe, dauerte aber nur kurze Zeit. Ein Jahr später ward sie vom Nervenfieber heimgesucht. Nach einer neuen Erkrankung nahm sie am 8. März ihre Zuflucht zur Homöopathie. Sie klagte über periodisches Kopfreissen, Ohrenbrausen, Schnupfen, Appetitmangel, drückenden Schmerz in der Herzgrube; die Zunge war nicht belegt, dagegen der Leib gespannt, aufgetrieben, bei Berührung

empfindlich und Fluktuation zeigend; Stuhlgang regelmässig, Harnabgang angeblich normal. Das Gesicht hatte einen gelblichen Anstrich; der Schlaf gestört, öfters Schweiss, beim Liegen auf der Seite Herzklopfen; Puls schwach, klein, langsam. Die Menstruation zeigte sich bereits seit Jahren unordentlich, setzte öfters ein Vierteljahr ganz aus, und wenn sie erschien, so floss sie nur spärlich, verbunden mit lebhaften Leibschmerzen; das letzte Vierteljahr war sie gar nicht eingetreten. Die Kranke litt also an freier Bauchwassersucht. Die Anschwellung war besonders auf einer Seite hervorragend; tief in der Gegend der Ovarien fanden dumpfe Schmerzen Statt, so dass ich diese Organe, obgleich beide zugleich wohl selten erkranken, für den Ausgangspunkt der Krankheit zu halten geneigt war. Eine örtliche Untersuchung *per vaginam et anum* wäre nöthig gewesen. Pat. erhielt Pulsatilla in wiederholten Gaben; am 22. März Arsenicum. Der Zustand änderte sich in nichts. Am 11. April unterwarf sich Pat. der Behandlung und Aufsicht in der Anstalt. Am folgenden Tage bekam sie China (6) in öfters erneuerten Gaben. Trotz dem blieb Alles im frühern Zustande. Der Stuhlgang setzte 2—3 Tage aus, der Harn ging spärlich ab, Schlaf war unruhig; auch schwollen die Füsse bald an. Am 17. Apr. Nux vomica. Erst am 19. erfolgte nach siebentägiger Verstopfung eine Stuhlausleerung. Am 21. öftere Hitze und Röthe des Gesichts; Harnabgang gering, Stuhl blos einige Tage aussetzend; die hydropischen Symptome ungeändert. Bis zum 4. Mai Helleb. niger (6) fortgesetzt. Am 28. Apr. Nachts starkes Schwitzen, Aengstlichkeit und Herzklopfen; auch zeigten sich Spuren der Menstruation und die Geschwulst der Füsse nahm ab. Am 29. die Nacht mitunter Schneiden im Leibe, den Tag über Kopfschmerzen. Am 30. war das Befinden leidlicher; ebenso liessen sich die Menses wieder verspüren. In der nächsten Zeit kehrte das Leibschneiden Nachts mehrmals wieder; zuweilen kam Schweiss zum Ausbruch. Am 5. Mai Veratrum, bis zum 24. beibehalten. Dieses Mittel versagte gleichfalls alle Wirkung. Die hydropischen und übrigen damit verknüpften Erscheinungen nahmen abwechselnd zu und ab. Am 26. Mai Nachts mehrmals Gesichtshitze, Stuhl ordentlich, Harnabgang weniger

spärlich. Da ich mich damals mit einer Untersuchung der magnetischen Kräfte beschäftigte, so liess ich versuchsweise der Kranken eine ovale Magnetplatte von $2^1/_2$ Längen- und $1^1/_2$ Zoll Querdurchmesser auf die Herzgrube legen. Auf der Stelle, wo die Platte lag, entstand Glücksen und Röthung der Haut. Am 28. Beklemmung über der Brust. Ich wiederholte den Versuch noch einige Male, aber ohne Erfolg. Pat. bekam von jetzt an blosses Traganthgummi. Am 2. Juni öfters Schneiden im Leibe; Nachts starkes Schwitzen; etwas Blutabgang durch die Scheide; Harnabgang geringer. Am 11. Juni wieder starkes Schwitzen, Harnabgang dagegen spärlich. Am 18. Juni Nachts Schneiden im Leibe; täglich eine harte Stuhlausleerung. Pat. nahm täglich einige Becher von der salinischen Wildunger Quelle, worauf den Tag über anhaltendes Schneiden im Leibe, die Nacht jedoch ruhiger Schlaf erfolgte. Am 19. eine dünne Darmausleerung und vermehrter Urinabgang, welcher letztere mehre Tage Statt fand. Am 21. blieb der Stuhl aus, er erfolgte erst am 22., wo auch der Harn noch reichlich abfloss; das Drücken in der Herzgrube und das Herzklopfen dagegen hatten zugenommen. Am 25. eine gewöhnliche Stuhlausleerung, viel Harnabgang, übrigens weder der Umfang des Bauches noch die Geschwulst der Füsse vermindert. Wegen der fortdauernden Trägheit des Stuhls liess ich Püllnaer Bitterwasser gebrauchen, worauf mehre Tage hindurch einige flüssige Stuhlausleerungen erfolgten. Dabei nahmen die Beschwerden sichtlich ab, die Kranke fühlte sich um Vieles erleichtert, die Spannung und Empfindlichkeit des Unterleibes war bedeutend vermindert. Die Harnexkretion war während dieser Zeit etwas geringer. Pat. trank Pyrmonter Soolquelle. Am 5. Juli erfolgten wiederum zwei flüssige Stühle und vermehrte Harnausscheidung. Der Zustand hatte sich im Ganzen viel gebessert. Am 11. Juli Nachts Spuren der Menstruation, wobei Stuhlgang wieder träge, Harnexkretion reichlich und der Umfang des Leibes sich vermindert zeigten. Am 14. befand sich Pat. wieder wohl, was hauptsächlich von der Trägheit des Stuhls herzurühren schien. Bis zum 20. täglich Stuhl, Harnabgang reichlich, vermehrte Spannung des Leibes, das übrige Befinden leidlich. Schon am 15. Juli war der Gebrauch von Mineralwässern

ausgesetzt. Der Zustand war während dieser Zeit wesentlich gebessert, obgleich nicht gehoben worden. Am 26. Juli verliess Pat. die Anstalt.

Was den Kausalnexus des erzählten Falls betrifft, so war darüber nicht hinlängliches Licht vorhanden. Dessenungeachtet bemühte ich mich stets nach Kräften in diesem Punkte zur Klarheit zu gelangen, wenn er auch dem Homöopathiker völlig gleichgültig sein kann. Aus der Anamnestik ergab sich soviel, dass die überstandenen Exantheme, besonders die Masern und der Scharlach durch Hinterlassung eines gewissen Grads von atonischer Schwäche den nächsten Grund dazu gelegt haben konnten, was um so wahrscheinlicher ist, je günstiger für solche Umstände eine skrofulös-lymphatische Konstitution sich zeigt. Wenigstens ist vom Scharlach hinlänglich bekannt, dass, wo seine Entwicklung irgendwie gestört und seine Entscheidung unvollständig ist, er leicht zur Wasserbildung unter der Haut und selbst in geschlossenen Höhlen führt. Dies geschieht besonders häufig, wo er sehr entzündlich verläuft und diese seine Natur weder freiwillig noch auch nach Blutentleerungen zeitig genug ablegt. Gleiches beobachtet man nicht selten von Masern. Diese zeigen Tendenz nicht allein zur Hydropsie, sondern auch zu andern höher organisirten Bildungen, besonders zur Tuberkelbildung in den Nieren und wahrscheinlich auch in andern Organen. Wenn wir also solche Folgen durch genannte Exantheme hervorgehen sehen, so dürfte darin wohl ein Grund zu suchen sein, aus dem sich die Entstehung der hier in Rede stehenden Krankheit erklären liesse. Indessen brauchen wir noch nicht soweit zu gehen, wir wollen es einstweilen bei einer Disposition bewenden lassen, die dadurch bedingt ward. Diese Opportunität zur Hydropsie, vielleicht begünstigt von der Lebensweise, anhaltendem Sitzen, reizloser, schwerverdaulicher Kost und andern Umständen, ist, wie es scheint, zur Krankheit erst dadurch herangebildet worden, dass später ein Wechselfieber hinzutrat, welches in seinem Verlauf gestört und durch unzeitigen Gebrauch des Chinins unterdrückt wurde. Noch heutzutage kommen Beispiele genug vor, die von den Nachtheilen unzeitig angewandter Arzneien zeugen, und von diesen wissen Homöopathiker gewöhnlich auf geschickte Weise Vortheil zu ziehen.

Von der Zeit an, wo das Fieber ausblieb, zeigten sich die ersten hydropischen Erscheinungen, indem namentlich die Füsse anzuschwellen anfingen. Auch kam zu jener Zeit die Menstruation in Unordnung. Hätte irgend ein Organisationsfehler dabei mitgewirkt, so bestand er in einer abnormen Beschaffenheit eines Ovariums, wofür allerdings die Art der Bildung des Uebels und dessen Fortschreiten wenigstens zu Anfange zu sprechen schien. Doch stand dieser Ansicht wiederum der Umstand entgegen, dass die Krankheit, sobald wirkliche Arzneien, namentlich die Mineralwässer in Anwendung gekommen waren, die Krankheit sichtlich abnahm und die Anschwellung des Bauches sich minderte, ohne eine Hervorragung auf der einen oder andern Seite zu zeigen, wie dies früher der Fall war. Es bleibt uns demzufolge nichts andres übrig, als den Grund der Krankheit aus einer durch die erwähnten Uebel bedingten allgemeinen Atonie des Gefässsystemes, besonders der arteriellen Hälfte herzuleiten. Atonische Wassersuchten sind nun freilich nicht die Uebel, deren Heilung der Homöopathie so leicht gelänge. Wir hatten viele und die gerühmtesten Mittel in aller Strenge homöopathischer Grundsätze gewählt und angewandt, aber ohne allen Erfolg. Ebenso bedienten wir uns eines Mittels, das von einem der bewandertsten und orthodoxesten Homöopathiker, einem gewissen Wahle, einem unzünftigen Subjekte, vorzugsweise gegen hydropische Leiden, besonders jedoch gegen Wasserkopf, gerühmt worden ist; wir meinen den Helleborus niger. Nach dem Gebrauch dieses Mittels hätte es allerdings so scheinen können, als zeigten sich Veränderungen, die von dem Einfluss desselben herrührten. Nämlich mehre Tage nachher hatte Pat. Schneiden im Leibe, Aengstlichkeit, Herzklopfen und endlich auch wiederum etwas Blutabgang durch die Scheide, in Folge dessen einige Erleichterung eintrat. Der Homöopathiker nimmt keinen Anstand, solche Erscheinungen, wenn sie auch als die unzweifelhaftesten Wirkungen der Krankheit selbst oder der organischen Reaktion hervortreten, sammt und sonders auf seine Mittel zu beziehen und so entweder sich und seine Kranken zu täuschen oder als Pharisäer der Medizin zu handeln. Der Laie, welcher von der Medizin gewöhnlich um so weniger versteht, je mehr er darüber gehört und gele-

sen hat, ist immer besonders inklinirt, dergleichen Einfälle und Bemerkungen der Homöopathiker, zumal wenn sie bei imposanter Miene und einem Anstrich von Heiligkeit geäussert worden, als Ausflüsse des heiligen Geistes, als tiefe Wahrheiten anzuerkennen. Diese Inklination zum blinden Glauben findet eine mächtige Stütze in einer lebhaften oder krankhaft gesteigerten Einbildungskraft, deren Thätigkeit sich um so höher spannt, je mehr der Kranke nach dem Einnehmen von Streukügelchen und bei karger Diät alle seine Aufmerksamkeit in sich selber kehrt und fixirt. Zuweilen konnte ich mich daher kaum des Lachens enthalten, wenn ich von poliklinischen Kranken, die blosses Traganthgummi bekommen hatten, vernehmen musste, dass sie die letzte Arznei recht angegriffen oder, wie sie sich ausdrückten, herumgerissen hätte, dass Umhergehen im Leibe, Stuhl u. dgl. erfolgt und darauf ihr Befinden bald besser geworden wäre. Diese Rapports waren für mich eine Veranlassung, Versuche mit Traganthgummi öfters zu wiederholen. Die Homöopathiker wissen jedoch allenthalben Ausflüchte genug zu finden, um ihre Narrheit unter dem Mantel eines Pharisäers zu verbergen, und es ist nicht unwahrscheinlich, dass sie nach Lesung dieser meiner Beobachtungen arzneiliche Kräfte auch in das Traganthgummi legen. Nach dieser kleinen Digression müssen wir dem Leser ins Gedächtniss zurückrufen, dass die scheinbar vom Helleborus niger entstandenen Veränderungen nichts andres als Molimina menstrualia waren, dass sie als solche schon lange vor dem Gebrauch des genannten Mittels öfters in gleicher Weise sich gezeigt hatten und auch später, wo Pat. Traganthgummi genommen, zu Zeiten repetirten und immer mit Linderung der Beschwerden endeten. Vergleichende Beobachtungen solcher Art, mit aller Unbefangenheit, Ruhe und Umsicht angestellt, würden vielleicht manchem durch die Homöopathie völlig irregewordenen Arzt ein Mittel zu seiner Enttäuschung bewahren und ihn auf die Bahn zurückführen, wo er frei von jenem Joch, das durch seinen Druck geistige Kräfte schwächt und lähmt, und durch Wissenschaft und die Erfolge ächter Kunst ermuntert und gestärkt seinen Fehltritt bereut und mit Leichtigkeit die wichtige Wahrheit erkennen lernt, dass die Mittel, deren Homöopathiker

sich bedienen, nicht nur aller Kräfte, allen Einflusses auf thierische Thätigkeiten gänzlich entbehren, sondern durch ihre Wirkungslosigkeit den Kranken hülflos lassen und den Launen des Schicksals preisgeben. Wohl ihm, wenn er seines Irrwahns ledig und frei geworden ist, und ein Glück für Kranke, wenn ihr Vertrauen nicht gemissbraucht, sondern in Einsichten und vernünftigem, grundsätzlichem, durch reine, unverfälschte Erfahrung geleiteten Handeln des Arztes vollkommene Anerkennung und Begründung findet. — Die Homöopathie, im fraglichen Falle vier volle Monate angewandt, war unvermögend ihren Versprechungen nachzukommen und brachte wie in andern Fällen auch nicht eine günstige Wendung hervor, die positiv von ihr ausgegangen wäre; denn bei dem torpiden Verlauf der Krankheit liess sich auf die Selbstthätigkeit der Natur wenig oder gar keine Rechnung machen. Der Hinzutritt eines Wechselfiebers würde hier sehr willkommen gewesen sein und vielleicht zur Heilung ausgereicht haben. Nach getäuschter Hoffnung eines günstigen Erfolgs verordnete ich den Gebrauch mineralischer Wässer. Auch mein Unterarzt stimmte sehr dafür, obschon die Kur mit den Grundsätzen der Homöopathie im Widerspruch stand. Pat. nahm mehre Tage hintereinander einige Becher der salinischen Wildunger Quelle, doch war die Quantität zu gering, als dass eine hinreichend durchgreifende Wirkung davon entstehen konnte. Dennoch zeigten sich, wie aus obiger Schilderung ersichtlich ist, bald einige günstige Wirkungen, und auch das interponirte Bitterwasser erfüllte seinen Zweck, indem es den Darm kräftig anregte und vermehrte Stuhlausleerungen bewirkte. Minder deutlich wirkte die Pyrmonter Soolquelle, die hier überhaupt unnöthig und strengen Anforderungen nicht genau entsprechend war. Die Verhältnisse der Kranken aber gestatteten nicht, von den Heilwässern längern Gebrauch zu machen, und daher geschah es, dass sie bei ihrem Abgange zwar gebessert, aber doch noch nicht geheilt war.

IV. Joh. Hämischin aus Pegau, Wittwe, 36 Jahre alt, stark gebaut, bis in ihr 36 Lebensjahr stets regelmässig menstruirt, von vier Kindern leicht entbunden, hatte früher die Pocken überstanden und nachher alljährlich an einem Kopf-

ausschlag gelitten, überdies keine besondern Leiden gehabt. Von acht Jahren befiel sie ein Gesichtsschmerz, der nach zehn Wochen auf einer Reise plötzlich aufhörte. Dr. Pfotenhauer in Pegau hatte sie während jener Zeit behandelt. Nachdem später ein halbes Jahr lang Schwindel, der sich immer Abends einzustellen pflegte, vorausgegangen war, kehrte im Dezember 1835 das frühere Uebel zurück. Ungeachtet der ärztlichen Behandlung Dr. Dietrichs dauerte das Leiden mit gleicher Intensität fort. Am 20. Apr. begab sich Pat. in die homöopathische Anstalt. Bei der Untersuchung zeigte sich Folgendes: die Anfälle kommen zu unbestimmten Zeiten und bestehen in heftigen gleichsam elektrischen Stichen, welche die linke Gesichtshälfte, die Kinnlade und zuweilen auch die Zunge durchfahren und Brennen und Reissen hinterlassen. Am heftigsten sind die Schmerzen Nachts; durch den Genuss kalter Getränke sowie durch Einziehen kalter Luft werden sie erhöht, durch Wärme dagegen gelindert. Dabei zeigt sich öfters Gesichtshitze und zuweilen Schweiss, der an den Füssen seinen Anfang nimmt. Der Schlaf ist während der Anfälle ganz unmöglich. Nächtsdem klagte Pat. blos über Appetitmangel und bittern Mundgeschmack. Das Uebel stellte sich also als Prosopalgia Fothergilli dar. Der Schmerz hatte seinen Sitz offenbar in zwei Hauptästen des Trigeminus, namentlich im Nerv. maxillaris superior und vorzüglich im N. maxill. inferior, indem er dem Verlauf dieser Nerven folgte und sich selbst bis in den vom letztern abgehenden Ramus lingualis verbreitete. — Homöopathisch passend war Belladonna, die deshalb mehre Tage wiederholt wurde. Am 22. mehre breiige Stühle; Schlaf nur in den einzelen Anfällen gestört, übrigens keine Veränderung. Am 25. Nux vomica. Am 26. vor Mitternacht ruhiger Schlaf, darauf aber ein Anfall, der noch am Tage mit kurzen Unterbrechungen fortdauerte. Die Anwendung eines stark magnetisirten Stahlstäbchens linderte die Heftigkeit des Schmerzes sofort auf einige Zeit. Am 27. bestimmte die gleichmässige Fortdauer des Uebels zum Gebrauch eines andern Mittels, namentlich des Mezereum. Am 28. Nachts viel Schmerz, doch leidlicher Schlaf, etwas Schweiss, Stuhlgang regelmässig. Die Schmerzen blieben sich an Heftigkeit, Ausbreitung und Dauer

gleich. Am 30. Verbascum. Am 1. Mai Nachts Schweiss, leidlicher Schlaf; Schmerzen gleich oft repetirend. Am 4. Mai Stannum. Alles blieb ungeändert; die Schmerzen kehrten anfallsweise wieder und marterten die Kranke so fürchterlich, dass sie kaum wenige Stunden Ruhe hatte. Am 7. Mai strich ich die Kranke wiederum mit einem Magnetstab einige Male, aber ohne Erfolg. Sie erhielt Spigelia. Die Schmerzen repetirten Nachts und am Tage nach wie vor. Am 10. Phosphorus. Am 11. Nachts nach weniger gestörtem Schlafe um Mitternacht wieder heftige Schmerzen, die bis zum Morgen fortwährten. Am 12. bediente ich mich des mineralischen Magnetismus in grösserer Ausdehnung, indem ich nämlich zwei hufeisenförmig gebogene Magnete auf die Waden band, dergestalt dass beide Südpole sich gegenüberstanden. Diese einfache physikalische Agens hatte Beruhigung zur Folge. Als Pat. Nachts die Magnete wegnahm, entstanden von Neuem die heftigsten Schmerzen, die an Intensität nur allmälig abnahmen; zugleich brach starker Schweiss aus. Am 13. ging der Tag leidlich vorüber; auch die nächste Nacht ging bei fortwährendem Schwitzen ruhig vorüber. Am 14. wiederum zunehmender Schmerz. Vormittags wurden neu verstärkte Magnete applizirt, worauf anfangs der Schmerz sich steigerte, aber nach gleichzeitigem Streichen mit einem Stäbchen nachliess. Den Tag über befand sich Pat. recht leidlich. Am 15. zeigten sich auf der Stelle, wo die Magnete gelegen hatten, einige mit Serum gefüllte Bläschen. Dieses Verfahren setzte ich bis zum 10. Juni fort. Bis zum 6. Juni hatten die Umstände eine solche Gestaltung, dass ich Hoffnung auf Herstellung der Pat. schöpfte. Nach dieser Zeit zeigte der Zustand die merkwürdige Veränderung, dass die Schmerzen an verschiedenen Theilen des Körpers vorkamen. Nach Applikation der Magnete trat Nachts immer reichlicher Schweiss und nach dem Auflegen einer ovalen Platte auf die Herzgrube ein oder zwei Mal breiiger Stuhlgang ein. Der Schmerz hatte längere Intermissionen, setzte zuweilen eine lange Zeit ganz aus. Am 7. und 8. Juni wieder zunehmender Schmerz, dabei einige durchfällige Stuhlausleerungen. Am 11. früh Erleichterung der Schmerzen, die Anfälle schwächer und kürzer; vorher viel Schweiss. Am 12. grosse Unruhe, profu-

ser Schweiss, heftig reissender Schmerz bis in die Zähne und Zunge ausstrahlend. So zeigte sich der Zustand täglich bald besser bald schlimmer. Am 22. Juni kehrten wir zur Anwendung homöopathischer Mittel zurück und begannen mit der als mächtigem Antipsoricum gepriesenen Sepia. Die Rückkehr der Schmerzen war ebenso frequent, als früher; Nachts stellte sich gewöhnlich viel Schweiss ein. Am 30. früh eine flüssige Stuhlausleerung. Der Einfluss des Uebels auf das Allgemeinbefinden trat jetzt immer augenfälliger hervor. Am 1. Juli war die Frequenz der Schmerzanfälle noch gleich, sie zeigten rücksichtlich ihrer Intermissionen, ihrer Dauer, Stärke und Ausbreitung nicht die geringste Abänderung. Am folgenden Tage verliess Pat. die Anstalt und nahm noch drei Dosen Sabadilla mit auf dem Weg.

Dieser Fall von Prosopalgie kam in einer Lebensperiode vor, wo Neuralgien überhaupt am frequentesten sind, in der sogenannten Epoche der Involution. Der wahre Kausalnexus stellte sich bei der Untersuchung ziemlich klar heraus. Ablagerungen einer besondern Schärfe (*Materia acris s. peccans*) in oder um den Scheiden der genannten Hauptäste des fünften Nervenpaares oder mindestens eine heftige Reizung derselben durch einen heterogenen Stoff konnte man als Grundursache des Leidens, zumal bei der Hartnäckigkeit, Intensität und Dauer desselben, mit aller Bestimmtheit voraussetzen. Der erste Keim dazu war allem Anscheine nach durch unterdrückten Kopfausschlag gelegt worden, und zur weitern Entwickelung dieses Keimes, und um das Uebel in seiner ganzen furchtbaren Gestalt nach aussen treten zu lassen, bedurfte es nur noch eines äussern Anlasses, der, wie mit Wahrscheinlichkeit anzunehmen ist, in Erkältung, schwerlich aber in Einwirkung einer andern Ursache bestand. Für die Annahme der Unterdrückung des Kopfausschlags als Grundursache spricht hauptsächlich das plötzliche Verschwinden desselben und zugleich die Beobachtung andrer ähnlichen Fälle. Der Nervus trigeminus war fast in seiner ganzen Verzweigung krankhaft affizirt und vielleicht auch der Nerv. communicans faciei als motorischer Nerv nicht ohne Mitleidenschaft, wenn anders die kleinen Zuckungen oder Zerrungen, die bei heftigen Schmerzanfällen sich zeigten, einen

Schluss darauf zu machen gestatten. Auf dem Wege, den wir gegen dieses Leiden einschlagen mussten, war die Hoffnung auf Linderung oder Heilung gleich anfangs sehr schwach, doch immer noch zu gross für das, was wir bis zum Abgange der Kranken ausgerichtet hatten. Nur ein energisches, durchgreifendes, auf das Grundleiden basirtes Verfahren konnte Aussichten der Heilung gewähren. Der Gebrauch homöopathischer Mittel blieb ohne allen Einfluss auf die Affektion. Denn in dieser Zeit rückten die einzelen Paroxysmen nicht auseinander, sondern vielmehr näher aneinander und schienen dabei an Heftigkeit ebenso als an Dauer zuzunehmen. Die Homöopathie lieferte also auch hier einen Beweis ihrer absoluten Wirkungslosigkeit. Der mineralische Magnetismus dagegen hatte einen ebenso überraschenden als mächtigen Einfluss bewährt, doch konnte er blos als kalmirendes, besänftigendes, keineswegs als gründlich heilendes Mittel benutzt werden, und zuletzt war er selbst dies nicht mehr, indem er den Schmerz öfters steigerte und zuweilen auch an ganz andern entfernten Stellen hervorrief. Wir halten uns fest überzeugt, dass der Magnet eine Kraft in sich trägt, die, auf eine bestimmtere rationelle, aber gegenwärtig noch nicht hinlänglich gekannte Weise angewandt, mindestens bei rein dynamischen Nervenaffektionen mehr direkte und mächtige Wirkungen entfalten und wichtige Vortheile sichern dürfte, zumal in Verbindung mit Galvanismus und Elektrizität; die Methode seiner Anwendung bleibt jedoch künftiger Beobachtung und Forschung noch vorbehalten. Wenn es uns nun auch nicht gelang, eine Heilung mit diesem wichtigen Agens zu bewerkstelligen, obgleich wir, als auf den mit dem Magnet bedeckt gewesenen Stellen ein pustulöser Ausschlag, von Andern als Zeichen eintretender Heilung angeführt, zum Vorschein gekommen, Rechnung darauf machten; so war es für uns doch ebenso erfreulich als für die Kranke tröstlich, als eine kurz dauernde Linderung ihrer Marter dabei erfolgte. Einer Kranken, die hülflos dasteht und Tag und Nacht von den wüthendsten Schmerzen gefoltert wird, ist einige Erleichterung mehr werth als Alles in der Welt, ein Trost für eine hoffnungslose Lage und ein Mittel zur Stählung des Willens, um neue Anfälle heftigen Schmerzes mit um so mehr Geduld

zu ertragen. An eine etwa mögliche dauernde Hülfe konnte an dem Orte, wo Pat. sich befand, nimmer gedacht werden; denn der Krankheitsfall gehörte zu denjenigen, in denen der Arzt nicht mehr auf Selbsthülfe der Natur oder nachdrückliche und erfolgreiche Reaktion rechnen darf, sondern wo aktives und zweckmässiges Verfahren unentbehrlich und, wenn ihm nicht bedeutende organische Entartungen hindernd im Wege stehen, sicherlich auch von den wohlthätigsten und glücklichen Folgen begleitet ist. Wir wollen zwar die Frage, ob dieser Kranken mit dem Gebrauch der Mittel ächter Heilkunst hätte geholfen werden können, nicht untersuchen, aber dies können wir uns nicht verhehlen, dass hier eine Menge Mittel zu Gebote standen, die in der Hand des Berufenen vielleicht gründliche Heilung bewirken konnten, ohne dass es nöthig gewesen wäre, zu Narcoticis, zur endermatischen Methode oder zur Akupunktur, Durchschneidung des Nervs u. dgl. Zuflucht zu nehmen. Zweckmässige Hülfe nicht kennend oder verschmähend kehrte die Kranke mit ihrem Leiden und mit der homöopathischen Sabadilla in der Hand nach Hause zurück und so wird sie einst am letzten Ziel ihrer Wünsche davon befreit werden.

Nach dieser speziellen Schilderung und Betrachtung der von uns selbst beobachteten und behandelten Krankheitsfälle haben wir die Bedingungen kennen gelernt, unter denen der Homöopathiker seine grossen und ausserordentliche Kuren bewerkstelligt. Wir haben jedoch blos von den grossen Kuren gesprochen, die kleinen wollen wir gänzlich übergehen, um den Effekt, der dadurch auf die Bundesgenossen Hahnemann's entstehen dürfte, ihnen zu ersparen. Mögen sie der Menschheit Hohn gesprochen, einen Theil des Volks am Gängelband geführt und einem andern Schlingen gelegt haben, jetzt sind sie selbst darin gefangen und stehen mit ihren Janusköpfen entblöst vor uns. Aerzte, die als solche berufen sind, mögen nun das, was man vor mir blos theoretisch hingestellt und behauptet hat, mit obigen von Erfahrung dargebotenen Factis in Verbindung bringen und selber ein Urtheil daraus ableiten. Den Heilkünstler wie den Nichtarzt, wenn letzterer uns nicht missversteht, glauben wir auf den Standpunkt erhoben zu haben, von dem aus beide die Homöopathie als angebliches Heilsystem

zu überschauen und zu beurtheilen im Stande sind, um eine richtige und fest begründete Ansicht davon zu gewinnen; jener wird die Frage, ob und wie die Homöopathie heilt, erledigt finden und zugleich einsehen, dass meine Aussprüche mit den tiefsten Wahrheiten, die je in der Medizin entdeckt worden sind, in vollem Einklange stehen, dieser von guten Einsichten unterstützt wenigstens begreifen, dass das Mitgetheilte sowie das, was wir später noch vorbringen werden, nicht aus der Luft gegriffen, sondern als unmittelbare Wahrheit aus der Erfahrung selbst geflossen ist. Beide werden dann, sich mehr oder weniger annähernd, wenigstens darin übereinkommen, dass die Homöopathie keine Heilkunst, und die Homöopathiker keine Aerzte sind. In den erzählten Thatsachen erscheinen auch dem weniger geschärften Auge die Gränzen von Natur- und Kunstheilung zu deutlich getrennt, als dass sie übersehen werden konnten, und es müssen daher vor dem Licht der Wahrheit alle Zweifel schwinden, die bisher so Mancher noch hegte, und die Quellen versiegen, welche eine hyperphysische Ansicht von Heilkunst, falschen Glauben und medizinischen Mystizismus zu Tage förderten und unterhielten. Wir haben also blos den wichtigen, für denkende Aerzte nicht hoch genug anzuschlagenden Vortheil gehabt, die Verhältnisse, in denen Natur und Kunst zu einander stehen, und die Bedingungen, unter denen beide zu gegenseitiger Unterstützung in einander übergehen, sich vereinen müssen, ihre Berührungspunkte aufzufinden, die Natur in ihren Rechten und wohlthätigen Bestrebungen bei Krankheiten zu erkennen, aber auch die Kunst als treue Nachahmung jener in ihrem mächtigen Einflusse und ihre Nothwendigkeit besser würdigen zu lernen. Dieser wichtige Vortheil, ein Ergebniss früher Kultur der Medizin, die Frucht altgriechischer Forschung und Beobachtung, ist, wir bekennen es aufrichtig, durch die homöopathische Schule trotz dem, dass sie es nicht wollte, weil es ihren Lehrsätzen entgegen ist, nur noch klarer herausgestellt und dauerhaft gesichert worden, wenn auch ohne Festhaltung eines so hohen Ziels, ja vielmehr zwecklos auf die Gefahr eines unveräusserlichen Guts des Menschen, seines Lebens, hin. Den Werth und die Wichtigkeit einer Sache lernt der Kenner fast immer nur dann am besten schätzen,

wenn er da, wo er durch sie bestimmte und hochwichtige Zwecke erreichen konnte, sie entbehren muss.

Mit allem Rechte nannten die Alten die Natur eine *Mater et creatrix omnium bonarum rerum*, und die Homöopathiker müssen diesen schönen Spruch, wenn sie anders aufrichtig sein wollen, um so wahrer und schöner heissen, je mehr sie in ihren Verhältnissen verpflichtet sind, der Natur für das Gute, was sie ihnen bei Krankheiten wirkt und schafft, zu danken. Die Natur hat in der That für den Menschen in allen seinen Beziehungen zu ihr wahrhaft mütterlich gesorgt, ununterbrochen bewacht sie seine Existenz und schafft für ihn Gutes, Zweckmässiges und Nützliches, selbst dann noch wenn er aus Eigensinn, Laune oder Einsichtslosigkeit ihr widerstrebt und das, was sie ihm bietet und sogar aufdringt, verschmäht. Diese unablässige Thätigkeit der Natur ist nicht regellos, sondern die gesetzmässigste und weiseste. Unter der Herrschaft bestimmter und nothwendiger Gesetze ist sie thätig, daher ihr Zweck unter allen Formen des Lebens ein ebenso konstanter als wichtiger, im physiologischen Zustand auf Erhaltung des Individuums in seiner Integrität, in Krankheiten auf Indifferenzirung der diese bedingenden Schädlichkeiten und ihrer Folgen ausgehend; hier als ein heilsames Reaktionsvermögen, als Naturheilkraft, dort als Selbsterhaltungsvermögen sich offenbarend. Der erstere Begriff schliesst den letztern nothwendig in sich ein. Diese zweifache Tendenz der Naturkraft ist in allen thierischen Organismen eine der nothwendigsten Grundbedingungen vom Leben selbst, von dessen Werden und Sein bis zu seinem Untergange. Der Mensch ist durch die Art seiner Organisation und durch das Verhältniss seines chylopoëtischen und Respirationssystemes zur Aussenwelt an die Erde gebunden, dadurch aber zugleich mancherlei Einflüssen ausgesetzt, die auf ihn krankmachend einwirken können. So wenig er die Alimente von aussen und die ihn umgebende Luft entbehren kann; ebenso wenig vermag er sich den Schädlichkeiten, welche diese unter gewissen Umständen mit sich führen, und der Herrschaft tellurisch-kosmischer Einflüsse zu entziehen. Die Alimente sowie überhaupt Alles, was zur Unterhaltung seines Lebens nothwendig gehört, können ihm durch Qualität und Quantität schädlich werden,

nicht zu gedenken einer Unzahl andrer Dinge, die von aussen oder innen auf seinen Organismus beständig influiren. Es finden also gewiss täglich zahllose Einwirkungen auf den Menschen Statt, welche, die Regel organischer Thätigkeiten oder ihr harmonisches Mit- und Durcheinanderwirken störend, gar nicht in den Kreis seiner Wahrnehmung fallen und mit ihren Folgen ebenso wieder vorübergehen. Daher ist die Natur im Menschen fortwährend beschäftigt mit Ausgleichung und Regulirung dessen, was in nothwendiger oder zufälliger Beziehung zu seinem Körper steht, und man muss somit begreiflich finden, dass sie immer zu wirken und täglich mehr oder minder störende oder feindlich eingreifende Momente zu bekämpfen hat, um die Individualität in ihrem Sein und den regelmässigen Fortgang ihrer Lebensverrichtungen zu schützen und zu bewahren. Besonders merkwürdig dabei ist die Konformität, welche in organischen Reaktionen in Bezug auf Art, Stärke und Dauer äusserer Einwirkungen sich unverkennbar ausspricht, wodurch natürlich unzählige Abstufungen der Bewegung und Thätigkeit bedingt werden. Dieser Umstand macht eine philosophische Feststellung des Begriffs von Krankheit sehr schwierig; denn es ist hier eine lange Stufenleiter zu durchlaufen, ehe es dahin kommt, dass uns das erscheint, was man als Krankheit mit Recht bezeichnet. Als wirklich krankhafte Erscheinungen können in der That nur solche Störungen angesehen werden, die auf bestimmter, dauernder Verletzung irgend eines Organs oder Systems entweder in materieller oder funktioneller oder in beiderlei Hinsicht zugleich beruhen und dabei subjektiv wie objektiv wahrnehmbar hervortreten, und wozu bald, selbst wenn ihr Focus im Raume sehr beschränkt ist, gewöhnlich auch Theilnahme des gesammten Organismus, allgemeine Reaktion, hinzukommt, die alsdann an Intensität dem Grade der örtlichen Affektion und andern besonders konstitutionellen Verhältnissen entspricht und in ihrer Erscheinung und progressiven Bewegung und Endung einem höhern durch alle Lebensformen durchgreifenden Gesetz folgt. Wie Naturbewegungen überhaupt, so hat auch organisch-animale Reaktion ihre Gränzen im Raume und in der Zeit. Im Raume geht sie blos bis zu dem Punkt, wo es der Natur noch möglich ist, Hindernisse, wogegen sie an-

kämpft, zu überwältigen, denn über jenen Punkt hinaus unterliegt sie und geht zu Grunde, wenn nicht die Kunst mit Mitteln, die der Beobachtungsgeist des Menschen als zweckdienlich und heilsam erkannt hat, ihr beisteht und aufhilft; in der Zeit endet sie unter dem Einfluss eines Typus, der allen Naturerscheinungen eingeprägt ist, daher immer in gemessenen Zeitabschnitten ein höheres Mass von Thätigkeit und Energie entwickelnd, aber nach heftigen und lange dauernden Anstrengungen erschlaffend und endlich in einen Zustand von Passivität verfallend, der die Krankheit als chronische erscheinen lässt oder zum Tod führt. Dieser Entwicklungsgang lebendiger Kräfte und Thätigkeiten liegt in allgemeinen, durch jede tiefere naturhistorische Forschung anerkannten Naturgesetzen tief begründet; und das sogenannte Gewohnheitsgesetz, als etwas nur dem Individuum Angehöriges, spielt dabei blos eine höchts untergeordnete Rolle. Demgemäss trägt der kranke Mensch seinen eigenen Arzt, zweifelsohne den besten und weisesten aller Aerzte, in sich selber und dieser hört nicht auf wohlthätig und auf eine dem Zweck des Einzelen wie des Ganzen entsprechende Weise zu wirken, so lange er nämlich, von neuen Schädlichkeiten unberührt oder mindestens nicht völlig erdrückt, ein hinreichendes Mass von Thätigkeit zu entwickeln und im Wege liegende Hindernisse in einem gewissen Zeit- und Raumverhältnisse zu überwinden vermögend ist. Im entgegengesetzten Falle und bei mangelndem Einschritten zweckmässiger Kunsthülfe bleibt die Krankheit ungeheilt und wird chronisch oder endet mit dem Leben zugleich. Nach dem, was Erfahrung in vollem Einklange mit Gesetzen der Vernunft festgestellt hat, ist es allerdings in unsrer Einsicht und Macht gelegen, durch geschickte Umgestaltung der Verhältnisse des Kranken und durch dem Wesen der Krankheit und Reaktion zugleich angemessene Heilmittel die Natur in allen ihren heilthätigen Bemühungen zu unterstützen und im Interesse des Kranken zu leiten, aber auch durch das Gegentheil sie zu schwächen, zu hemmen oder völlig aufzuheben. Denn wie Krankheit überhaupt nicht entstehen kann, wenn nicht unverhältnissmässig heftige Reize auf den thierischen Organismus eingewirkt haben, ebenso kann Heilung derselben ohne Zu-

sammentritt bestimmter Kräfte, mögen diese von innen allein oder auch von aussen gegeben sein, nicht gedacht werden. Fortgesetzte Beobachtung, intuitive und diskursive Forschung hat uns eine Unzahl von Dingen kennen gelehrt, welche relativ krankmachend wirken, ja wir kennen daher sogar viele spezifische Ursachen, als welche nämlich die Eigenschaft besitzen, immer eine und dieselbige Krankheit in verschiedenen Individuen wie auch nur in Individuen gleichen Geschlechts, gleichen Alters u. s. w. hervorzubringen. Aber dies Alles ist von relativer Geltung, weil wir wissen, dass immer noch besondere Bedingungen dazu gehören, um angeborne, erbliche oder von aussen eingelegte Krankheitskeime zur wirklichen Krankheit heranzubilden, und weil es nicht minder ausgemacht ist, dass manches Moment, welches unter der einen Bedingung schädlich und krankmachend hervortritt, unter der andern eine heilsame Wirkung darbieten kann. Qualität und Quantität im Zusammentreffen andrer gewissen Umständen bestimmen somit die Art der Wirkung oder deren Modalität. Dieses Wissen ist Sache der Praxis, und der Arzt muss solche Bedingungen kennen, von denen günstige oder ungünstige, nicht in der Absicht gelegene Wirkungen hervorgehen, um sie einerseits zu seinen Heilzwecken gehörig benutzen und andrerseits von ihrer relativ schädlichen Seite richtig beurtheilen zu können. Bei hinlänglicher Klarheit dieser Kenntniss lassen sich Kräfte, die uns die Natur theils in freiem theils in gebundenem Zustande bietet, nach Gutdünken und der Absicht gemäss gebrauchen. Denn viele von den Schädlichkeiten, die Krankheit erzeugen, dienen unter andern Verhältnissen oft als wichtige, unentbehrliche Heilmittel, und ebenso umgekehrt sind alle Heilmittel schädliche Potenzen, wenn sie unter Umständen, für deren Natur sie nicht passen, in Anwendung kommen. Hieraus leuchtet klar die Relativität dessen hervor, was den Arzt und jeden Naturforscher beschäftigt und oft auch an Fassung klarer und richtiger Ansichten hindert.

Das bisher Gesagte gilt insbesondere von Arzneimitteln, worunter wir vorzugsweise solche Körper verstehen, die durch bestimmte hervorstechende Kräfte und eine mehr oder weniger sich gleichbleibende Richtung ihrer Wirkung auf diese oder

jene Provinz des thierischen Organismus sich auszeichnen. Ein Arzneimittel ist jedoch nur unter gewissen Einschränkungen Heilmittel; denn Arzneimittel und Gift sind identische Begriffe, da Alles auf Gabengrösse, Form, individuelle Rezeptivität und andere Umstände ankommt. Jedem arzneilichen Körper ist ein eigenthümlicher Charakter eingeboren, von der innern Qualität desselben abhängig und die Art und Richtung seiner Wirkung mittelbar bestimmend. Die innere Qualität ist gleichsam die Summe von Kräften, die ihm eigenthümlich zukommen und die sich einzig durch materialen Eindruck, den das Mittel mit dem Thierkörper in Berührung hervorbringt, entfalten und nach aussen hin aussprechen durch Veränderungen, die an Materie, Form und Bewegung eintreten. Jedes Agens, mag es wägbar oder unwägbar, gebunden oder frei in der Natur vorkommen, kann nur durch ein ihm von der Natur angewiesenes verwandtschaftliches Bindemittel oder mindestens durch ein seinem innern Wesen entsprechendes Leitungsmittel zur Kraftausübung oder Einwirkung gelangen; Kraft als Kraft für sich allein ohne äussere Vermittelung, ohne ein Organ ihres Eindrucks, ist nicht denkbar; um wirksam sich zu zeigen, muss sie in einer gewissen qualitativ-materialen Beziehung zum Thierkörper stehen. Auch höhere allgemeine Naturkräfte, z. B. Elektrizität und Magnetismus, bedürfen eines solchen Mittels zu ihrer Aeusserung und Fortpflanzung. Bei Betrachtung arzneilicher Körper aber dürfen wir uns durch den Gedanken an letztgenannte Kräfte und das Scheinbare einer rein immateriellen Wirkung nicht irre machen lassen, weil sie mit einem Plus oder Minus alle irdischen Körper durchdringen und einer höhern Weltansicht zufolge mehr als Regulatoren allgemeinen Bewegens und Lebens herrschen, während dagegen Arzneimittel, obgleich jener Herrschaft nicht entbunden, doch mit wesentlich unterschiedenen individuellen Kräften begabt sind und daher jegliches und alle einen besondern Charakter, eine eigenthümliche nirgends anderswo gleich anzutreffende innere Qualität in sich tragen und diese durch ein inniges unzertrennliches, naturgesetzliches Verhältniss der Materie zur Kraft, der jene nur als Bindemittel dient und ihr wirksames Hervortreten vermittelt, als ihrem Wesen angehörig bewahren. Denn im streng-

sten Sinne sind wohl alle Naturkörper rücksichtlich ihrer elementaren Zusammensetzung sich gleich, aber doch durch ihr inneres qualitativ-materiales Verhalten von einander gänzlich verschieden, gleichwie wir auch chemische Verbindungen immer nur in regelmässigen und konstanten Verhältnissen hervorgehen sehen. Eben darum lässt sich von keinem Arzneimittel behaupten, dass es dem andern gleich wirke, und aus demselbigen Grunde muss jedes in qualitativ-materialem Zustande, in seiner physischen, nicht blos gedachten Grundlage in den thierischen Körper eingehen, wenn es den nur ihm eigens zukommenden Eindruck auf den letztern hervorbringen soll. Diese Sätze sind eine ebenso unableugbare Wahrheit, als dass zweimal Eines Zwei macht; und es lässt sich ihnen zufolge begreifen, dass Wirkungen, die ein Arzneikörper hervorruft, lediglich als Produkt seines materiell-dynamischen Verhältnisses und zwar unter Vermittelung organisch-thierischer Rezeptivität zu betrachten sind, dass aber, wo man alle Materie hinweg oder in ihre letzten Atome zertheilt denkt, auch jeder Gedanke an jenes qualitativ-materiale Grundverhältniss und an Kraft zurückweicht, indem diese für sich allein weder bestehen noch erhalten werden könnte. Materie und Kraft wirken sonach in unauflöslicher Verbindung mit- und durcheinander, selbst wenn sie aus dem Körper, in dem sie ursprünglich enthalten sind, auf dem Wege naturgesetzlicher chemischer Akte ausgeschieden und in freierer, aufgeschlossener, leichter assimilirbarer Form dargestellt werden können. Der Grund der Wirkung ist also in der innern Qualität enthalten und ihre verschiedenen Grade werden durch Quantität und individuelle Rezeptivität bedingt und begränzt. Auch die Quantität hat sonach ihre Verhältnisse, indem es ein Minimum und ein Maximum giebt, zwischen denen alle Wirkungen sich realisiren, die ein Arzneistoff überhaupt hervorruft. Um deswillen muss ein Arzneimittel zu Hervorbringung seiner Wirkungen nicht blos seine innere Qualität besitzen, sondern auch in hinreichender Quantität verabreicht werden. Zu weit oder gar ins Unendliche fortgesetzte Theilung oder Quantitätsverminderung hebt alle Wirkungsfähigkeit eines Arzneikörpers auf, weil sie den innern qualitativ-materialen Gehalt desselben nicht blos schwächt, sondern völlig auseinanderreisst

und vernichtet. Mag man einen soweit verkleinerten Arzneistoff reiben oder schütteln, wie man will, nie kann er seine Kräftigkeit wiedererlangen, eben weil er als solcher seiner ursprünglichen Qualität beraubt ist; ja sehr flüchtige und mit Riechstoff reich angeschwängerte Substanzen würden durch solche Manipulationen nur verlieren oder völlig zu Grunde gehen, was z. B. Kampher, Moschus u. dgl. deutlich beweisen. Der stärker werdende Geruch, der beim Reiben dieser Stoffe uns entgegentritt, ist keineswegs Folge einer vermeinten Steigerung, sondern des sich verflüchtigenden und entweichenden Riechstoffs, der das Arzneikräftige in sich trägt. Die Annahme einer Entwicklung oder Steigerung der Kraft in Arzneien beim Reiben u. dgl. ist lediglich aus leeren, aller Erfahrung widersprechenden Voraussetzungen entsprungen. Kraft an sich kann nicht zunehmen, nicht durch Menschenhand erhöht werden, wenn ihr die materiale Grundlage entzogen wird, da sie ja nur dadurch, dass ihre innere Qualität zur Quantität in einem bestimmten, aus Erfahrung und Vernunft erkannten, naturgesetzlichen Verhältniss steht, zur Wirksamkeit gelangen kann. Quantität hat ihr Mass und Ziel, das, wollten wir es ändern oder anders haben, den Umsturz aller Grundfeste und Normen der Natur nöthig machen würde.

Glücklicher Weise hat Beobachtung uns die Augen geöffnet und die wichtige Wahrheit in ihrem ganzen Umfang erkennen lassen, dass nämlich Alles, was es auch in der Welt sei, in seinem Entstehen und Sein höhern, nothwendigen, unabänderlichen Gesetzen unterworfen ist, dass von denselbigen Gesetzen die konstanten qualitativen und quantitativen Verhältnisse in Mischung, Durchdringung, Form und Wirkung bedingt und beherrscht werden, denen alle Naturkörper die Eigenthümlichkeit ihres Wesens und ihrer Art zu verdanken haben, und dass wir daher auch solche Dinge, von denen das Heilgeschäft Nutzen zu ziehen pflegt, in der ihnen von Natur verliehenen Qualität und zugleich in solcher Quantität gebrauchen müssen, von der Erfahrung ausgemittelt hat, dass sie naturgesetzlich hinreicht, um beabsichtigte Eindrücke auf die thierische Oekonomie hervorzubringen. Mittel, deren wir uns zu solchen Zwecken bedienen, müssen ihren Wirkungen und Relationen nach

genau gekannt sein, weil wir mit ihnen krankhafte Thätigkeiten auf eine planmässige, wohl berechnete, der Natur abgelernte Weise umzustimmen und zur Norm zurückzuführen suchen. Durch ihre erfahrungsgemässe und dem Zweck entsprechende Anwendung setzen wir uns in den Stand, das, was die Natur selbst zur Heilung unternimmt, zu fördern, oft auch weit schneller und sicherer zu vollbringen, mithin den Verlauf von Krankheiten gefahrlos zu machen und abzukürzen und überhaupt den Anforderungen wirklich zu genügen, welche die Kunst in ihrem Verhältniss zur Natur zu erfüllen hat, wenn sie anders als solche sich geltend machen will. Heilungen auf solche Weise vollbracht oder unter andern Umständen gleichsam erzwungen werden zum Unterschied von spontanen oder Naturheilungen mit dem Ausdruck der Kunstheilungen belegt. Indessen haben nicht alle Heilungen Ansprüche auf diesen Namen, auch wenn man in der Absicht, zu heilen, Arzneimittel gegeben hat. Aerzte, die weder die Arzneimittel in ihren Wirkungen genau kennen noch zu individualisiren verstehen, verfallen sehr gewöhnlich in mehr oder minder bedeutende Fehler, und anstatt die Hindernisse einer Naturreaktion und der Heilung zu mindern oder gänzlich wegzuräumen, vermehren sie dieselben durch unpassende oder unzeitige Anwendung von Arzneien; und findet in diesem Falle der Ausgang in Genesung Statt, was dennoch nicht eben selten geschieht, so kann von keiner Kunst-, sondern nur von Naturheilung die Rede sein, ungeachtet man auch diese in der Regel für das Resultat der Kunst nimmt. In manchen Fällen, wo man sonst reichlich Arzneien giebt, findet der rationelle Arzt sie ganz unnöthig und beschränkt sich mit Recht auf den blossen Gebrauch indifferenter Dinge. Es bedarf keiner Erwähnung, dass bei hinreichend starker und nachhaltiger Reaktion Arzneien völlig überflüssig sind, da Heilung von selbst sich vollzieht, und zwar oft in kürzerer Zeit, als wenn übel gewählte Arznei in Anwendung kommt. Ein rationeller Arzt hat darum Gelegenheit genug, auch viele Naturheilungen zu beobachten; nur in solchen Fällen, wo dringende Umstände es gebieten, verfährt er kräftig und mit Nachdruck und weiht sich dadurch in das Studium der individuellen Natur und ihrer Phoronomie immer tiefer ein. Je mehr man dagegen

dieses Studium verabsäumt, um so weiter wendet man seinen Blick von dem ab, was die Natur will und unternimmt, und daher sind diejenigen vom Wege der Wahrheit gleich weit abgewichen, die der Natur Alles oder gar Nichts überlassen. Jene geben keine Arznei, diese zu viel davon. Unwissende setzen der Schädlichkeit ihrer Verfahrungsarten Gränzen, wenn sie arzneiliche Eingriffe immer vermeiden, da sie so den Verlauf einer Krankheit, wo er regelmässig ist, wenigstens nicht stören, aber jene, die aus Mangel an Kenntniss und Urtheil in allen Fällen ohne Unterschied sofort zu Arzneien greifen, machen sich häufig der gröbsten und nachtheiligsten Missgriffe und Vergehungen schuldig. Die fehlerhaften Verfahrungsweisen der Aerzte aber fliessen aus dem falschen Begriff, den sie sich vom Akte der Heilung machen. Sie glauben gemeiniglich Krankheiten durch Ausleerungen aller Art, durch Purgiren, Schweisstreiben, Aderlassen u. dgl. aus dem Körper jagen zu können, aber das, was sie thun oder warum sie es thun, liegt oft nicht im Kreise ihres Bewusstseins. Schon eine oberflächliche Betrachtung der Natur und ihrer Aeusserungen in thierischen Organismen legt uns klar vor Augen, dass Heilung einer Krankheit ohne Reaktion nicht realisirt werden kann. Solange nämlich die Naturkraft sich als Selbsterhaltungsvermögen äussert, ist sie Egoist; sie sucht Alles in ihren Organismus aufzunehmen, ihm anzueignen und in *Succum et sanguinem* umzuwandeln, scheidet dagegen nur das aus, was sie zu ihren Zwecken nicht brauchen kann, und zugleich in der Absicht, ihre eigene Thätigkeit nur um so leichter für die Einheit des Ganzen fortsetzen und Hemmungen von Aussendingen mit mehr Energie widerstehen zu können. Sie wirkt als solches von innen nach aussen, während der Organismus, den sie belebt und unterhält, Nährungtstoffe von Speise und Trank durch die Flächenausbreitung des Nahrungskanals und die Lebensluft durch die Lungen und den Hautüberzug von aussen einsaugt und ihr immer neue Nahrung zuführt. Das Entgegengesetzte findet in Krankheiten Statt. Krankheit wirkt der physiologischen Plan- und Gesetzmässigkeit entgegen und entwickelt sich nach ihren eigenen Gesetzen, um selbstständig sich zu behaupten; die Naturkraft wird dadurch gezwungen, ihre eigentliche

Tendenz als Selbsterhaltungstrieb eine Zeit lang zu ändern oder gänzlich aufzugeben, den Aneignungs- und Anbildungsprozess immittelst einzustellen und eine Reaktion einzuleiten, die dem Grad der Krankheit genau entspricht. Alle Ab- und Ausscheidungen sind daher jetzt mehr oder weniger beschränkt oder völlig unterdrückt, die organischen Bewegungen gestört und ausser ihrem gewöhnlichen Gleis, die Säfte mit reizenden oder heterogenen Stoffen angeschwängert, die Substanz selbst in einem Zustand von Spannung, Striktur u. dgl., unter dem Zusammentritt vieler andern subjektiv und objektiv wahrnehmbaren Erscheinungen. Die organische Metamorphose ist in engere Gränzen zurückgedrängt oder völlig unterbrochen; die hinzutretende Reaktion konzentrirt sich im Focus der Krankheit. Nachdem die reaktiven Bestrebungen eine bestimmte Zeit hindurch und in hinreichendem Grade sich wiederholt haben, löst sich allmälig die Spannung, in der sich fast alle Theile befinden, die Säfte verändern sich an Qualität und werden zu gleichmässiger Vertheilung und freiem Umtrieb geeigneter, die Se- und Exkretionen kehren in ungleich reichlicherm Masse wieder, die Elimination fremdartiger Stoffe oder pathischer Produkte geht vor sich und endlich nach vollführter Reaktion und nach Ueberwindung der Krankheit zeigen sich, wo nicht schon früher, die Folgen temporärer Unterbrechung der Naturthätigkeit als Selbsterhaltungskraft. Daher ist jetzt die Masse und das Volumen des Körpers vermindert, das Gesicht blass und eingefallen, die Muskeln sind erschlafft und welk, die Adern weniger schwellend u. dgl. m.; Alles Veränderungen, die in kurzer Zeit verschwinden, sobald das egoistische Prinzip die Oberhand wiedererlangt hat. Aber nicht immer behauptet sich dieser Egoismus der individuellen Natur; in vielen Fällen ist sie zu Durchführung einer kräftigen und erfolgreichen Reaktion nicht ausreichend, und hier ist der Punkt, wo wir, durch Beobachtung belehrt und mit Mitteln der Kunst ausgerüstet, das zu erzielen suchen, was sie selbst bei all ihrer Mühe nicht vermag, und wo wir ihre eigenen Bestrebungen nachahmen und eine entsprechende Reaktion entweder erst hervorrufen oder, wo sie bereits eingeleitet ist, sie unterstützen und vollziehen müssen. Dieses ist der Weg der Naturheilkunst. In diesem

Betracht nun zeigt sich allerdings ein *Simile*, was wir als leitendes Prinzip anerkennen, aber nicht in dem missverstandenen oder unrichtig gedeuteten Sinne der Homöopathiker, sondern wir stellen anstatt des illusorischen oder imaginären *Similia similibus curentur* das aus der Natur der Sache selbst entwickelte und als nothwendiges Ergebniss resultirende *Similia* (*molimina naturae*) *similibus substituantur* als obersten Grundsatz auf, und dadurch ist denn doch die Sache sehr geändert und wohl auch zur Ordnung zurückgeführt. Demgemäss kann die Kunst Krankheiten nur dadurch heilen, dass sie auf der von der Natur ihr vorgezeichneten Bahn wandelt und in allen ihren Anstalten und Bemühungen ganz die Richtung derselben nimmt und festhält und nach Entfernung alles Hinderlichen und Störenden solche Mittel anwendet, die dieser Tendenz entsprechen. Wir kommen also immer wieder darauf zurück, dass Heilung einer Krankheit lediglich durch Reaktion, mag diese von der Natur oder Kunst hervorgerufen sein, zu Stande kommen kann. Eine spärliche und selbst entziehende Diät ist hierbei nur darum nöthig, um die Tendenz der Natur, die jetzt nicht auf Anbildung organischer Substanz, sondern nur auf Herstellung ihres Selbsterhaltungsvermögens ausgehen kann, zu begünstigen und zu fördern. Dies erklärt hinreichend die Nothwendigkeit und das Heilsame einer kargen und geregelten Lebensweise in Krankheiten überhaupt.

Nach diesen mehr allgemeinen Sätzen kann es kaum Jemand wunderbar erscheinen, wenn auch der Homöopathiker Heilungen vieler Krankheiten, besonders solcher, die von hinlänglicher Reaktion begleitet sind, zu Stande kommen sieht. Hier hat uns indessen nicht der Umstand, dass dem Homöopathiker Beispiele genug von Heilung vorkommen können, sondern einzig und allein die Frage beschäftigt, wie diese Heilungen geschehen, ob sie Natur- oder Kunstheilungen sind, und besonders ob die sogenannten homöopathischen Arzneien etwas wirklich Arzneiliches enthalten und Einfluss auf organisch-thierische Thätigkeiten haben. Diese Frage ist zwar im Vorhergehenden zur Genüge beantwortet worden, doch wollen wir die Hauptsache noch einmal summarisch überblicken. Nach alle dem, was wir beobachtet haben, können wir nicht

umhin, das freie und aufrichtige Bekenntniss abzulegen, dass alle Veränderungen, die sich unter homöopathischer Behandlung zeigten, so gestaltet waren, wie sie die Natur in ihrer Eigenschaft als Reaktionsvermögen, als Heilkraft hervorbringt. Von irgendeiner Uebereilung des Krankheitsverlaufs oder von einer falschen Wahl der Mittel, da ich als Ungeübter vielleicht doch zuweilen nicht recht griff und wovon die üblen Folgen unmöglich hätten ausbleiben können, konnte ebenso wenig die Rede sein, als von einer kunstgemässen Abkürzung und Heilung der Krankheit. Störungen hatte man in keiner Hinsicht zu befürchten, aber doch soviel zu besorgen, dass man der Natur nicht immer Alles zumuthen konnte. Dies zeigte sich am evidentsten bei den zuletzt erzählten chronischen Leiden, wo alle angewandten Mittel der Homöopathie nicht die Andeutung irgendeines Einflusses darboten, und dass daher in keinem Falle eine günstige Veränderung eingetreten wäre, wenn nicht die Natur selbst zuweilen entweder für sich allein oder durch äussere physikalische Einflüsse bestimmt eine andere Gestaltung der Umstände herbeigeführt hätte. Der Einfluss des Lichts, der Wärme, der grossen allgemeinen Umwandlungen im Frühlinge, das Heilsame öfterer Leibesbewegungen im Freien, das Erquickende und Belebende einer frischen sauerstoffreichen Luft u. dgl. m. sind bekannt und verdienen gleichfalls einige Berücksichtigung. Nur in einem Falle, der aber in seinem Charakter und Verlaufe sich mehr den akuten Krankheiten näherte, trat Heilung ein, wenn nicht die verabreichte Emulsion von bittern Mandeln günstig mitgewirkt hatte; in dem zweiten leichtern Uebel erfolgte blosse Besserung, im dritten nutzten Mineralwässer, und im vierten zeigte sich gar nichts Erspriessliches, indem hier alles Heilbestreben der Natur ein Ende hat. Hiernach müssen wir im Allgemeinen die Ansicht aufstellen, dass die Homöopathie nur bei günstig verlaufenden akuten Krankheiten den Schein annimmt, als vermöchte sie mit ihren Kügelchen etwas auszurichten, dass aber auch selbst dieser Schein völlig schwindet, wenn wir sie einer nüchternen und unbefangenen Prüfung in chronischen Krankheiten unterziehen. Spezifische Krankheiten beweisen die Richtigkeit meiner Ansicht bis zur höchsten Evidenz.

Ueberall, wo die Diät nicht ausreicht, vermag auch die Homöopathie nichts. Es ist bereits früher bemerkt worden, dass die Disposition zum Wechselfieber zu gewissen Jahreszeiten am stärksten hervortritt, dass das Fieber nach dem Verschwinden der äussern dasselbe bedingenden Momente in der Regel von selbst aufhört, dass es nicht selten auch als heilsame Krisis für andere tiefer gelegene Krankheiten erscheint und dass es endlich, wo Entfernung desselben rathsam erachtet wird, rasch, zuverlässig und dauerhaft geheilt werden kann. Die Homöopathie dagegen kann kein Wechselfieber heilen. Dessenungeachtet sind einige Fälle vorgekommen, wo das Fieber nach ungleich längerem Zeitraum gänzlich ausblieb, und diese weiss der ächte Homöopathiker immer wohl zu benutzen, weil sie ihm dazu dienen, eine Wirkung seiner angeblichen Mittel so wahrscheinlich als nur möglich zu machen. Nicht so ist es in andern Fällen, die der Natur trotzig widerstehen und durch die Dauer den Körper zerrütten; hier mag der in sich gehende Homöopathiker wohl oft ausrufen: *Hercules ad viam, hic haeret aqua!* Im ersten Jahre nach Gründung der Anstalt wurden im Ganzen acht Wechselfieberkranke behandelt, wovon drei Ungeheilte, und als Geheilte einer in 14 Tagen, einer in 4 (im Dezember), einer in 7, einer in 9 und einer in 11 Wochen die Anstalt verliessen. Im Jahre 1834 wurden sieben an der Zahl aufgenommen und davon als Geheilte einer in 5, einer in 9 und zwei in 15 Wochen einige Tage darüber oder darunter, und als Rekonvaleszenten einer in 3, einer in 7 und einer in 9 Wochen entlassen. Im Jahre 1835 entliess man einen solchen Kranken schon — am andern Tage — einen in 19 Tagen, zwei in 5, zwei in 6 und einen in 22 Wochen als Geheilte, dagegen als Rekonvaleszenten einen in 6 Tagen, einen in 2, zwei in 5, zwei in 9 und einen in 10 Wochen und endlich einen Ungeheilten in 2 Wochen. Während meiner Direktion boten sich zwölf Fälle von Wechselfieber dar, wovon nur ein einziger nicht vollkommen geheilt werden konnte, weil der Kranke schon nach sechs Tagen die Anstalt verliess. In den meisten Fällen gab ich Chinin, doch erst nach vergeblicher Anwendung homöopathischer Mittel; die Zeit, welche zur Heilung erforderlich war, ist bei der speziellen

Beschreibung derselben angegeben. — Ein Vergleich dieser Resultate mit denen der vorhergehenden Jahre giebt einen klaren Begriff vom Heilen und Nichtheilen. Mittelst Chinin heilte ich das Fieber in kurzer Zeit und würde es noch weit rascher geheilt haben, hätte ich das genannte Arzneimittel in grössern und öfters wiederholten Dosen dargereicht, dessenungeachtet erreichte ich damit in 2, 3, 5 Tagen soviel, als die Homöopathie in vielen Wochen und selbst Monaten nicht leisten kann. Unter homöopathischer Behandlung schleppten sich die Kranken mit dem Fieber eine überaus lange Zeit herum und wurden nicht frei davon, wenn dies nicht zufällig geschah.

Ebenso stellte sich bei Syphilis die Wirkungslosigkeit homöopathischer Mittel klar heraus. Im ersten Jahre kam ein einziger syphilitischer Kranke zur Behandlung, und dieser blieb ungeheilt; im zweiten wurden zwei Syphilitische in einem Zeitraume von etwa acht Wochen als Geheilte, dagegen fünf solcher als Ungeheilte entlassen. Im dritten Jahre hatte man einen Geheilten, einen Ungeheilten und einen Rekonvaleszenten nach dreimonatlicher Behandlung. Im vierten Jahre kam nur einer vor, den ich aber mit wirklichem Quecksilber behandelte und binnen drei Wochen in die Rekonvaleszenz hinüberführte. Gegenwärtig heilt man diese Kranken auch mit und ohne Wasser.

Fast ebenso verhält es sich mit andern Krankheitsfamilien und -formen. Akut verlaufende Krankheiten, besonders solche mit dem Charakter des Erethismus, sind immer die einfachsten und frequentesten Erscheinungen, sie gehen in der Regel gefahrlos vorüber und enden mit deutlich in die Sinne fallenden Krisen; selten und wohl nur bei schlechtem diätetischen Verhalten und zweckwidriger Behandlung werden sie bösartig oder ziehen sich in die Länge. Wenn indessen Krisen erfolgten, so liessen die Krankheitssymptome in eben dem Verhältnisse nach, als jene hervortraten, und mit ihrer Vollendung trat Hahnemann's sanfte und dauerhafte Heilung ein; bei schwacher Reaktion und mangelhaften, blos in schwachen Absätzen erscheinenden Krisen dagegen erstreckten sich Verlauf und Dauer des Leidens über die gewöhnliche Zeit hinaus, die Krankheit dauerte länger, als dies in solchen Fällen bei zweck-

mässigem und aktivem Einschreiten der Kunst zu geschehen pflegt. Auch den Homöopathikern ist nicht unbekannt, dass akute Krankheiten im Allgemeinen schneller enden und besonders diejenigen, die sich durch Erethismus charakterisiren, nicht immer mit Lebensgefahr verbunden sind, aber der grösste Theil dieser Heilkünstler kennt nicht die Ursachen davon, sie wähnen im Gegentheil in dem günstigen und gefahrlosen Fortschreiten einer Krankheit bis zu ihrer Endigung Wirkungen ihrer unarzneilichen Streukügelchen zu erblicken. Dies lässt sich jedoch aus sehr einfachen und nahe gelegenen Gründen erklären, indem nämlich der Homöopathiker der Regel nach nicht vermögend ist, Krankheiten nach ihrer Natur und ihrem Charakter sowie Beziehungen, in denen Zufälliges zum Nothwendigen, Subjektives zum Objektiven, Individuelles zum Universellen steht, richtig zu beurtheilen und zu würdigen; kurz Alles, was zu wissenschaftlicher und kunstgemässer Beurtheilung der Krankheit gehört, ihr Entstehen und Entwickelungsgang, die Veränderungen, welche an ihr nach unabänderlichen Gesetzen und vorübergehenden Momenten sich zeigen, ihr Einfluss auf den Gesammtorganismus, ihre etwaigen Ausgänge und Endpunkte sowie die Art, in der diese sich im voraus andeuten und realisiren, sind ihm fremde, dunkle Dinge, die seinem Blick sich nie aufschliessen. Die Namen einer Reihe von Arzneimitteln sind fast das Einzige, was im Bereiche des Wissens eines Homöopathikers liegt, und was die Wirkungsart derselben betrifft, so ist ihm diese, wie wir weiter unten einsehen werden, nur von einer Seite, also ebenso gut als gar nicht bekannt. Aus dieser Seichtheit des Wissens und besonders aus den mangelhaften, grösstentheils ganz irrigen Begriffen von Krankheit und deren Bedeutung ist bei ihm der Wahn herzuleiten, der ihn glauben lässt, dass akute Krankheiten, die doch nach unsren frühern Bemerkungen häufig von selbst verschwinden, durch seine Streukügelchen geheilt würden, und wodurch in ihm der Wunsch, meist nur so rasch verlaufende Uebel zur Behandlung zu bekommen, erweckt und genährt wird. Solche Unbedachtsamkeit des Homöopathikers hat jedoch ihren festen Grund in der Art und Qualität seiner innern Bestimmungen, in seiner Denk- und Handlungsweise, die auch bei ihm mit dem Masse

seiner Kenntnisse und geistigen Bildung in vollstem Einklange steht. Er kennt nicht die Gränzen seiner Wirksamkeit oder will sie nicht kennen, weil ihm entweder die geistigen oder die moralischen Fähigkeiten dazu fehlen. Ein Vergleich der von der Homöopathie gelieferten Resultate zeigt, dass fast nur akute Krankheiten unter homöopathischer Behandlung verschwanden, dass aber dennoch viele von ihnen sowie beinahe alle chronischen und solche Uebel, die etwas Spezifisches auszeichnet, nicht blos ungeheilt, sondern selbst völlig unverändert blieben. Grosse Zweifel erregt das Wissen und Können der Homöopathiker bei Krankheiten, wo Reaktion nur schwach oder gar nicht Statt findet, wo der Charakter des Torpors gleich anfangs hervorsticht, und, fast möchte ich sagen, in seiner ganzen Nichtigkeit erscheint es in den höhern und höchsten Graden ächter Entzündung, wo Reaktion mächtig hervortreten würde, wenn sie nicht durch die Gewalt der Krankheit ungleich mehr gehemmt und selbst völlig unterdrückt wäre, wo daher die Gefahr am raschesten und grössten ist. Ein solcher Kranke kann um deswillen in keine üblern Hände gerathen, als wenn er sich einem Homöopathiker Preis giebt; die Gefahr, die ihm obschwebt und fast mit jedem Augenblick zunimmt, kann nur in dem allerglücklichsten Fall vorübergehen, dass es der Natur in ihren heftigen und erneuerten Anstrengungen gelingt, die mächtigen Hindernisse in der Blutsäule auf irgendeinem geeigneten Wege, z. B. durch Erregung einer Blutung aus Nase, Mund, After, Bärmutter u. dgl., zu entfernen und so ein entscheidendes Uebergewicht über die Krankheit zu erlangen. Solche Fälle sind jedoch nicht eben häufig; gewöhnlicher ist es, dass hier alle reagirenden Kräfte gleichsam erdrückt und paralysirt werden, wenn das, was den Blutstrom in seiner Richtung stört oder aufhält, nicht durch mechanische Mittel, namentlich durch Aderlass, beseitigt werden kann. Aehnlich ist es in andern Fällen, wenn die Gewalt des Blutstroms aus permanenten lokalen Ursachen irgend ein zum Bestand des Lebens nothwendiges Organ fortwährend bedrängt und presst. Mein Unterarzt Seidel, ein vieljähriger, geübter und vernünftiger Homöopathiker, zeigte sich mit mir völlig übereinstimmend, als er mir ebenso freiwillig als aufrichtig die Mittheilung machte,

dass früher eine Kranke mit Herzleiden (Hypertrophie oder Aneurysma?), die unter den grässlichsten Qualen ihren Geist aufgeben musste, ihm die grösste Unruhe und Pein verursacht hätte, weil er überzeugt gewesen wäre, dass nur ein Aderlass die Härte ihres Leidens hätte mildern und ihr das Leben fristen können. Ein so gefühlvoller und offenherziger Homöopathiker verdient als Mensch alle Achtung und Anerkennung. Indessen fühlen auch andre dem Scheine nach überzeugte Homöopathiker die Ohnmacht und Nichtigkeit ihrer vermeinten Kunst. Dieses Gefühl spricht sich bei ihnen nicht selten aus, ohne dass sie es eigentlich wissen oder wollen. So äusserte sich Franz Hartmann, Verfasser der homöopathischen Pathologie und Therapie, eines Pröbchens seiner entschiedenen Unwissenheit, jetzt als Oberarzt an der homöopathischen Anstalt in Leipzig angestellt, am 2. Febr. 1837 an einem öffentlichen Orte, wider alles Erwarten mir heimlich zuflüsternd, ganz naiv dahin, dass er nie Homöopathiker geworden wäre, wenn ihn nicht besondere Verhältnisse dazu genöthigt hätten, und dass er es heute nicht werden würde. Was sind solche Aeusserungen von einem renommirten Homöopathiker anders als Reue einer an Wissenschaft und Menschheit begangenen Sünde, ein volles Anerkenntniss der Wahrheit, dass ihre Kunst betteln geht, dass ihre Homöopathie ein nichtswürdiger, gefährlicher Charlatanismus ist. Selbst der Schein praktischer Nutzbarkeit, den die Homöopathie allerdings an sich trägt, verschwindet vor solchen Thatsachen gänzlich. Aerzte und der einsichtsvolle Theil des Publikums mögen weiter darüber urtheilen.

Die Beobachtung aller Zeiten hat dargethan, dass zuweilen Fälle vorkommen, wo auch solche Krankheiten, die ihrem äussern Ausdruck nach nicht die geringste Hoffnung übrig lassen, ohne alles Arzneiliche wiederum in Gesundheit übergehen können. Mancher Arzt, durch die scheinbar verzweifelte, aussichtslose Gestaltung einer Krankheit entmuthigt und dann auf Anwendung fernerer Arzneien verzichtend, sah sich zuweilen nicht wenig überrascht und zu seiner Freude getäuscht, wenn er fand, dass der Kranke, den er aufgegeben hatte, plötzlich neues Leben, neue Frische schöpfte und sich vollkommen wiedererholte. Mehre solche Beispiele namentlich von Pocken-

und andern Kranken sind mir erzählt worden, und auch die Geschichte schweigt darüber nicht. Allerdings liegt es nicht immer in der Macht eines Arztes, mit seinem Blick tiefer zu dringen, als sein Auge reicht, denn manchmal sind alle Umstände so täuschend, dass er die höchste Gefahr zu sehen glaubt und ebenso oft sie gänzlich übersieht, wo sie unter der Maske scheinbar günstiger Momente in vollem Masse versteckt ist. Aber eben darum würde es ungerecht oder seinem Berufe und der Moralität seiner Person zuwider sein, wollte er, auf seine subjektive Voraussicht unbedingt sich stützend, dem Kranken, dem er das Todesurtheil gesprochen hat und der doch oft schon in seiner blossen Gegenwart Trost und Stärkung findet, sofort allen fernern Beistand und thätige Hülfe versagen, sowie es in andern Fällen, wo seine Ansicht über den Ausgang noch schwankend ist, kaum zu entschuldigen, mindestens doch nicht mit ärztlichem Wissen und Grundsatz im Einklange wäre, wenn er hier, ohne vorher Alles mit reifer Ueberlegung und Umsicht geprüft und das, was er thut, sicher motivirt zu haben, allzugeschäftig Arznei auf Arznei aus der Apotheke verordnete. Thun und Lassen sind wichtige Regeln ächter Heilkunde, beide haben je nach dem Masse subjektiven Wissens und Könnens gleichviel pro und contra und geben in gegebenen Fällen immer den Ausschlag; der rationelle Arzt allein, der seine Wissenschaft geistig durchdrungen und verarbeitet hat, kennt die Umstände, wo diese oder jene Regel zur Anwendung vortheilhaft sich fügt, er kennt die Bedingungen thätigen Einschreitens ebenso wohl als die Zeit, wo aktives Handeln nur unnütz, sogar schädlich sein würde, und die Klippen, an denen Niemand ungestraft vorüberfahren kann. — Schon bald nach Beginn meiner praktischen Laufbahn lernte ich begreifen, dass der Arzt häufig in den Fall kommt, wo Kenntniss, Lehrbücher und alle andern Hülfsmittel ihn im Stiche lassen, oft sogar zu nachtheiligen Eingriffen veranlassen und wo nur eigenes Nachdenken, Ueberlegung, ernste Prüfung und die daraus entspringende Einfachheit reichen Nutzen bringen. Ich behandelte in kurzer Zeit funfzehn Pockenkranke auf die einfachste Weise, gab ihnen wenige kühlende Arzneien und liess sie je nach den Fortschritten der Entwicklung des Exanthems einer höhern

oder niedrigern Temperatur aussetzen. Die meisten von ihnen waren heftig erkrankt, einige litten besonders kurz vor dem Ausbruch des Exanthems; bei einer Wöchnerin zeigte die Krankheit den septischen Charakter, die Pocken sanken ein und wurden livid und jauchend; bei einem jungen, dürftig genährten Menschen ging die Febris suppuratoria in F. hectica über. Von dieser Zahl starben nur zwei Säuglinge. Ueberall hatte ich hier Pocken vor mir, aber die Umstände dabei waren wesentlich so verschieden, dass ein einziges, formulirtes, feststehendes Verfahren nicht ausreichen konnte. Meine Herren Kollegen, die ihre Kranken mit Betten belasteten und mit schweisstreibenden Mitteln überschütteten, waren minder glücklich, ihnen gingen fast alle Kranken zu Grunde. Ein gewisser Wehrmann, Regimentsarzt, war bei seinem grauen Haupt bescheiden genug, um sich zu belehren, er unterrichtete sich bei einem meiner Kranken genau von dem, was ich angeordnet hatte, und sofort änderte er dann auch bei seinen Kranken die Ordinationen. Schon hierdurch hatten wir eine Ansicht von der Medizin gewonnen, die uns in der Folge durchgehends leitete, und auch schon von dieser Prüfung der Homöopathie uns davon überzeugt, dass die bezeichneten sowie auch viele andere Krankheiten ohne alle Arznei enden können und dass uns daher die Natur durch ihre heilthätigen Wirkungen alle Achtung abnöthigt. Aber deshalb der Selbstwirksamkeit der Natur Alles überlassen zu wollen, würde ebenso verderblich sein, als sie nicht anzuerkennen oder ihr gar nichts zu lassen. Als blosser stiller Beobachter würde man seinen Zweck meist zu spät und oft gar nicht erreichen, wenn selbst im letztern Falle der Tod nicht einträte; und als immer und unter jeglichen Umständen vielgeschäftiger Arzt würde man die Natur häufig stören und dadurch gleiche Nachtheile bringen. Der wirkliche Kranke verlangt die schleunigste Hülfe, und wenn er an Thätigkeit und nicht an Faullenzen gewöhnt ist und sein Brod erst mit der Hand verdienen muss, so kann ihm unmöglich daran liegen, bei einem leicht heilbaren Uebel viele Wochen und selbst Monate lang hingehalten zu werden und am Ende noch ungeheilt davongehen oder gar sterben zu müssen. Es gilt hier nicht blos der Gesundheit, sondern dem Leben, das

als unveräusserliches Gut sich um keinen Preis erkaufen lässt und mit dessen Verlust oft manche zahlreiche Familie einer der härtesten, aber leider zu späten Prüfung Preis gegeben wird.

Nach sattsamer Darlegung dessen, was die Homöopathie ist und als solche vermag, müssen wir noch an die auffallende Differenz erinnern, die sich in den Resultaten von dem ersten und den nächstfolgenden Jahren zeigt. Die Resultate des ersten Jahres sind, mit Ausnahme derer im Jahre 1836, unstreitig die günstigsten. Der Grund davon liegt für den Kenner sehr nahe. Sobald die Anstalt eröffnet war, ging das Bestreben aller und besonders der dirigirenden Homöopathiker lediglich dahin, ihr Institut in Aufnahme zu bringen und als Muster — reiner, rascher und segensreicher — homöopathischen Heilungen aufzustellen; man wollte und musste also imponiren, d. i. das Publikum blenden und beirren. Man bot deshalb alle Kräfte auf und bediente sich zu diesem Behufe aller nur erdenkbaren, selbst niedriger Mittel. Zunächst wurden alle Kranken, wie sich ihr Zustand soweit gebessert hatte, dass sie nicht mehr das Bett zu hüten brauchten, sofort als Rekonvaleszenten entlassen. Desgleichen dung und bezahlte man Subjekte (ich kenne wenigstens ein Beispiel), die eine schwerheilbare Krankheit simuliren, einige Monate im Jakobshospital, natürlich ohne allen Erfolg, sich behandeln und darauf ins homöopathische Institut sich bringen lassen mussten, wo sie denn endlich nach wenig Streukügelchen plötzlich, nach 2, 3, 4 Tagen geheilt entlassen wurden. Diese Art Kuren wurden auf der Stelle in öffentlichen Blättern ausposaunt, und solch ein Wunder musste wohl Sensation erregen. Das *Mundus vult decipi, ergo decipiatur* war durchgehends als leitendes Prinzip angenommen. Die vorkommenden Krankheitsfälle, wenn sie auch noch so leicht und einfach waren, wurden mit den Namen der bedenklichsten und schwersten Leiden belegt, ganz so wie ein Milchzuckerkügelchen anders heisst, als das andere; und bedeutende Krankheiten, Nervenfieber, Hirnentzündung u. s. w. auf dem Wege der Homöopathie in kurzer Zeit geheilt zu haben, dies macht wohl auf das Ohr des Nichtarztes einen nicht geringen Eindruck. Dies alles aber trug dazu bei, den Theil des Volks zu gewinnen oder aufs Haupt zu schlagen, der sich allemal in Bewegung

setzt, wenn Alarm geschlagen wird. Blosse Kruditäten und Schmerzen in den Präkordien, mit konsensuellem Kopfweh, etwas Unruhe und vermehrter Temperatur der Haut, auch wohl von Fieber begleitet, wie man nach Diätfehlern und Erkältung sehr häufig entstehen sieht, sind dem Homöopathiker Darm-, Hirnentzündungen u. dgl. m. Ueberhaupt zeichnen sich diese Heilkünstler durch ein merkwürdiges Talent zu diagnostiziren aus. Ein bald vorübergehender rheumatischer Schmerz in irgendeinem Theile ist Rheumatismus acutus; lange dauernder Rheumatismus ist Knochenschmerz oder Gicht, ein akuter Katarrh ist Lungenentzündung, auch wohl Herzbeutelentzündung u. dgl. Ein sehr gewöhnlich gebrauchter Name ist der ganz unbestimmte, eigentlich gar nichts sagende Ausdruck Nervenfieber, wobei der Laie gewöhnlich an den in den Jahren 1812, 1813 herrschenden Typhus denkt. Etwas Benommenheit des Kopfes, Schwindel, Schläfrigkeit, Mattigkeit mit Wechsel von Frost und Hitze u. s. w. sind die Erscheinungen des homöopathischen Nervenfiebers. Kommen nun dazu noch die homöopathischen Hirnentzündungen, Delirien und Manien, so giebt dies dem Ganzen ein recht malerisches, imposantes Aussehen, und das Vertrauen des einsichtslosen Theils des Publikums, was sie ja eben zu erwerben suchen, ist wenigstens auf solange gewonnen, als derselbe nicht enttäuscht ist.

Wenn man nun nach unsren Beobachtungen, Anmerkungen und Erläuterungen die Gesammtresultate der Homöopathie für sich einer ruhigen, unbefangenen und genauen analytischen Prüfung unterwirft, legt man, um gerecht zu sein, in die eine Waageschale das Gute derselben, in die andere ihr Schlechtes, betrachtet man dabei die Art, wie sie zu den günstigen, und den Grund, warum sie zu keinen bessern Resultaten gelangt ist, die Zeit und Umstände, welche dazu nöthig waren, um nur etwas Erkleckliches zu erreichen, die heilbaren Fälle, welche durch sie nicht einmal gebessert, geschweige denn geheilt werden konnten, die Folgen, welche durch lange Dauer einer Krankheit in mehrfacher Hinsicht hervorgehen, die im folgenden Abschnitt anzugebenden Quellen, aus denen sie geschöpft hat und noch schöpft, zugleich aber auch die wichtigen, zuverlässigen und entschiedenen Erfolge, welche die ächte Heilkunst

herbeiführt, und bringt man endlich mit dieser Betrachtung noch die Kniffe und Ränke, deren sich Homöopathiker allezeit und um jeden Preis bedienen, um sich und den Gegenstand ihres Treibens zu preisen, in logischen Zusammenhang; so sehe man zu, welche Waageschale am schwersten zieht, man erlangt eine geläuterte, richtige und wohlbegründete Ansicht vom wahren Wesen der Homöopathie, vom Wissen und Können ihrer Anbeter, man sieht die Gründe ihres Handelns ein und begreift, dass ihnen alle Grund- und Hülfswissenschaften der Medizin in der That völlig entbehrlich sind, und das Räthsel der homöopathischen Sphinx ist gelöst. Als ich mich so von der Unmacht und dem Unwesen der Homöopathie ebenso wie von der Zweckmässigkeit ihres diätetischen Regimens aufs bestimmteste überzeugt, die Selbsttäuschungen und den Leichtsinn homöopathischer Priester erkannt und ihre Absichten auf Täuschung und Irreleitung der Aerzte und besonders des Volks durchschaut hatte; da kam ein Moment der Reflexion, meine Ansichten von Hahnemann's Heilsystem und seinen redlichen Forschungen waren geändert und berichtigt, und unwillkürlich erinnerte ich mich des Ausrufs jenes Sünders: Gott sei mir gnädig und erlöse mich von dem Uebel!

Dritter Abschnitt.

Wohl nie haben sich entschiedenere Feinde der Wahrheit und des Wissens in der Medizin erhoben, als gerade in gegenwärtigem Zeitalter, wo Staatsverfassung, Wissenschaften, Künste und selbst industrielle Betriebszweige aufs segensvollste gediehen und der höchsten Entfaltungsstufe ihrer Blüthe so nahe gekommen sind, nie ist eine Wissenschaft und Kunst, welche Förderung und Sicherung des heiligsten Interesse der Menschheit als einziges Ziel im Auge hat, mehr gefährdet gewesen oder mindestens in Versuchung geführt worden. Die Geschichte der Vorzeit liefert uns zwar Beispiele von Menschen, die ungeachtet glücklicher Naturanlagen aus Mangel zureichender Begriffe, Einsichten und Erfahrungen vieles Wahre für falsch und Falsches für wahr hielten und somit oft durch Einseitigkeit ihres Wissens beirrt und durch unrichtige Beobachtung getäuscht den Fortschritten der Wissenschaft hinderlich wurden, aber ein Beispiel absichtlichen Verkennens tiefer Wahrheiten und dreisten Ableugnens unabänderlicher, klar vor Augen gelegter Naturgesetze hat sie nicht aufzuweisen. Diese, wenn nicht betrügerische, doch im hohen Grade unwürdige und der Missbilligung aller redlichen Forscher unterworfene Tendenz zum Umsturz dessen, was menschlicher Geist durch unablässiges Forschen auf einem so unermesslichen Gebiet mühselig ausgebeutet hat, eines wissenschaftlichen Gemeinguts hat sich in dem Unwesen der Homöopathie bereits längst deutlich kundgegeben und noch gegenwärtig müssen wir an ihr diese falsche Rich-

tung wahrnehmen, wenn sie dieselbe auch auf jede mögliche Weise und um jeden Preis zu bemänteln sucht und als Gewirr von den widersprechendsten und absurdsten Meinungen und Einfällen, als originale Komposition von Lug und Trug und als Brennpunkt des gröbsten Unsinns immer noch sich als einzige Quelle des Lichts und Heils und als einziges in Wahrheit gegründetes Heilystem anpreist. Als Wissenschaft und Kunst ist sie erwiesener Massen ein Unding, da wissenschaftliche Grundlage ihr gänzlich ermangelt, ein Getriebe ohne Stützpunkt und Halt, ein Werk der Phantasie und Willkür, einzig auf persönliches Interesse und eigennützige Absichten berechnet, und eine Quelle unabsehbaren Nachtheils und Verderbens für den, der in Gefahren, die ihn in physischer Beziehung umgeben, bei ihr Zuflucht und Rettung sucht. Während also Alle, die für Edles und Heilvolles begeistert und von dem regsten und aufrichtigsten Eifer für das, was der gesammten Menschheit Glück und Segen sichert, beseelt sind, mit aller Kraftanstrengung und oft selbst mit persönlicher Aufopferung dem Ziel unsrer Väter, die der Wahrheit als einzigem Leitstern ihres Strebens folgten und auf deren Schultern wir stehen, näher zu rücken bemüht sind, sucht ein Häuflein verirrter Geister, das Komplot der Homöopathiker auf der andern Seite, allen höhern und edlen Bestrebungen abhold, Anstrengungen scheuend oder tiefern Forschens unfähig, nur durch Bequemlichkeit und Eigennutz geleitet, das Fortschreiten ächten Wissens zu hemmen, das Licht der Wahrheit und die Erkenntniss unter der Maske redlicher und gewissenhafter Forschungen zu verbergen und den Sinn für Gutes und wahrhaft Nützliches gänzlich zu ertödten. Daher können wir nicht umhin, die Homöopathie nur als ein unaustilgliches Brandmal unsres Zeitalters und als einen Spott der Aufklärung menschlichen Geistes, deren wir uns jetzt rühmen, anzusehen.

Wir haben die Sache als Gegenstand unsrer Abhandlung von praktischer Seite beleuchtet und dadurch das Unwissenschaftliche und Willkührliche der Homöopathie hinlänglich dargethan; und noch klarer wird das, was uns vor Augen liegt, aus später folgenden Betrachtungen hervorgehen. Alle unsre Aussprüche und Behauptungen, die wir theils als bestätigende,

berichtigende und erläuternde Nachträge theils als von einer neuen Seite belehrende Aufschlüsse vorgebracht haben und noch vorbringen werden, sind keine blosse Darlegung theoretisch begründeter Ansichten, sondern unmittelbares Ergebniss reiner Beobachtung und Erfahrung, mithin auf Thatsachen gestützt, die nach unsrem Dafürhalten die stärkste Beweiskraft besitzen und als solche ohne Zurückweisung gehört werden müssen. Pflichtgefühl, reine Wahrheitsliebe und Eifer für Wissenschaft waren die einzige Grundlage unsrer Untersuchung und vorzüglich ging unser Streben dahin, Ansichten und Absichten, die das ganze Geheimniss der Homöopathie in sich schliesst, vollständig, klar und deutlich vor Augen zu stellen. Sollten wir nun auch durch diese Arbeit, deren Schwierigkeiten leicht zu ermessen sind, uns keinen Dank bei der Mitwelt erwerben, so geben wir uns der Hoffnung hin, dass wenigstens unsere Mühen und der gute Wille, der uns hierbei geleitete, nicht unanerkannt bleiben werden, und bleibt es einstweilen auch nur beim Triumph für die Wahrheit, so wird diese endlich dennoch siegen und die Nachwelt an den Früchten davon sich nähren.

Die Entdeckung der wahren Heilkunde als Wissenschaft ist nicht neu, sie ist eine der ältesten Doktrinen; ihre Hauptgrundsätze liegen in den Schriften der ersten medizinischen Autoren mehr oder weniger klar angedeutet. Ihre Anwendung beruht auf Grundsätzen, die aus der Natur theils schon entnommen theils noch zu entnehmen sind, sie ist daher bestimmten, daraus abgeleiteten Regeln unterworfen, die aber in gegebenen Fällen je nach Verschiedenheit derselben immer mancherlei Abänderungen und Modifikationen erleiden müssen. Als Wissenschaft ist sie nur in ihrer Allgemeinheit eines systematischen Anbaues fähig, weil ihre Spezialitäten fast ins Unendliche gehen, wenigstens zu manchfaltig sind, als dass sie in der Ausübung nicht immer wieder neu aufgefasst und gewürdigt werden mussten. Daher enthalten blos die Grundsätze, welche das Fundament der Heilkunde ausmachen, etwas Positives, die speziellen Regeln dagegen, die mit jenen erst in zusammenhängende Verbindung zu setzen sind, haben immer etwas Negatives, auf Positivität keinen Anspruch. Aus diesem Grunde ist der Aufbau eines systematischen Ganzen allezeit nur unter

gewissen Einschränkungen und bis zu einem gewissen Grade als möglich denkbar und zweifelsohne auch durchführbar. Alle Versuche, die Medizin in ein ausführliches und positives System einzuzwängen, sind darum gescheitert, und alle Bearbeitungen derselben in neurer und neuester Zeit sind meist blosse Wiederholungen oder Nachklänge des frühern, längst Entdeckten, nur mit veränderten oder anders gedeuteten Worten, oder sie beziehen sich blos auf einzele Theile oder Gegenstände. Die Unmöglichkeit, ein abgeschlossenes System zu begründen, das ausser den Grundprinzipien auch alle die Spezialitäten enthielte, welche sich in der Praxis theils wiederfinden theils als neue darbieten, ist erfahrungsgemäss konstatirt.

Die Heilkunde kann, als Wissenschaft nach aus der Natur entlehnten Prinzipien konstruirt und als Kunst praktisch eingeführt, nur Eine sein; die Ableitung ihres Prinzips aus schroffen Gegensätzen ist den Gesetzen der Logik entgegen, wenigstens sofern eine konsequente und den Zwecken in der Anwendung entsprechende wissenschaftliche Entwicklung der Gründe und Gegengründe und erfahrungsgemässe Durchführung zu einem Ganzen ausser den Gränzen der Möglichkeit liegt. Dies würde selbst dann unausführbar erscheinen, wenn die Schranken menschlichen Denkens weiter auseinandergesteckt wären und unser Geist tiefer einzudringen vermöchte, als es ihm seiner Natur nach vergönnt ist; denn es handelt sich hier um naturgesetzliche Stellung und Verbindung. Heilungen, die durch geschickte und kunstgemässe Anwendung der Grundsätze und Regeln ächter Heilkunde bewerkstelligt werden, vollziehen sich nach denselbigen Gesetzen, als sie von der Natur selbst bewirkt werden. Nie kann es daher dem Arzt gelingen, zu einer vollkommnen Herrschaft über die Natur zu gelangen, er vermag sich nicht zu ihrem Meister zu erheben oder sie in allen und jeglichen ihren Richtungen willkürlich zu bestimmen, wohl aber ihre Bestrebungen zu unterstützen, zu erhöhen oder zu beschränken und im Interesse des Objekts, des Kranken, zu leiten wie auch durch verkehrtes Handeln zu stören und selbst gänzlich zu unterdrücken; er darf sich nicht mehr oder gerade nur soviel Einfluss auf sie verstatten, als sie selbst auf sein Handeln hat, solange es ihm nämlich um Erreichung des

einfachen Zwecks der Heilung zu thun ist. Wie die ächte Heilkunst nie ohne Mitwirkung der Natur etwas vermag, ebenso reicht diese nicht in allen Fällen ohne den Beistand jener aus; ist Zurückführung ihrer Thätigkeit in den physiologischen Zustand möglich, so ist man eines günstigen Ausgangs gewiss. In Fällen, wo auch die zweckmässigsten Mittel Thätigkeit weder erregen noch erwecken, da hat auch Reaktion ihr Ende und das organische Sein ist in seinen geheimnissvollen Banden aufgelöst, das Leben entwichen und die Schlacke chemischer Zersetzung anheimgefallen. Doch sind auch dann die Leistungen der Kunst noch gross, wenn wir durch sie da, wo die Endlichkeit uns Gränzen setzt, einem Sterbenden die letzten Beschwerden seines Lebens möglichst erleichtern und die Euthanasie fördern können.

Akute Krankheiten enden, sich selbst überlassen, immer nur unter bestimmten nothwendigen Veränderungen in den organischen Funktionen und Bewegungen, am auffallendsten in den Se- und Exkretionen, und diese Veränderungen begreift man unter dem gemeinschaftlichen Namen der Krisen. Der Eintritt derselben ist gewiss, sobald die Selbstthätigkeit der Natur stark genug ist, um die Gewalt der Krankheit sammt ihren Folgen nicht blos zu bekämpfen, sondern völlig zu überwinden. In Fällen, wo keine Krisen erscheinen, erfolgen daher Ausgänge entweder in den Tod oder unter günstigern Umständen in andere mehr oder weniger bedeutende, oft später noch tödtlich ablaufende Krankheiten. Die Wichtigkeit der Krisen bei akuten Krankheiten ist sonach sehr einleuchtend, die Nothwendigkeit ihrer Erscheinung unableugbar, ihre zweckmässige Leitung die wichtigste Aufgabe des Arztes und endlich die Zeit ihres Eintritts ein im Allgemeinen von der Natur selbst festgesetzter Termin. Die Nähe des letztern verkündet sich durch stärkere organische Bewegungen von innen nach aussen, durch allmälige Steigerung oder kräftigere Erregung einzeler Thätigkeiten, besonders des Gefässsystemes, durch Lösung und successive Zunahme der vorher unterdrückten oder beschränkten Ab- und Ausscheidungen, durch grössere Beweglichkeit und Fluidität der Säfte u. s. w. Dieser Termin erfolgt früher oder später und entspricht hierin ganz dem Um-

fange und der Grösse der Hindernisse, welche die Natur wegzuräumen oder zu bekämpfen hat. Daher der an bestimmte Zeiträume gebundene Verlauf der Krankheiten, daher die Unmöglichkeit eines *striete* direkten Heilverfahrens gegen dieselben. Schon nach dieser höchst unvollkommnen, doch erfahrungsgemässen Betrachtung muss man fühlen die Bedeutung und Grösse der wahren Heilkunde, und begreiflich finden, dass wir bei Heilung der Krankheiten nothwendig den Winken und eigenen Bestrebungen der Natur gehorchen, ihrem Laufe folgen müssen, solange sie nicht eine aussergewöhnliche und das Leben des Kranken bedrohende Richtung genommen hat, und dass wir sie nur in dem Falle einer solchen ungünstigen und leicht verderblich werdenden Richtung ihrer Thätigkeit auf den gewöhnlichen gefahrlosern Weg, den Erfahrung kennen gelehrt hat, zu leiten suchen müssen; man wird aber auch einsehen, wie schwierig es ist auf dem Gebiet der Medizin zu wandeln und wie wenig vom Arzte zu thun ist, um Viel auszurichten. Schon Hippokrates hat dies mit den Worten: „δεῖ ἄγειν ἡ φύσις ἔπει" klar angedeutet. In der Einfachheit der Mittel, deren wir uns für Heilzwecke bedienen, besteht immer die grösste Natürlichkeit, durch sie setzen wir uns, wenn sie nicht unter und nur bis zu einem gewissen Grad in Anwendung kommt, mit der Natur und deren Tendenz am gewissesten in Uebereinstimmung und sichern uns so unsern Zweck. Die Leitung der Krisen, die Hervorrufung, Beförderung und Durchführung derselben, wo sie nicht spontan eintreten, ist also das wichtigste Geschäft des Arztes, aber um demselben gut und sicher vorzustehen, muss er die Krankheiten in allen ihren Beziehungen zum Organismus und zur Aussenwelt, die Art und Weise sowie die Bedingungen ihres Zustandekommens, ihrer Entwicklung, ihres Verlaufs, ihrer Ausgänge, die Hindernisse ergiebiger und nachhaltiger Krisen sowie endlich die Mittel, die ihnen in Natur und Charakter entsprechen und von ihrem Einfluss eine glückliche Beendigung des Krankheitsprozesses erwarten lassen, genau kennen und richtig zu beurtheilen verstehen. Eine solche Kenntniss ist ihm indessen nicht möglich, ohne die Bedeutung und den Umfang der Physiologie, Pathologie, Aetiologie, Diagnostik, Prognostik, Pharmakologie u. dgl.

richtig erfasst und zum klaren Bewusstsein gebracht zu haben, mit einem Worte ohne in das Studium der Natur und aller ihrer Beziehungen ernstlich und tiefer eingegangen zu sein. In diesen allgemeinen Sätzen liegen die Prinzipien der Heilkunde zum Theil ausgesprochen.

Nach Anwendung dieser Sätze auf das, was hier in Frage steht, dürfte man leicht zu der Einsicht und festen Ueberzeugung gelangen, dass wahre Heilkunde ihrer Wesenheit und Grundsätzlichkeit nach weder Allöopathie noch Homöopathie sein kann; diese erkennt die Natur oder die Nothwendigkeit der Mitwirkung derselben nicht an, indem sie sich direkt heilende Eigenschaften beilegt und Krisen als nothwendige Bedingung radikaler Heilung ableugnet, jene im gemeinen Sinne widerstrebt ihr und hebt ihre wohlthätigen Wirkungen auf. Aus diesem Grunde können Heilungen im wahren Sinne des Wortes weder nach dem Grundsatz *Contraria contrariis* noch nach dem *Similia similibus* vollbracht werden; der Idee beider ermangelt Realität. Indessen sind beide Satzungen, wie sich später ergeben wird, von Hahnemann willkührlich aufgestellt, spitzfindige, illusorische Suppositionen, als scheinbare, der Wirklichkeit entbehrende Prinzipien hingestellt, nur um für nichts und gegen nichts reden zu können. Demnach möchten wir fast glauben, dass Hahnemann trotz seines Alters und schöpferischen Geistes, welchem letztern sogar weder Tiefe noch Helligkeit abgesprochen werden kann, die ächte Heilkunde nie gekannt hat und sie selbst heute noch nicht kennt, wo ihm Spitzfindigkeiten und Illusionen zu Wahrheiten geworden und alle seine Irrthümer in ihrer Verbindung auf dem unverarbeitbaren Boden wuchernden Unkrauts zu einem System herangewachsen sind, wenn er auch überall voll Ehrgeizes mit grossen Kuren prahlt und sich für einen redlichen Forscher ausgiebt. So geschah es, dass er die geistlose und kunstwidrige Ausübung der Heilkunde als Gegenstück seiner Homöopathie mit dem Namen Allo- oder Allöopathie belegte und diese oft auch, wiewohl mit allem Rechte gemeine, schlendrianmässige Heilkunde nannte. Aber eine Kunst, deren Anwendung nicht auf vernünftigen Gründen ruht, sondern nur in dem blinden Ergreifen dessen, was da nahe liegt oder einem kopflosen

Menschen einfällt, besteht, ist nichts weniger als Kunst und selbst keine Methode, wenn sie es auch für diejenigen sein sollte, die vernünftiges, durch Prinzipien bestimmtes Handeln als Unkunst ansehen. Für den einsichtsvollen, rationellen Arzt möchte es allerdings schwieriger sein, unsinnig, ja gewissenlos zu handeln, als die gute und gewissenhafte Ausübung der Heilkunde. In dem bezeichneten Sinne Hahnemann's ist also der Begriff der Allöopathie aufzufassen, und diese wäre denn, wie wir gesehen, von der wahren Heilkunde, die ihrem Wesen nach auf ganz andern Prinzipien oder vielmehr allein auf Prinzipien beruht, nicht nur gänzlich verschieden, sondern als Heilkunst überhaupt ein Unding.

Zum Unterschied von Allöopathie nannte Hahnemann sein künstliches System Homöopathie. Er selbst giebt sich für den Erfinder derselben aus. Ohne hier untersuchen zu wollen, dass Auffindung einer neuen grossen Wahrheit keine Erfindung, sondern nur Entdeckung sein kann, wenden wir uns der Betrachtung des *Similia similibus curentur* zu. Ob Hahnemann dasselbe stillschweigend aus Paracelsus genommen oder es nach Gutdünken gesetzt und als allgemeingültiges Prinzip präsumirt habe, da er das *Contraria contrariis* der Allöopathie, die ihm eine Heilkunst zu sein schien, als unrichtig erkannt hatte, darüber weiss man gar nichts Näheres, weil er weder über das Eine noch das Andere genügende Rechenschaft abgelegt hat, was man doch in einer Wissenschaft, deren einzige Quelle und Stütze in Erfahrung gegeben ist, fordert und mit Recht fordern muss. Mit aller Wahrscheinlichkeit lässt sich jedoch annehmen, dass weder eine missverstandene oder absichtlich falsch ausgelegte Stelle noch seine bekannte nichtige Beobachtung an der Chinarinde, sondern Missbrauch seines Erfindungsgeistes, Eigennützigkeit und Absicht auf Befriedigung seiner Ehrsucht ihn seinem Prinzip zugeführt haben, welches ihm um so plausibler und zur Illusion geeigneter zu sein schien, je sinnloser, abgeschmackter und verderblicher das *Contraria contrariis* auch dem hellsehenden Nichtarzte erscheinen muss. Aus einem solchen Grundsatz konnte man im Besitz besondrer moralischen Eigenschaften schon etwas Neumodisches schaffen und sich wie einen Theil

des Publikums zufrieden stellen; denn das Volk will ja betrogen sein. Nicht nur, dass Hahnemann die Wahrheit des erfundenen Prinzips völlig unerwiesen liess und unbekümmert um dieselbe weiter darauf fortbaute, sondern auch der Umstand, dass nicht eine einzige Beobachtung die Richtigkeit desselben beweist, dass im Gegentheil alle früheren und neuren Erfahrungen damit in vollem Widerspruche stehen, setzt diese seine Fiktion als Fiktion ausser Zweifel. Wie das untergelegte Prinzip, so sind natürlich auch alle daraus gezogenen Schlussfolgen ungeachtet ihrer Konsequenz unrichtig, ohne Werth und Geltung und von aller Wahrheit und praktischen Anwendbarkeit weit entfernt, was man auf dem Wege der Erfahrung bereits längst erkannt hat. Demzufolge steht als unableugbare Wahrheit fest, dass ein System, nach dem Grundsatz *Contraria contrariis* sowohl als nach dem *Similia similibus curentur* konstruirt, weder erfahrungsgemässe Begründung erlangen noch glückliche Anwendung in der Praxis finden kann; denn die ihnen zu Grunde gelegten Satzungen besitzen weder allgemeine noch beschränkte Geltung, sie sind mithin in streng wissenschaftlichem Sinne keine Prinzipien, sondern rein willkührliche Voraussetzungen. Homöopathie und Allöopathie sind daher nur in der Idee, nicht in der Wirklichkeit gegebene Heilsysteme; diese ist eine Ausgeburt menschlichen Unverstandes, jene der Phantasie und Willkür, beide entbehren der Grundsätze und Regeln, welche zu wissenschaftlicher Konstruktion und Begründung einer Kunst unerlässlich gehören und worauf die geschickte und gute Anwendung derselben beruht. Hahnemann weiss daher nicht, was er gewollt und wofür und wogegen er gekämpft hat; er hat den Zweck der Kunst, der er sich gewidmet hatte, ebenso als den seines Daseins gänzlich verkannt, und so wird er, der er jetzt in Fiktionen und Illusionen zum Greise geworden ist, einst scheiden von dieser Welt, ohne seinen Beruf als Mensch und als Arzt erfüllt zu haben.

Man wird nun einsichtlich finden, dass weder Hahnemann noch diejenigen, welche er zur Zielscheibe seiner Ausfälle und Grobheiten gemacht hatte, die ächte Heilkunde gekannt haben, und diese ist selbst heute noch vielen, die den

Namen Arzt führen, völlig unbekannt. Sie handeln grösstentheils nicht nach Grundsätzen der Heilkunde, sondern gegen dieselben, sie haben zwar den guten Willen, aber nicht die Kraft zur glücklichen Ausübung der Kunst. *Etsi desint vires, tamen voluntas laudanda est*! — Hahnemann, der erste aller Homöopathiker, ging, nachdem er einmal sein Prinzip erfunden, d. i. erdichtet hatte, in seinen Abstraktionen weiter, fügte von seinen Willkürlichkeiten, die selbst nicht den Namen der Hypothesen verdienen, eine an die andere und leugnete so, um natürlichen, nothwendigen Widersprüchen zu entgehen, schlechthin nicht blos alle mögliche Hülfe der eigenen Naturkraft, die nach ihm nur verstandlos, blindlings und zweckwidrig wirkt, sondern sogar alle Krisen. Um folgerecht zu Werke zu gehen, musste er die Wahrheit verleugnen und zum Lügner werden; denn er dichtete seiner vorgeblichen Heilkunst oder vielmehr seinen Mitteln eine direkte Heilkraft an. Es liegt klar vor Augen, dass direkte Heilung nichts mit Krisen zu thun haben kann und dass eine Annahme der letztern, die doch bei jeder günstig vorübergehenden akuten Krankheit so sehr in die Augen fallen, zu einer so sinnreichen und wohldurchdachten Erfindung durchaus nicht passte. Doch möchten wir es für eine kleine Unvorsichtigkeit oder für Uebereilung halten, dass er gerade so sichtbarlich und entschieden hervortretende Vorgänge in Abrede stellte, da es ja ganz in seiner Willkühr und Gewalt stand, diesen Gegenstand seines Machwerks auf eine andere minder grelle und anstössige Weise darzustellen. Selbst das ungeübteste, gedankenloseste und unwissendste ärztliche Subjekt kann die Verwirklichung jener Vorgänge und die Natur als Urheberin derselben sowohl in schlecht behandelten als auch in sich selbst überlassenen Krankheiten, wo nämlich Heilung erfolgt, nicht verkennen und muss dann Zweifel und Anstoss nehmen an der Lehre eines Mannes, der das Gegentheil behauptet und darauf sogar ein System stützen will. Nichtsdestoweniger war der Anfang erfreulich, die Fortsetzung hoffnungsvoll und die Ausführung lohnend! Wie es überall und in allen Fächern Schächer und Feigsinnige giebt, so fanden sich auch unter Aerzten bald Leute, die im Gefühl ihrer Unfähigkeit und Unwürde wieder frisch auf-

athmeten, als sie einen neu aufgegangenen Glücksstern erblickten und bewunderten, über die die Weisheit staunend ihn zum Leitstern nahmen und sich als Jünger Hahnemann's proklamirten. Sie tappten von nun an ihrem Stern in der Finsterniss, die ihre Häupter umhüllte, nicht blos blindlings nach, wenn sie auch oft, sehr oft strauchelten; sie verehrten Hahnemann als Pharisäer in der Medizin und beteten ihm gedankenlos nach, seine Fiktionen und untergeschobenen Beobachtungen, ja alle seine Aeusserungen, so ungeziemend und verletzend für Menschenwürde sie auch waren, galten ihnen als Orakel, als Machtsprüche, ihn selbst erhoben sie zum Meisten und Beherrscher der Natur. So begann ein gemeinschaftliches Streben nach dem Ziel eines Traumes.

Die Krone erhielt Hahnemann's vorgebliches Heilsystem durch die nur im Gedanken mögliche Kleinheit oder Nullität der Arzneigaben, deren er und seine Diszipeln sich in Krankheiten bedienen. Diese Kleinheit der Gaben steht, wie Jeder, der die Ansichten Hahnemann's von Primär- und Nachwirkung und überhaupt seine Uebertreibungen kennt, einleuchtend findet, mit dem Grundprinzip der Homöopathie, d. i. mit *Mundus vult decipi* in unzertrennlicher Verbindung, obschon man in neurer Zeit, nur um neue Auswege zur fernern Schutznahme und temporären Behauptung einer Irrlehre, als eines der bequemsten Mittel der Unwissenheit zu Gelderwerb, zu benutzen, das Gegentheil davon behauptet hat. Nur ein sinnloser und verschrobener Kopf kann eine Trennung der Homöopathie vom Hahnemannismus, wie man ihn genannt hat, logisch richtig und statthaft finden, und nur kopflose Menschen können eine solche Unterscheidung als eine begründete ansehen und ihren Urheber für einen geistreichen Homöopathiker halten. Dieser geistreiche Homöopathiker ist ein gewisser Griesselich in Charlsruhe, dessen Kleingeist und Unvermögen in dem, was er von Reformen geschrien hat, sowie in den kindischen, eines Mannes ganz unwürdigen Witzeleien, die er ernsten Sachen, wo er reformiren soll, einzumischen pflegt, hinlänglich sich kund gegeben hat. Es ist nichts andres als eine Makel, wenn man in dem schätzbaren Hufelandschen Journal an einem Manne, wie diesen Griesselich, der nur

das Echo fremder Stimmen ist, das Prädikat geistreich verschwendet. Der Allöopathiker mag ihn allerdings für einen geistreichen Homöopathiker und der Homöopathiker ihn für einen geistreichen Allöopathiker halten, wenn er von ihm selbst vernimmt, dass er Croupkranke allöopathisch und homöopathisch zugleich behandelt hat. Nach dem, was dieser doppelzüngige Heilkünstler, den wir gar nicht erwähnt hätten, wenn wir nicht durch den Hahnemannismus auf ihn gekommen wären, bisher zu Tage gefördert hat, ist es uns gewiss, dass ächte Heilkunde ihm völlig fremd ist, und zugleich wahrscheinlich, dass seinem Treiben weder in Allöopathie noch in Homöopathie reine Triebfedern zu Grunde liegen, wenigstens hat er durch die Behauptung, dass die zu grossen Verdünnungen homöopathischer Mittel unwirksam seien und zur Heilung nicht ausreichten, alle früher gemachten Beobachtungen der Homöopathie offenbar ganz umgestossen. — Solange das Grundprinzip und die daraus zunächst abgeleiteten Sätze unverändert bleiben, solange knüpft sich auch der Begriff der Homöopathie nothwendig an den Namen Hahnemann, ganz sowie der Begriff eines Betrugs an den Ausdruck Betrüger. Darum sind Homöopathie und Hahnemannismus identische Begriffe. Gehen wir zu unsrer frühern Betrachtung zurück, so ist es kaum möglich anders zu denken, als dass Hahnemann mit dem Vorschlage solcher Nullitätsarzneigaben nicht nur sein Unvermögen, zu reformiren, und seine Verzweiflung an der Möglichkeit des Aufbaues eines wirklichen Heilsystemes verrathen, sondern zugleich stillschweigend seinen Unglauben an die Realität der Wirksamkeit einer Heilkunst überhaupt zu erkennen gegeben habe und dass es ihm deshalb für sein Gewissen gleichgültig erschienen ist, Wahrheit in diesen Beziehungen zu verdrehen oder Lügen zu Tage zu fördern, wenn er dies auch aus leicht zu errathenden Gründen laut und öffentlich zu bekennen verweigert hat. Seinem Gedicht fehlt nur die poetische Wahrheit; die witzigen, mehr unterhaltenden Ausfälle eines Bürgers zu Genf, eines Rousseau u. A., die jedoch damit eine edle Absicht verbanden, können ihn ebenso wenig geleitet haben; und hat er den Cabanis *Du degré de certitude de la médicine* gelesen, so hat er ihn nicht verstanden. Oder sind

wir etwa berechtigt anzunehmen, dass er bei Schaffung seiner Homöopathie einen moralischen Grund im edlern Sinne des Wortes gehabt habe, vielleicht den, durch möglichst strenge Diät, deren Forderungen mit dem Wesen dieses Systems innig verschmolzen sind und seine einzige Lichtseite darstellen, und auch im gesunden Zustande durch Entziehung vieler unnöthigen meist nur schädlichen Genüsse den Menschen zur grössten Einfachheit der Lebensweise in seinen Naturzustand zurückzuführen, und ihn nur auf das zu beschränken, was er zu seinem Unterhalt nothdürftigst braucht und zur Erhaltung und Kräftigung seines physischen Zustandes am wesentlichsten beiträgt? Gewiss ist dies die ursprüngliche Grundlage der Homöopathie nicht. Eine solche Absicht, wenn sie überhaupt erreichbar ist, würde weit leichter auf andern Wegen und besonders durch gemeinschaftliches Zusammenwirken der Aerzte sich erreichen lassen, und zwar ohne dass man deshalb wichtige Wahrheiten zu verleugnen, an ihre Stelle Lügen zu stellen und den wirklich Kranken in einer hülflosen Lage mit Täuschungen aller Art zu hintergehen brauchte. Schon um deswillen ist der Gedanke weit entfernt, dass Hahnemann je eine so edle Absicht gehabt habe, und wenn er sie gehabt hätte, was hätte ihn abhalten können, sie auszusprechen? Die Homöopathie widerstreitet im Gegentheil in ihrer innern und äussern Wesenheit allen Grundsätzen wahrer Moralität und derjenige, der zu ihrer Ausübung sich geschickt und berufen dünkt, muss im Stande sein, gegen Alles, was Sache des Gefühls und Gewissens ist, sich völlig abzuschliessen.

Mögen wir daher die Homöopathie betrachten von welcher Seite es auch sei, nie finden wir Grund unsre Ansicht über sie, ihre Grundsätze und Tendenz zu ändern, ja unsere Ueberzeugung gewinnt nur um so mehr an Gewicht und Festigkeit, je tiefer wir eingehen. Um deswillen erklärt es sich leicht und wir wundern uns auch gar nicht, warum Hahnemann die Neuigkeit seines Systemes oder der Grundlage desselben nicht Entdeckung, sondern Erfindung genannt wissen will, und eben so wenig nehmen wir Anstand zu glauben, dass er von Haus aus entschieden und unbedenklich die Absicht gehabt habe, das Publikum durch seine scheinbar prophetischen

Verkündungen zu betäuben und zum blossen Mittel eigennütziger Zwecke zu erniedrigen, zugleich auch Aerzte im wahren Sinne des Wortes in Versuchung zu führen oder mindestens zu necken und Apothekern, die seine Freunde nicht gewesen zu sein scheinen, einen Streich zu spielen. Fassen wir also Alles zusammen, was an und in der Homöopathie ist, so können wir ihr Wesen nicht besser bezeichnen als durch den Ausdruck einer Art Wucher, der Menschenleben gilt, oder müssen ihn wenigstens als einen gränzenlosen gefährlichen und strafbaren Muthwillen ansehen, dessen Uebung und Ausbreitung in engherzigen Müssiggängern, woran es nie fehlt, und in solchen, die an geistigen Gebrechen leiden oder über die Zeit der Knabenspiele hinaus nicht vorgeschritten sind, immer Helfershelfer genug zur Seite stehen hat. Jeder findet darum Aufnahme in diesem Bund, wenn er nur so denkt, redet und handelt, wie Hahnemann.

Ist nun auch die Thatsache, dass der Homöopathie nichts als Dichtung und Unwahrheit zu Grunde liegt und dass sie, anstatt auf Wahrheit und Wissenschaftlichkeit zu beruhen, nur einen dämonischen, auf Unterdrückung feststehender Wahrheiten, auf Illusion und eigenes persönliches Interesse berechneten Ausflug repräsentirt, zu hinlänglicher Offenkundigkeit gelangt; so stehen dennoch dem Homöopathiker Auswege genug offen, um sein Wollen und Handeln, sowie seine Unmacht am Krankenbett gegen Einsichtslose zu verschleiern und exaltirte, überspannte, phantastische und an Zeit und Umständen völlig irre gewordene Köpfe, die von Allem, was absolut unbegreiflich ist, leidenschaftlich hingerissen werden und immer nur in Ueberschwenglichem und dem, was erhitzte Phantasie vorspiegelt, Wahrheit zu erblicken wähnen, als fromme Anbeter und Bewunderer seines Scheingemäldes zu gewinnen. Nie rastet er daher gegen diejenigen, die andern Sinnes sind und in seinen Gaukeleien nur Spott menschlichen Verstandes erkennen, sich in Vertheidigungsstand zu setzen, in Grübeleien sich zu erschöpfen und aus dem Gebiet der Spekulation, die ihm hier so freien und endlosen Spielraum lässt, Erklärungen und Beweisquellen herbeizuholen, worunter er seine Unwissenheit und Machtlosigkeit gänzlich zu verstecken und womit er seinem Sy-

stem den Schein der Wahrheit zu verschaffen und zu bewahren strebt und hofft. Wir können allerdings nicht in Abrede stellen, dass Spekulation das einzige Mittel für ihn immer gewesen ist und ihm als solches auch jetzt noch dient, eine Zeit lang sich noch zu erhalten, eben weil Erfahrung nichts für ihn aufweisen kann.

Wie dem nun auch sei, so würde die Homöopathie dennoch Anspruch auf Entschuldigung haben, wenn sie anders durch Nichtsthun und Täuschung den Zweck der Heilkunst nur einiger Massen zu erreichen vermöchte. Nach dem Zeugniss der Erfahrung aber nutzt sie dem Kranken, der im vollen Vertrauen Hülfe und Rettung von ihr erwartet, nicht nur nichts, sondern sie steigert durch Verabsäumung aktiven Einschreitens sogar die Gefahr und kann somit nichts weniger als Sicherheit und Heilung bieten. Denn Gefahren vermag sie weder abzuhalten noch zu vermindern und daraus entspringt nichts anders als nur Unheil und Verderben. Die aus dieser Irrlehre hervorgehenden Nachtheile aber nehmen an Umfang und Bedeutung um so mehr zu, je weiter sie sich ausbreitet, und eben aus dieser Ursache müssen wir es als ein beklagenswerthes Ereigniss, als Unbill der Zeit ansehen, wenn auch heute noch Aerzte, die vielleicht nützlich werden konnten, zu Proselyten sich machen lassen. Indessen gestehen wir gern zu, dass mancherlei Momente hierzu mitwirken können. Wer in näherm Umgang mit Homöopathikern einige Zeit hindurch gelebt hat, dem können weder die Sitten und das eigenthümliche Benehmen, noch die Amtsmienen, die sie bei Erzählung ihrer grossen Thaten annehmen, noch endlich besondere Kunstkniffe, die sie zur Beglaubigung ihrer Chimären anwenden, fremd geblieben sein; oft hört man aus dem Munde solcher: die Symptome waren nach einem, zwei, drei Streukügelchen vom Dezilliontel dieses oder jenes Mittels wie weggezaubert, wie weggeblasen, zu ihrem und des Kranken Erstaunen, oder die Schmerzen liessen augenblicklich nach (Alles nämlich geschieht im Augenblick), aber später stellte sich eine homöopathische Verschlimmerung ein, nach deren Aufhören endlich das Uebel verschwand. Diese Art zu erzählen ist ein Eigenthum des Homöopathikers; er sucht damit zu imponiren, zu be-

stechen und seinem Getriebe das Aussehen einer Kunst zu geben. Ein fast ähnliches Gepräge tragen die öffentlichen Mittheilungen von Krankheitsfällen an sich; überall nichts — als redliche Forschung, treue Beobachtung, Glanz und Glück in der Praxis, schnelle, sanfte, gründliche, dauerhafte Heilung schwerer Krankheiten — die sie selbst vielleicht nie gesehen, nie beobachtet haben, die sie als schwer heilbare Uebel nur dem Namen nach kennen, wie die Seichtheit und das Mangelhafte ihrer Beschreibungen deutlich beweist. Kyanose, Magenkrebs, Konvulsionen, Wasserköpfe und dergleichen werden gewöhnlich weggeblasen, gleichwie durch die Windmethode der Chiriguanischen Doktors, die in ihrem Wahne dadurch, dass sie über das Bett des Kranken blasen, die Krankheit zu heilen glauben. Was die unwissenden, zum Theil gar nicht approbirten Homöopathiker betrifft, so sind sie es vorzüglich, die sich von der Natur für besonders begünstigt und hochgestellt halten und die erhabensten Talente und Einsichten zu besitzen wähnen, die mit einem Worte unter Narren am verständigsten zu sein glauben. Aus dieser Klasse finden Viele unbegreiflich, dass andere Homöopathiker sich so oft über Unwirksamkeit ihrer Mittel und über Misslingen ihrer Heilversuche beklagen; auch sind sie es, welche die meisten und grössten Entdeckungen machen und nach vergeblicher Anwendung ihren Wirkungen nach passender und bereits mehrfach gepriesener Mittel öfters endlich den kühnen Gedanken fassen, ein andres beliebiges, seinen Arzneisymptomen nach gar nicht entsprechendes Mittel zu versuchen, und siehe da! zum grössten Erstaunen wirkt es Wunder und führt schnelle Heilung herbei. So weiss ich aus authentischer Quelle, dass ein gewisser Wahle in Leipzig, auf den Hahnemann selbst auszeichnend hingewiesen hat, obgleich er übrigens in die Klasse der Kenntnisslosesten gehört, eine Menge Mittel, die ihm zufällig eingefallen waren, auf solche Weise bewährt gefunden haben will. Er ist einer von den Meistern in der Homöopathie und berufen, nicht selten der Consiliarius von *Dr.* Haubold und andrer homöopathischen Heilkünstler.

Es ist leicht einzusehen, dass Homöopathiker durch die Art und Weise ihres Benehmens, durch das Formelle ihres

Geschwätzes und allerhand andere Kniffe, deren sie sich bei jeglichen Gelegenheiten bedienen, neue Anhänger und Kunden gewinnen, den Kranken täuschen, Aerzten widerstreben und durch ihre Ansprüche und überspannten Forderungen, um ihre Anmassungen als Rechte zu begründen und Nachsicht zum Gesetz zu machen, selbst den Staat überhaupt hinters Licht führen wollen. Es steht kein Einwand und kein Zweifel entgegen, dass bei so vielfachen und unausgesetzten Einwirkungen ein Heilkünstler von schwachen Grundsätzen und ohne hinreichende Einsicht in ärztliche Kunst, wenn nicht Gewissenhaftigkeit allein ihn abhält, nur zu leicht bestochen, irregeleitet und zum Homöopathiker umgeschaffen wird. Solche Einwirkungen finden indessen nicht allein von der bezeichneten Seite Statt, sondern auch die Sache als Machwerk der Willkür hat, wie leicht zu begreifen, theils etwas Anziehendes ihrer Bequemlichkeit halber und weil sie allen weitern Nachdenkens völlig enthebt, theils ist sie verführend und grobem Irrthum günstig, sofern Naturheilungen für durch homöopathische Streukügelchen bewirkte genommen werden und falsche Erfahrung als Resultat davon unvermeidlich ist, und endlich ein Köder, oder anlockend für Kranke, was jedoch lediglich im Genusse des Milchzuckers und vielleicht im Schein der Billigkeit besteht.

Leichter und zuletzt ganz unabweisbar wird diese geheime Veranlassung zur Täuschung, dieses Versinken in das Meer der Selbsttäuschungen dadurch, dass die Homöopathie, indem sie die Phantasie mit allerhand Vorspiegelungen und Gaukeleien umflattert und erhitzt, allmälig alles tiefere Denken zurückdrängt und geistige Kräfte lähmt und ertödtet. Ihr Gesammtwesen bringt es mit sich, dass sie menschlichem Geist, mit dem unentwirrbaren Gewebe ihrer Fiktionen umstrickt, solche Fesseln anlegt, dass Auffassung und Beobachtung sowie alles Streben nach sinnlicher und höherer Erkenntniss eine ganz schiefe nachtheilige Richtung nehmen, und unrichtige, nichtige, zwecklose Erfahrung als nothwendige Folge daraus hervorgeht. Sie blendet oder schläfert das geistige Auge ein und stumpft die Schärfe desselben ab, bis es endlich ganz erblindet. Dies liegt jedoch im Plane des Ganzen. Denn wie sie einerseits höhere geistige Bestrebungen gänzlich ausschliesst, ebenso erweckt

und fördert sie andrerseits den Aber- und Wunderglauben. Daher dürfen wir uns nicht wundern, wenn Mystiker, Pietisten und andere Sekten gewöhnlich besonderes Interesse an der Homöopathie nehmen und sie sogar zu schützen und gleich Missionären weiter zu verbreiten suchen, und wenn ein Theil derjenigen, welche diesem Irrlicht folgen, nicht sehen will und der andere nicht sehen kann, obgleich Alle und Jeder sehen zu wollen und zu können vorgeben.

Die Homöopathie kämpft demnach, zum Theil ohne dass sie es weiss und will, von doppelter Seite gegen Aufklärung und ächtes Wissen an, einmal, indem sie früher und neu entdeckte Wahrheiten durch geflissentlich falsche Auslegung zu Hypothesen und faden Lehrmeinungen entstellt und ihre eigenen Fiktionen und Chimären zu Wahrheiten und festen Grundsätzen erheben will, ein andres Mal indem sie ihrem ganzen innern und äussern Wesen nach das kaum aufgegangene Licht menschlichen Geistes wieder auszulöschen und ihn in die Zeiten der Rosenkreuzer, wo Aberglaube, Theosophie und Schwärmerei den Hauptbestandtheil der herrschenden Philosophie ausmachten, also in die Zeit seiner Erstehung und Kindheit zurückzuführen und somit alle geistigen Bestrebungen und Bewegungen, die auf höheres und segensreiches Forschen, Wissen und Können hingerichtet sind, zu lähmen und zu vernichten beabsichtigt.

Der Arzt, welcher zum Homöopathiker herabsinkt, ist an den Klippen der Selbsttäuschung gescheitert und schläfert in der Wissenschaft ein, ohne dass diese seinen Verlust zu beklagen hat. Er wird seiner unmächtig, tieferes Eingehen in Nachdenken und ernstes Forschen, sowie die Unterscheidung des Wahren vom Falschen, des Erdichteten vom Misskannten oder Missverstandenen ist ihm nicht mehr möglich, der Geist ächter Wissenschaft ist ihm nicht blos entschwunden, sondern sogar zuwider, nur in dem freien und weiten Felde der Spekulation gefällt er sich und findet hinreichenden Stoff, um sich daran zu weiden und zu ergötzen. Aus dem Mannesalter ist er in die Kindheit zurückgeschritten, in ein Alter, wo nicht Ernstes, nicht würdige Zwecke, nein, nur Spiele und Futilitäten ihn ansprechen und belustigen. Wohl mögen diese Bemerkungen dem Unwissenden so wenig als dem Gewissenslosen konvenable

erscheinen, diesen zur Unverschämtheit und Grobheit aufreizen, jenen wie zuckende Blitze, wenn nicht auch in ihm alles Gefühl erstorben ist, durchfahren; sie sind jedoch aus dem ursprünglichen Zuschnitt der Homöopathie und ihrem ganzen Wesen selbst entnommen und haben, sofern sie mit dem Urtheile anderer berufenen und redlichen Männer völlig übereinstimmen, selbst Ansprüche auf objektive Gültigkeit.

Wer lesen und schreiben kann, besitzt auch die Qualitäten, in einer Zeit von acht bis vierzehn Tagen als höchstem Termin leicht zum Homöopathiker, d. i. zum homöopathischen Heilkünstler sich zu bilden. Nirgends findet er Schwierigkeiten oder Hindernisse, ausser etwa in der Teutschthümelei Hahnemann's und der homöopathischen Affen, die ihren Altvater darin, wie in allen andern Dingen so gern nachzuahmen suchen. Gegenwärtig bedarf man jedoch hierzu nicht einmal der Schriften Hahnemann's, sondern ein vollständiges Symptomenverzeichniss, wie sie der Fleiss homöopathischer Künstler in beträchtlicher Anzahl und in ungleich besserer Gestalt angefertigt hat, ist ausreichend; um das homöopathische Doktordiplom sich zu verschaffen, dem Arzt genügt, wenn er nach solchen Ehren strebt, ein einziges Moment lebendiger und richtiger Auffassung des erfundenen Grundprinzips *Similia similibus*, d. i. *simulata simulatis*. Der Laie wie der Arzt muss es also leicht finden, die grosse Kunst der Homöopathie schnell zu erlernen. Will er aber die Homöopathie mit Glück ausüben, so sind ihm noch besondere Eigenschaften nöthig, und dies sind diejenigen, welche den ächten Homöopathiker so scharf markiren. Unter den besondern Eigenschaften verstehen wir nämlich nichts anderes als das, was einer verirrten, verkümmerten, depravirten Seele ausschliesslich angehört und was von dem, der nach der Ehrenstelle eines Homöopathikers trachtet, nicht durch Nachdenken, auch nicht durch Beobachtung am Krankenbett, sondern höchstens durch fleissige Lektüre der homöopathischen Chronik und durch Umgang mit Homöopathikern erworben werden kann. Erzeugnisse jener moralischen Depravation sind die Ausgeburten, die der spekulative Homöopathiker so leicht zur Welt bringt; sie sind das Zeichen seiner höchsten Vollendung.

Die eigenthümlichen Grundsätze und Ansichten der Homöopathiker sind lediglich entweder aus absichtlicher Verkennung der Wahrheit oder aus groben Missverständnissen oder endlich aus positiver Unwissenheit entsprungen. Da sie aber nichts missverstanden zu haben und Alles wohl zu wissen behaupten, so gestehen sie natürlich das Erstere, nämlich ihre entschiedenen Absichten auf Illusion, freiwillig zu. Wie die Prinzipien, so widerstreiten auch die Deducta derselben und ihre Behauptungen aller Erfahrung und dem gesetzmässigen Denken des Menschen oder, was einerlei ist, allen Naturgesetzen und der Vernunft. Physik, Chemie, Anatomie, Physiologie, pathologische Anatomie und andere unentbehrliche Hülfswissenschaften der Heilkunde sind für die Homöopathie vollkommen überflüssig und stehen zu ihr überhaupt in gar keiner Beziehung, nicht nur weil sie ein in sich geschlossenes Ganzes bildet, sondern weil sie der Nothwendigkeit, das, was auf das Zustandekommen einer Krankheit, auf Krankheitsprozesse u. dergl., nahen oder fernen Bezug hat, auf vernünftige und befriedigende Weise zu erklären und das, was zur Aufhellung von Dunkelheiten und zu Erlangung voller Gewissheit beiträgt, schicklich zu benutzen, aus nahe gelegenen Gründen sich gänzlich enthoben hat. Der wissenschaftliche und ächte Arzt kann diese Subsidien nicht entbehren; ihre gemeinschaftliche und gute Anwendung leitet ihn zu Erkenntniss der Natur, soweit diese nämlich für den Menschen überhaupt erfassbar und erkennbar ist, und lässt ihn oft in die tiefsten und dichtesten Dunkelheiten einen hellen Blick werfen, wenn es auch dazu meist lange wiederholter Versuche und scharfen Denkens bedarf. Alles dies ist jedoch für Homöopathiker völlig hülf- und nutzlos, da das Objekt ihres Spiels mit der Natur in völligem Widerspruch, ihnen selbst eine nicht zu entziffernde Hieroglyphe bleibt.

Ein alphabetisches Verzeichniss der sogenannten reinen Arzneiwirkungen macht neue Homöopathiker in eben so kurzer Zeit, als die Natur die Pilze hervorbringt. Es ist das Lehr- und Handbüchlein der Therapie, der feststandige *Codex therapeutices* aller Orten und Zeiten, die auf höchste Verordnung des Samuel Hahnemann gegebene *Constitutio medicinae*, das Noth- und Hülfsbüchlein in allen und jeglichen

gefahrvollen Krankheiten und Gebrechen, die immer nur und überall dem hülflosen Menschen begegnen können, und der Wegweiser, um sich gegen Pestilenz und allerhand ansteckende und bösliche Krankheiten Leibes und der Seele zu verwahren, die Teufel auszutreiben und ins Fegefeuer zu werfen; zugleich ein Schatzkämmerlein von Mitteln, um Vernunft zu bekommen, der Niedergeschlagene findet Aufrichtung seines Geistes, der Wehmüthige Hoffnung, Trost und Erleichterung, der Erheiterte Wehmuth, der mit Liebe Erfüllte Hass, kurz Alles, was er nur wünschen mag. Wen es also jückt, der braucht sich nicht zu kratzen, sondern blos ein homöopathisches Pülverchen zu nehmen.

Es bleiben uns nur noch wenige Punkte übrig, die besondern Interesses wegen berührt zu werden verdienen. Nach dem Satze *Similia similibus curentur*, der als Grundprinzip der Homöopathie angenommen ist, soll ein Arzneimittel, welches in grossen Gaben einen krankhaften Zustand oder mindestens einzelne Symptome hervorbringt, einen solchen oder möglichst ähnlichen Zustand in homöopathischen Gaben vertilgen und heilen können. Diese Paradoxie würde vernünftig scheinen, wenn die Erfahrung nicht lehrte, dass viele Arzneimittel in verschiedener Qnantität, in grossen oder kleinen Gaben, und selbst in verschiedener Form angewandt, auch mehr oder weniger verschiedne, zuweilen ganz entgegengesetzte Wirkungen hervorbringen. Man erinnere sich nur an Opium, Calomel u. dergl.; Substanzen, die wie in pharmakodynamischer, so auch in medikamentöser Hinsicht wesentliche Unterschiede darbieten. Weniger paradox würde jene Paradoxie sein, wenn nicht die Verdünnungen, wodurch der Homöopathiker unter anhaltendem Reiben oder Umschütteln die Kraft einer Arznei mehr zu entwickeln und zu steigern vermeint und die deshalb Potenzen, Potenzirungen genannt werden, ein unzertrennliches Glied der ganzen Kette von Fiktionen ausmachte. Die Theorie zeigt, dass durch eine soweit fortgesetzte Theilung, wie sie der Alles hyperbolisirende Hahnemann vorschreibt, die Kraft mit der Materie, an welche jene unzertrennlich festgebunden ist, in gleichem Verhältniss allmälig abnimmt und auf Null herabgesezt wird; und die Erfahrung hat

dies bestätigt und lehrt es täglich. Soll der Mensch als rein sinnliches Wesen in allen seinen Verhältnissen und Beziehungen zur Aussenwelt auch da noch empfinden oder sonst wie Eindrücke wahrnehmen, wo er aus diesen Verhältnissen herausgetreten ist, oder glauben, dass etwas, was auf seine Sinnesnerven, die feinsten und zartesten aller Nerven, gar keinen Eindruck macht, eine Wirkung auf sein übriges Nervensystem, das weit weniger Zartheit und Sensibilität zeigt, hervorbringe? Nur ein Wahnsinniger könnte dies ernstlich behaupten oder glauben, dass eine besondere Kraft in dem enthalten sei, was unter keinem Verhältniss einen merkbaren Eindruck bewirkt. Indessen ist es unzweifelhaft, dass diese Behauptung keineswegs aus Wahnsinn, sondern lediglich aus betrügerischen Absichten entsprungen ist, und will man solche Aeusserungen etwa anstössig oder ungerecht finden, so thut man nur darum so, um ein an der Menschheit begangenes Verbrechen nicht als faktisch erscheinen zu lassen. Wir wiederholen es nochmals, dass alles das, was Hahnemann hinsichtlich seiner homöopathischen Mittel, ihrer Wirksamkeit und dergl., behauptet hat, nichts als Lügen, nichts als betrügerische Aussprüche sind. Die der Naturkraft des thierischen Organismus abgeleugnete Wirksamkeit in Krankheiten ist die Potenz, welche Hahnemann in seine Milchzuckerkügelchen gelegt hat. Alle seine Mittel haben von ihrer Materie und Kraft nichts als den blossen Namen behalten. Wie er also die Naturheilkraft verleugnet oder, um uns so auszudrücken, depotenzirt hat, so hat er seine Milchzuckerkügelchen potenzirt, d. i. mit andern Worten, er giebt sie für Arzneien aus. Gewiss ein seltsamer Kontrast, ein durchdachter Plan zur Verführung! Wir können uns nicht überreden, dass Hahnemann hier etwa beim Niederschreiben seiner Gedanken sich geirrt und eine unrichtige Konstruktion, ähnlich einem *Hysteron proteron*, gemacht habe; vielmehr sind wir nach dem, was wir von ihm zu urtheilen Grund haben, aufs festeste überzeugt, dass es seine wahre Absicht, sein entschiedener Entschluss gewesen ist, so und nicht anders zu schreiben. Oder sollten etwa gar die — potenzirten — Streukügelchen, deren Atmosphäre er fast beständig ausgesetzt war, und der Tabaksdampf zugleich, den er so stark und anhaltend aus

seiner Pfeife entwickelte, auf ihn so heftig eingewirkt, ihn umnebelt und in den Zustand krankhaften Irrens versetzt haben, so dass er solche Einfälle aussprechen und behaupten konnte? Dies hat aber gewiss auch nicht Statt gefunden, da wir ja überzeugt sind, dass seine potenzirten Streukügelchen nichts Arzneiliches enthalten, was er uns sicherlich auch eingestehen würde, wenn er auf unsere Verschwiegenheit rechnen dürfte. Uebrigens sprechen wir ihm weder ein hohes Mass Charakterverleugnung noch die Fähigheiten und Eigenschaften ab, welche dazu gehörten, ein System zu bauen, welches dem herrschenden Zeitgeist und modernen Geschmack hinreichend entsprach, zumal da er auf dem Weg, den er, als er noch Arzt war, wandelte, eben keine ergiebige Ernte erbeutet hatte. Deshalb hauptsächlich mögen auch diejenigen, die Beruf dazu fühlen, d. i. die nöthige moralische Qualifikation oder vielmehr Depravation in sich tragen, dem Beispiel Hahnemann's, als ihres beglückenden Oberhaupts, der ihnen so reiche Gaben und so reichen Genuss brachte, gern folgen, um ihren eigenen Neigungen wie auch dem Willen des Volks gemäss zu handeln; sie mögen es zeitgemäss, leicht und höchst bequem finden, homöopathische Verdünnungen auszugeben und — allopathische — Gaben einzunehmen, da sie ja bei der Milchzuckerdispensirfreiheit oder, was dasselbige ist, bei der Milchzuckerkontrole, der sie unterworfen sind, nicht blos üble Nachwirkungen vermeiden und für sich selbst nichts riskiren, sondern nur profitiren.

Es ist bekannt, dass Hahnemann zu seinen unendlichen, nur der Zahl nach bestimmbaren Verdünnungen darum gestiegen ist, um üble Nachwirkungen zu vermeiden. Dies führt er wenigstens als Grund an. Er beobachtet oder bestimmt aber die Gränzen nicht, wo alle Wirkung aufhört und aufhören muss, und ebendeshalb ist sein Verdünnungsgeschäft, wie alles Andere, rein willkürlich. Wie die Wirkung eines Arzneikörpers ohne die Kraft, welche ihn durchdringt, gleichsam beseelt und sein Wesen bestimmt, füglich nicht gedacht werden kann, eben so steht Kraft mit Materie desselben in unzertrennlichem Zusammenhang, so dass sie gänzlich verloren geht, wenn ihre materiale Grundlage zerstoben, in ihre letzten Atome zertheilt

ist. Nicht selten jedoch hört man den Einwurf, ein Körper bleibe immer derselbe, wenn er auch noch so vielfach zertheilt werde, er lasse sich also nicht soweit vernichten, dass nicht ein Atom davon übrig sei; der Gedanke kann diesen Einwurf nicht so leicht entkräften, aber die Erfahrung macht ihn ungültig und sogar lächerlich. Uebrigens liegt hier eine ganz andere Frage vor, und namentlich die, ob auch die Wirkungsfähigkeit eines Arzneistoffes so gränzenlos weit sich hinaus erstrecke. Was nun diese Frage anlangt, so hat nicht blos hundert-, sondern tausendfältige Erfahrung entschieden, dass Wirkungen eines Arzneimittels je nach Quantität, in der es genommen, verschieden hervortreten, dass sie in eben der Progression zu- oder abnehmen, als die Gabe vergrössert oder verringert wird und dass ihr Höhepunkt ebenso als ihr niedrigster Grad genau begränzt ist. Wir wissen daher genau, welche Gabe nöthig ist, um eine bestimmte Wirkung davon zu erhalten, und kennen ebensogut die Umstände, unter denen eine Wirkung nie eintreten kann. Wäre dies Alles nicht wohl ausgemittelt, wie wäre sonst eine Bestimmung der Gabe und der Wirkungen, die dadurch entstehen, möglich? Wir würden stets und in jedem Falle Alles dem Zufall preisgeben müssen und nirgends würde sich ein Punkt finden, auf den Vernunft und Denken sich stützen könnte, ja die Natur würde sich selber verleugnen und uns nur zum Spielball hierher gestellt haben, wenn nicht Erscheinungen, die sie uns vorführt, in gesetzmässiger und stufenweiser Folge sich an einander reihten, bis die ganze Kette unbezwinglich fest geschlossen ist oder wenn sie proteusartig bald so bald anders und gesetzlos sich manifestirte. Aechte Forscher indessen, die nicht blos mit der Schale spielen, die in den Kern eindringen, kennen das Band, welches den einfachsten Vorgang mit dem Zusammengesetztesten verknüpft und Alles in gesetzmässiger Ordnung zusammenhält, und haben auch erkannt, dass Kraft und Materie sich gegenseitig bedingen und dass ebenso Wirkung mit Quantität in bestimmten Beziehungen steht. Starke Riechstoffe, z. B. Moschus, sind die einzigen, die in höchst feiner Zertheilung noch Eindrücke auf uns hervorbringen, ja nach Berechnungen einiger Physiologen und Naturforscher, z. B. eines Haller,

kann selbst ein Billiontel und sogar Trilliontel davon merkbar werden. Doch erstreckt sich dieser Eindruck intensiver Riechstoffe immer nur auf das Geruchsorgan. Anders verhält es sich dagegen bei nicht flüchtigen und solchen Körpern, die vorzugsweise unser Geschmacksorgan ansprechen. Hier werden wir bei einer so enormen Zertheilung nie Eindrücke davon gewahr, ja wohl kaum werden sie beim Hundertel noch empfunden. Uebrigens kann die letzte Zertheilung, wo Eindrücke noch statt finden, viele Wochen und Jahre hindurch gerieben oder in Auflösung geschüttelt werden, nach Süden oder Norden, nie wird man eine Steigerung der darin noch liegenden Kraft wahrnehmen. Bei noch weiter fortgesetzter Theilung geht der qualitativ-materiale Gehalt und mit ihm auch Wirkungsfähigkeit eines Arzneistoffes völlig zu Grunde. Denn angenommen, man verreibe ein Gran Arsenicum nach homöopathischer Weise zu einem Zehntausendtel und wiederhole dies so oft, dass wir diese Potenz in Summa zehntausendmal haben, und menge nun sämmtliche Verreibungen wieder zusammen; die ganze Masse dieses Gemenges müsste, wenn bei zehntausendfacher Zertheilung überhaupt ein Atom Arsenik immer zurückbliebe, ein Gran Arsenik enthalten, aber man nehme es auf einmal innerlich und alle die Wirkungen, die das Arsenicum so charakteristisch auszeichnen, werden unbezweifelt gewiss nicht eintreten, wir werden nichts anders vor uns haben als reinen Milchzucker und dessen gelinde Wirkung auf den Stuhlgang. Dies dient zum faktischen Beweis gegen die Ansichten, die man im Allgemeinen darüber hat und womit man die Meinung von der Wirksamkeit homöopathischer Gaben zu verfechten und zu erhärten sucht. Hiernach sieht man nun allenfalls ein, wie es um die Verdünnungen und Potenzirungen Hahnemann's steht, die er einzig und allein deshalb vorgeschlagen hat, um das Eintreten übler Nachwirkungen zu verhüten. Hahnemann, mit den wahren Wirkungen der Arzneien gar nicht bekannt, versteht indessen unter Nachwirkung etwas ganz andres, als wir; offenbar nimmt er dieselbe, wie aus allen seinen Behauptungen, sowie besonders aus dem Umstande, dass er Alles, was bei Krankheiten nach unzweckmässigen Arzneien sich zugetragen hatte, und selbst viele zur Na-

tur mancher Krankheiten gehörenden Veränderungen in seine sogenannte reine *Materia medica* aufgenommen hat, genugsam einleuchtet, für die Nachwehen oder schlimmen Folgen schlechter Behandlung. Was wir unter Nachwirkung oder sekundärer Wirkung verstehen, ist etwas ganz andres, eine eben so unvermeidliche, als auch meist heilsame Erscheinung; sie ist da, wo wir Wirkungen hervorzubringen suchen, gleich nothwendig und wohlthätig, als der Stuhlgang bei Menschen, der gleichfalls als eine Nachwirkung der Verdauung anzusehen ist. Nicht selten beabsichtigen wir daher sie in stärkerm Grade herbeizuführen. Hahnemann aber würde nicht wenig in Verlegenheit gerathen sein, wenn die Natur ihm die Hinterthüre vor der Nase verschlossen hätte. — Wie jedoch der Altvater der Homöopathie überall aus Verlegenheiten sich zu ziehen gewusst hat, ebenso auch hier, wo er eines moralischen Mittels bedurfte, allen Verdacht der Wirkungslosigkeit oder Nullität seiner Mittel vom Kranken fern zu halten. Daher wirken nach seinem Vorgeben alle seine — Arzneien — sanft und fast unmerklich und heilen deshalb um so sicherer und dauerhafter. Der unbefangene Kranke empfindet allerdings nichts dabei, wird aber auch nicht gesund, wenn nicht Diät und Naturkraft ihm aufhelfen.

Ein interessantes Kapitel ist das von den reinen Arzneiwirkungen. Hahnemann rühmt sich, das Gebiet der *Materia medica* wahrhaft begründet, erleuchtet und erweitert zu haben. Alle Wirkungen, die man von Arzneimitteln bei Kranken beobachtet hat, sind nach des Homöopathikers Wahn unrein und mehr oder weniger nutzlos. Die Sache ist von einer Seite aufgefasst, die auf die Homöopathie einen Lichtschein von Genauigkeit und Wahrheit fallen lässt. Es würde von Parteilichkeit und Anmassung zeugen, wenn wir uns der Ansicht Hahnemann's, dass nämlich vielfach gemischte Arzneien zur Untersuchung der Kräfte einzelner Arzneistoffe nicht geeignet seien und dass diese Prüfungsart zu unzuverlässigen Resultaten führe, nicht anschliessen wollten. Doch ist diese Ansicht um Vieles älter, als Hahnemann. Schon vor ihm haben achtungswerthe Männer so und nicht anders darüber gedacht. Es ist dem gemeinen Menschenverstand einleuchtend,

dass ein zur Prüfung bestimmtes Arzneimittel allein und unvermischt und unter verschiedenen Umständen angewandt werden muss, wenn es sich um genaue Kenntniss seiner Kräfte handelt. Die Hauptfrage hierbei besteht jedoch darin, ob uns an gründlicher Erforschung seines Gesammtcharakters, d. i. seiner pharmakodynamischen und medikamentösen Eigenschaften gleich viel gelegen ist. Prüfung der Arzneimittel in diesen beiderlei Beziehungen ist unerlässlich nothwendig, um Ort und Zeit ihrer Anwendung genau zu kennen. Nicht so ist es beim Homöopathiker; er ist zufrieden, wenn er den etwaigen pharmakodynamischen Werth eines Arzneimittels kennt, d. i. die Art und Weise, wie dasselbe den gesunden Menschen krank macht, dass ein Gift giftig wirkt; vom medikamentösen Charakter braucht er keine Kenntniss zu haben, weil er als solcher zur Behandlung eines Kranken keine Arzneien nöthig findet. Hieraus wird erklärlich, warum die in Krankheiten beobachteten Wirkungen von Arzneimitteln dem Homöopathiker nutz- und zwecklos erscheinen. Um deswillen befinden sich auch diejenigen Aerzte, nach deren Ansicht Arzneiprüfungen an Gesunden eine vollständige Erkenntniss sicherten, in gewaltigem Irrthum, in einem Irrthum, den Homöopathiker als Erfahrungssatz anerkennen, eben weil sie von Arzneikräften weder etwas wissen noch zu verstehen brauchen. Der Homöopathiker braucht also keine Arzneien, weil er sie nicht anzuwenden weiss und daher auch nicht heilen kann; und das Studium der Pharmakodynamik treibt er nur darum, um zu lernen, was giftig ist, und die Leute in dem Glauben, er sei mit Ausübung der Heilkunde beschäftigt, zu bestärken und zu erhalten.

Der Gewissenslose kennt den Zweck, für den sein Geschäft, die Homöopathie, geschaffen ist, sehr wohl und eben diese Kenntniss macht ihn zu einem gefürchteten Mann. Das Schlimmste dabei ist der Umstand, dass er in Unwissenden immer seine Nachahmer und Nachzügler findet, und zwar solche, denen die Sache Ernst ist. Eine nähere Untersuchung der Quellen, aus denen Homöopathiker ihre sogenannte *Materia medica* entnehmen, dürfte unsere Aussprüche vollkommen rechtfertigen. Nur Wenige üben das Geschäft einer Arzneiprüfung mit der Genauigkeit und Gewissenhaftigkeit aus, welche ihnen

der schlaue Hahnemann vorgeschrieben hat; die Meisten treiben damit eine wahre Spielerei. Sie geben einigen Personen, die bereits homöopathisch bearbeitet sind, die zur Prüfung ausgewählte Arznei in wiederholten Gaben einige Tage und selbst Monate lang und lassen die während dieser Zeit etwa vorkommenden Beschwerden und Empfindungen, alle Launen und Grillen pünktlich niederschreiben; sie selbst ergänzen das, was jene unausgefüllt lassen, theils aus Büchern, theils mit ihren eigenen Gedanken, wie sie ihnen eben einfallen oder passend scheinen. Hier finden sich alsdann nicht blos alle von den ältesten und neuesten Aerzten gemachten Beobachtungen wieder, sondern selbst alle, mindestens die wesentlichsten Erscheinungen von Krankheiten, wogegen der Gebrauch des angeblich geprüften Mittels einmal, wenn auch ohne allen Erfolg, versucht oder als Panakee von einer alten Frau gepriesen worden, werden nach dem Beispiele Hahnemann's als reine Arzneiwirkungen, als positive Kräfte, hinzugesetzt. Ein Mittel, welches gegen Wassersucht, Gicht und dergl. besondern Ruf erlangt hat, enthält daher in der Tabelle seiner Wirkungen sicherlich allemal auch die Namen jener Krankheiten und alle Symptome, die mit ihnen vorzukommen pflegen. Dem aufmerksamen Leser kann dies nicht entgehen, dass die homöopathischen Arzneiprüfungen gewöhnlich schon fertig waren, ehe sie angestellt wurden, und dass sie durchgehends nur die Beobachtungen ächter Aerzte und sogenannter Allöopathiker zur Grundlage haben. Ebenso bemerkenswerth ist, dass ein Mittel seine Wirksamkeit gewöhnlich zuerst gegen solche Krankheiten bewährt zeigt, die von Aerzten damit öfters geheilt worden sind; und daher findet man denn die Namen solcher Krankheiten fast in allen spätern homöopathischen Büchern über diesen Gegenstand mit durchschossenen oder lateinischen Lettern gedruckt. Auch dürfen wir hierbei nicht unerwähnt lassen, dass der Homöopathiker zu seinen Zwecken am liebsten solche Mittel wählt, die früher in einem gewissen Rufe von Heiligkeit standen oder durch ihre physischen Eigenschaften, durch Einfachheit oder Seltsamkeit ihrer Struktur u. dergl. sich auszeichnen oder sonst etwas Auffallendes darbieten. Hierher gehört z. B. das Hexenmehl (*Lycopodium clavatum L.*), dessen bekanntlich Heb-

ammen sich als Streupulver gegen Wundsein der Kinder bedienen und das nach Hahnemann u. A. mehr nicht als über tausend Symptome im gesunden menschlichen Körper hervorbringt; so auch der Bovist u. dergl. m. Dieses sind also die Quellen der — reinen — Arzneiwirkungen der homöopathischen Materia medica, und aus denselbigen Quellen schöpfte ich die Symptome, welche von mir in den früher gedachten praktischen Erfahrungen von Ludw. Heyne und in den Hofbauerschen Schriften mitgetheilt worden sind, Schriften, die keine andere Bestimmung hatten, als die, die Homöopathie in ihrer Blösse und Nichtigkeit zu zeigen und das Wesen der Homöopathiker zu entlarven! Wie weit dies mir gelungen sei, möge dem Urtheil unbefangener und berufener Richter überlassen bleiben.

Um Widersprüchen zu entgehen, ist man in neuerer Zeit auf andere Wege bedacht gewesen, die Kräfte arzneilicher Stoffe zu erforschen. Nämlich durch Zeit und Umstände veranlasst, stellt der Homöopathiker jetzt oft auch Versuche mit Verdünnungen an, deren Maximum das Dezilliontel ist. Sie geschehen übrigens ganz in der von Hahnemann vorgeschriebenen Weise. Die so zu erlangenden Resultate geben allerdings eine eben so gute, vielleicht bessere Ausbeute und die homöopathischen Geister mögen sich daran weiden. Diese Art zu prüfen, wenn auch nicht zur allgemeinen Aufnahme gelangt, hat dennoch ihre besondern Vortheile, sofern der Homöopathiker hierzu, wie er sich ausdrückt, auch Kranke benutzen kann. Es ist in der That wundersam, Erstaunen erregend, welche Genialität Einige in dieser Hinsicht an den Tag legen! Ein seinen Kräften nach homöopathisch ungekanntes und allopathisch öfters vortheilhaft angewandtes Mittel, Kranken versuchsweise eingegeben, hat nicht allein in der Regel die bedeutungsvollsten Symptome hervorgerufen, sondern oft sogar Nachlass der Krankheit, in homöopathischer Deutung Heilung zur Folge gehabt. Gewiss wenig Aerzte haben hierin einen solchen Treffer, wie er sich bei Homöopathikern gewöhnlich vorfindet. Die Heilung einer Krankheit, die ihren gewöhnlichen Mitteln nicht weichen will, ist ihnen dennoch nur ein Kinderspiel; sie haben dann nichts weiter zu thun als zu sinnen und zu denken, wel-

ches andere Mittel etwa — heilsam — werden könnte, und haben sie nur einmal das etwaige Heilmittel ausgedacht, so fehlt es nur noch an der Anwendung und die Heilung ist — gewiss —. Wie die Homöopathiker hier oft von den Regeln ihres Spiels abweichen, so sind sie haltlos in vielen andern Dingen zurückgetreten, und die von Andern schon so oft vorgebrachten und gerügten Mährchen nochmals aufzutischen, liegt ausser unserm Plane.

Mit der Kenntniss der auf angedeutete Weise erfundenen und ersonnenen reinen Arzneiwirkungen, mit dieser Waffe ausgerüstet tritt der Homöopathiker ans Krankenbett. Er vernimmt den Kranken wie einen Delinquenten, der zum Geständniss geführt wird; dieser soll beichten und die Geschichte seines ganzen Lebens vom ersten Athemzuge an bis auf den gegenwärtigen Augenblick seiner Krankheit erzählen, und zwar nach Hahnemann's Verordnung ungestört und mit Ruhe, damit er vom Inquisitor oder Beichtvater ja nicht auf Dinge geleitet werde, die in der Wirklichkeit nicht gegeben sind. Alle Empfindungen vom Kopfe bis zu den äussersten Spitzen der Fusszehen, ob Jucken, Brennen, Beissen, Prickeln oder Stücheln oder Stechen zugegen sei, ob das Jucken zum Kratzen nöthige oder nicht, ob es Früh, Abends oder Nachts, beim Gehen, Stehen oder Liegen, ob nach Kratzen Brennen oder sonst Etwas entstehe u. dergl., alle Launen, Grillen und Phantasiespiele müssen dabei umständlich angegeben werden. Nach beendigter Erzählung des Kranken beginnt der Homöopathiker ihn auszufragen, sucht Vergessenes nachzuholen und beschliesst endlich seine Untersuchung damit, dass er nach üblicher Heraushebung der Symptome, die ihm gerade am wesentlichsten zu sein scheinen, aber unbekümmert um Verbindung derselben mit ihren Ursachen, in seinem Symptomenregister ein möglichst genau angemessenes Mittel aufsucht und alsdann einige Streukügelchen aus seiner Apotheke, die er gewöhnlich in der Tasche bei sich führt, zum Einnehmen verabreicht. Also ungeachtet seines umständlichen, den Kranken ermüdenden Hin- und Herfragens lässt er alle Ursachen der Krankheit und den Zusammenhang dieser mit jenen völlig unberücksichtigt, die Krätze, Syphilis und Feigwarzenkrankheit ausgenommen. Eben-

so betrachtet er die Krankheit nicht an sich als Totalität, nur das nackte Symptom ist ihm das Element seiner Kombination. Die Unterscheidung subjektiver Symptome von objektiven kümmert ihn nicht, zumal da er auf erstere, die doch gar nichts Zuverlässiges in sich schliessen, meist grössern Werth legt und oft sogar sie allein berücksichtigt. Die Krankheiten selbst kennt er daher überhaupt gar nicht, und diese Kenntniss ist ihm auch gleichgültig und nutzlos, weil nur die Symptome als Individualitäten das Objekt seines Suchens ausmachen und er in Ergreifung derselben eine Untersuchung des innern Krankheitsprozesses gänzlich verabsäumt und sofort zum Aufsuchen des Mittels, welches zufolge angestellter Arzneiprüfung ähnliche Symptome hervorbringt, schreitet. Man wird einsichtlich finden, dass es Hahnemann bei Gründung seines Monuments in der Geschichte nicht um wirkliche Erkenntniss, sondern lediglich darum zu thun war, das Volk zu gewinnen und als Organ seines Ehrgeizes und seiner Habsucht zu gebrauchen. Das umständliche Anhören und Ausfragen, wie es der — gewissenhafte — Hahnemann ausdrücklich vorschreibt, giebt der Sache in den Augen ungebildeter und dummer Nichtärzte einen Schein von Genauigkeit und Gründlichkeit, und dies ist somit ein sehr wichtiges Mittel zu beabsichtigter Täuschung. Andern Kranken, die in solche Hände noch nicht gefallen sind, ist diese Inquisitionsmethode etwas Unerhörtes und Peinigendes aber hier sagt die Kunstsprache: sie müssen homöopathisch bearbeitet werden. Bei homöopathisch bearbeiteten Kranken nimmt man es später nicht mehr so genau, es sei denn, dass ihr Haus- und Kunstarzt ein Ignorant ist. Die Ignoranten gehen im Ausfragen immer am umständlichsten zu Werke; die Gewissenslosen sind zurückhaltender und am wortkargsten, mit einigen wenigen Klagen leicht zufrieden zu stellen und geben dann ihre Kügelchen sammt anderweiten Verhaltungsregeln, wenn nicht etwa erst eine homöopathische Bearbeitung das Weitere einzuleiten hat. Wie daher der Gewissenslose in den Augen des obskuren Homöopathikers sich der Nachlässigkeit schuldig macht, so verfällt der Ignorant wiederum in den Fehler, dass er nach beendigtem Krankenexamen aus der langen Reihe der Symptome gewöhnlich nur solche als die

wesentlichsten heraushebt, die zur Krankheit selbst entweder in gar keinem oder nur entferntem Bezuge stehen.

Nach Verabreichung der Symptomenkügelchen wird das Anhören und Ausfragen täglich, des Tages wohl auch zweimal, oder je nach Umständen in längern Pausen mit mehr oder weniger Umständlichkeit wiederholt, bis denn der Kranke entweder gestorben oder durch Hülfe seines eigenen Körpers wiedergenesen ist. Während der Krankheit ereignet sich sehr oft, dass sogenannte homöopathische Verschlimmerungen, d. i. übermässig starke Wirkungen der dargereichten Kügelchen gesehen werden, die dann nicht blos zum Aussetzen der homöopathischen Arznei, sondern durch ihre oft zu hohe Intensität oft sogar zu Anwendung der — Gegenmittel oder Antidota — nöthigen. Diese homöopathischen Verschlimmerungen sind aber durchaus nichts andres als entweder die regelmässigen typischen Veränderungen der vorhandenen Krankheit, die Exazerbationen und Paroxysmen, oder die Folgen zufälliger äussern Einflüsse, denen Kranke oft, ohne dass sie es wissen, ausgesetzt sind, wie sie z. B. von einem leichten Luftzug, von zu reichlicher Mahlzeit, starker Körperbewegung oder Geistesanstrengung, von anhaltend in sich selbst gekehrter Reflexion, von Affekten und unzähligen andern Momenten zu entstehen pflegen. So auch die beengenden Pressungen, die bei starker elektrischer Spannung der atmosphärischen Luft belästigen und an die sich oft so viele andere Beschwerden anknüpfen, die Verstimmungen des Gemüthes bei wechselnder Witterung und besonders bei trübem, düsterem Himmel, alle diese rein zufälligen Einwirkungen, die auch bei gesunden Menschen ihren Einfluss oft ausüben, erklärt man für Wirkungen der dargereichten Streukügelchen, was jedoch Laien, wenn Aerzte so zu ihnen sprechen, um so wahrscheinlicher ist, je weniger sie sich von dem, was auf sie wirklich influirt, Rechenschaft zu geben im Stande sind.

Nach des Homöopathikers Ansicht sind darum die Symptome, welche er gerade für wesentlich oder wichtig hält, das bei jeder Krankheit einzig Aufzufassende und enthalten als solche die Bestimmungsgründe zur Wahl dieses oder jenes Mittels. Seine Methode, Kranke zu behandeln, ist sonach sehr

einfach und bequem, formulirt, einem Handwerk gleich und in Leichtigkeit der Anwendung und an Ertrag unübertreffbar; denn er kämpft nicht gegen die Krankheit selbst, sondern gegen das isolirte Symptom, gleichwie Wieland's Abderite seinen Prozess nicht gegen den Esel, sondern gegen des Esels Schatten führte. Ungeachtet dieser Einfalt ist der Homöopathiker oder vielmehr der Erfinder der Homöopathie doch so schlau gewesen, die Hinterthüre für alle Fälle sich offen zu erhalten; es fehlte ihm nirgends an Rath und Ausflüchten noch an Auskunftsmitteln, um sein Falsum als Factum gegen die öffentliche Meinung zu verbergen und zu wahren, selbst auf die Gefahr hin, die Wahrheit seiner Lehre und Aussprüche beeiden zu müssen. Da indess homöopathische Mittel weder unbedingte noch bedingte Wirkung hervorrufen, mithin absolut wirkungslos sind, was auch der Altvater der Homöopathie gemerkt zu haben scheint; so bedurfte es eines Auswegs, damit dies wenigstens der Wahrnehmung kranker Personen nicht so leicht zugehe, sondern möglichst verborgen oder mindestens zweideutig bleibe. Dieser Ausweg besteht hauptsächlich darin, dass er allen seinen Mitteln eine Wirkung von mehr oder weniger bestimmter Dauer zuschrieb. Die Wirkung derselben soll nämlich bald nur einige Stunden, bald viele, vier, acht Wochen und darüber andauern. Bei sorgfältigerer Betrachtung der Sache aber ergiebt sich aufs Bestimmteste, dass auch hier Willkür und betrügerische Absichten zu Grunde liegen. Bei akuten Krankheiten ist nämlich die Wirkungsdauer immer nur auf wenige Stunden, bei chronischen dagegen auf ungleich längere Zeit angesetzt; ebenso sollen mehre Mittel bei letztern eine sehr lange dauernde Wirkung haben, bei erstern aber nur auf sehr kurze Zeit wirken, d. i. ihre Wirkung sehr schnell vollziehen. Diese sinnreiche Einrichtung ist namentlich darum so getroffen, um bei akuten Krankheiten, wo alle Zufälle weit heftiger und stürmischer als bei chronischen hervortreten und bei hoher Intensität derselben die Gefahr unaufhaltsam sich steigert, Zeit zu gewinnen und dem Kranken Furcht und Mistrauen gegen die Sache zu benehmen und ihn wiederum auf kurze Zeit zu beruhigen. Der Behelf, dass die Heftigkeit der Krankheit dem Mittel widerstehe und dieses daher alle zwei,

drei, vier Stunden wiederholt oder ein ganz andres substituirt werden müsse, ist oft ausreichend die Hoffnung des Kranken zu erneuen oder zu erhöhen und sein Vertrauen zu bestärken, und wirkt dabei noch besonderes Zureden, Trostzusprache und die Meinung auf ihn ein, dass er wirklich Arznei bekomme, so wird er allerdings leicht beruhigt, aber oft auch auf ewig; die Enttäuschung kommt zu spät. Kann dies anders heissen als ein Spiel mit Menschenleben treiben oder ein Verbrechen nach dem andern an der Menschheit begehen? Die Vorspiegelungen und Aushülfen, deren sich Homöopathiker zur Bemäntelung ihres gewissenlosen Unfugs bedienen, sind hinlänglich bekannt und verdienen kein Gehör, weil sie allen Grundsätzen der Moralität und Vernunft entgegen sind. Das häufige Repetiren der Streukügelchen ist bei chronischen Krankheiten freilich nicht nöthig, denn diese laufen nicht gleich tödtlich ab und tragen oft auch bei aller Gefahr selbst nicht den Schein von Bedenklichkeit an sich, und aus diesem Grunde ist hier die Wirkungsdauer vorgeblicher Arzneien auf viele Wochen und selbst Monate hinausgeschoben. Diese arglistige Art zu täuschen ist von denjenigen, welche wirkliche Arzneimittel geprüft zu haben vorgeben, meist treffend nachgeahmt. Fast Niemand hat dies besser gekonnt als Trinks und der selige Hartlaub.

Es ist sehr natürlich, dass man in einer Sache, die an sich nichtig ist und eine reine Kombination von Fiktionen darstellt, die Hinterthüre sich stets offen zu erhalten sucht und auch auf die nöthigsten Vertheidigungsmittel und Vorwände zur Entschuldigung Bedacht nimmt. Deshalb kommt der Homöopathiker nicht leicht in so grosse Verlegenheit, dass er sich nicht schnell daraus zu ziehen wüsste, und selbst in Fällen, wo Kranke von der Wirkungslosigkeit homöopathischer Mittel sich überzeugt haben oder mindestens sie muthmassen, stehen ihm immer noch viele Aushülfen und Mittel zur Ueberredung und Täuschung zu Gebote. Kommt ein Kranker zu der Einsicht oder Vermuthung, dass Homöopathie ihm nicht helfen könne; so sucht sich der Homöopathiker damit zu helfen, dass er vorgiebt, das Mittel habe noch nicht ausgewirkt, d. i. seine Wirkung noch nicht vollendet, oder es sei unpassend, der Krankheit nicht angemessen, nicht richtig gewählt gewesen

u. dgl. m. Immittelst wird Zeit gewonnen, und die endlichen guten Folgen völlig veränderter Lebensordnung, die dadurch entstehenden Umstimmungen organischer Thätigkeiten, im Verein mit den Prästigien und bestechenden Prahlereien homöopathischer Kunstgenossen sind nicht selten hinreichend, dem Kranken Einsicht und Verdacht zu benehmen und ihn zu der falschen Ueberzeugung zu leiten, dass die günstige Umänderung seines Zustandes von den eingenommenen Streukügelchen herrühre. Eine andere Ausflucht findet der in Verdacht gekommene Homöopathiker darin, dass er das ohne Wirkung gebliebene Mittel für zu hoch und wohl noch öfter für zu niedrig potenzirt ausgiebt, dass es daher in einer niedrigern oder höhern Verdünnung gegeben werden müsse, um das, was er Wirkung nennt, hervorzubringen. Es ist in der That weit schwieriger zu verkennen als einzusehen, dass eine plötzlich und bedeutend veränderte Diät, das Entziehen gewohnter Speisen und Getränke und der Genuss ungewohnter Nahrung mit Abstellung oder Einführung vieler andern Gewohnheiten, kürzere oder längere Zeit fortgesetzt, gewisse Veränderungen im Befinden sowohl eines gesunden als kranken Menschen nothwendig herbeiführt und dass dabei selbst Krankheiten ohne alle Arznei verschwinden können und oft wirklich verschwinden, die aber oft auch wiederkehren, sobald die strenge Diät ausgesetzt wird und die frühere Lebensweise wieder eintritt. Ebenso fehlt es nie an andern äussern Momenten, die auf Krankheitszustände günstig einwirken und zeitweise Besserung derselben bedingen. Mässige und tägliche Körperbewegungen, das Athmen frischer und reiner Luft, der Umgang mit Personen, die geliebt und gern gesehen sind, heiterer Himmel, Ortsveränderung und unzählige andere Umstände sind in ihrem äusserst wohlthätigen Einfluss überhaupt hinlänglich bekannt und für den Arzt wichtige, ja oft unentbehrliche Hülfen zur Unterstützung und Vollziehung seiner Heilungen. Manchmal reicht selbst ein fester, eiserner Wille aus, eine Krankheit zu überwinden.

Wenn es nun auch ausgemacht ist, dass Krankheiten unter vortheilhaft gestalteten Verhältnissen oft ohne alle arzneilichen Eingriffe und mithin auch unter homöopathischer Behandlung vollständig vorübergehen können; so dürfen wir dabei doch

nicht unerwähnt lassen, dass, kommt der Homöopathiker wirklich zu diesem Zweck, dies immer nur sehr spät, mindestens doch viel später geschieht, als bei entsprechender Kunsthülfe. Was ein guter Arzt in acht Tagen sicher leistet, das vermag ein Homöopathiker nur auf unzuverlässige Weise kaum in drei bis vier Wochen auszurichten, wie sich unsrer frühern Darlegung zufolge leicht begreifen lässt. Das hier approximativ angenommene Verhältniss ist für den Homöopathiker immer noch ein sehr günstiges, da gar nicht selten Fälle vorkommen, die der Erfahrung gemäss leicht und schnell Hülfe zulassen, zu deren Beseitigung oder Erleichterung aber auf homöopathischem Wege mindestens ein halbes und selbst ganzes Jahr erforderlich ist. Akute Krankheiten, z. B. Masern, Rötheln, Scharlach, gastrische, katarrhalische, rheumatische und andere Fieber verlaufen in den leichtern Fällen nach Entfernung und Abwendung aller Schädlichkeiten ohne Arznei günstig und enden unter Krisen in Genesung. Sieht man indessen hierbei auf die Fälle, wo Kranke bei aktivem und zweckmässigem Einschreiten bestimmt geheilt werden können, unter homöopathischer Behandlung dagegen nothwendig zu Grunde gehen; so ergiebt sich daraus eine so auffallende Differenz, dass ein Familienvater, der die Sache von dieser ihrer wahren Seite kennt, es für unverzeihlichen Leichtsinn, ja sogar für ein Verbrechen halten muss, wenn er sich und die Seinigen den Händen solcher überlässt, die sein Vertrauen durch geflissentliche oder unwissentliche Verabsäumung aktiver Hülfe nicht blos verscherzen, sondern ganz mit Füssen treten.

Die geneigten Leser, welche unsere Darlegung des Unwesens der Homöopathie und ihres Unvermögens genau geprüft und uns nicht missverstanden haben, werden einstimmig gern zugestehen, dass in der That eine seltne Bereitwilligkeit und Aufopferung dazu gehört, in Fällen der Noth einer so heillosen, durchgehends auf Täuschung wohl berechneten Methode sich anzuvertrauen und das Leben als unersetzliches Gut dem Spiel des Schicksals, blos blindem Zufall zu überlassen. Als Heilsystem ist die Homöopathie in der Wissenschaft eine Irrlehre, in praktischer Anwendung ein Unding. Das Verschwinden einer Krankheit durch eine oft Jahre lang fortge-

setzte strenge Diät ist keine Kunstheilung, sondern eine spontane oder Naturheilung; soweit diese ihre Gränzen ausdehnt, so weit geht die Kunst der Homöopathie, aber auch nicht um eine Linie weiter. Das Vertrauen eines akuten Kranken zur Homöopathie ist darum nichts andres als freiwillige Verzichtleistung auf sein Leben; die Geduld eines chronischen Kranken, der durch sie gesund werden will, blos eine Langweile, die er sich durch homöopathische Streukügelchen zu vertreiben sucht. Doch auch um diese Langweile so erträglich als nur möglich zu machen, hat der Erfinder der Homöopathie durch die köstliche Gabe seiner chronischen Krankheiten väterlich gesorgt. Er setzte deshalb mit gleicher Willkür und Anmassung, wie sein Prinzip, die Krätze, Syphilis und Feigwarzenkrankheit als Grundursachen aller chronischen und derjenigen akuten Krankheiten, die, wenn sie nicht verschwinden, chronisch werden; furchtbare, entsetzliche Gifte, die fast seit Anbeginn der Welt im Menschen heimlich fortwuchern und auf seinen Organismus zerstörend und ertödtend wirken! Diese vielköpfige Hyder, die nach Hahnemann's Weissagung mehr nicht als fast das ganze Menschengeschlecht umschlungen und vergiftet hat, bedarf natürlilh zu ihrer vollkommenen Ausrottung eine sehr lange, im voraus gar nicht bestimmbare Zeit. Welcher glückliche Ausweg, welcher erhebende Trost, welche Aufmunterung und welche erfreulichen Aussichten in die Zukunft für die Menschheit überhaupt und für Kranke insbesondere die Schlange endlich von sich zu schleudern, welche bisher an ihrem Herzen stach!

Vierter Abschnitt.

Wir kommen endlich zu den Mitteln, welche dazu dienen, nicht nur jeder etwa möglichen neuen Irrlehre überhaupt, sondern auch der weitern Ausbreitung und längern Dauer der Homöopathie insbesondere einen Damm entgegenzusetzen. Alles, was man bisher gegen die Homöopathie gethan hat, besteht meist nur in theoretischen Nachweisungen der Irrthümer und Unwahrheiten, welche zusammen ihr ganzes Fundament ausmachen, in Räsonnements oder blossen Ausfällen auf einzele aufgegriffene Punkte. Auch gehören hierher die wohlgemeinten Vorschläge und Winke zu Vermittelung einer Einigung zwischen Homöopathikern und Allöopathikern. Alle diese Wege führen aber leicht begreiflicher Massen zu keinem entscheidenden Resultat. Das einzige energische, diesen Zweck sichernde Mittel, die Nichtigkeit der Homöopathie als Heilsystemes nicht blos schwankenden Aerzten, sondern auch Nichtärzten auf die überzeugendste Weise darzuthun, wäre früher die Niedersetzung einer Kommission gewesen, an deren Spitze Hahnemann oder ein andrer qualifizirter Homöopathiker die Realität seiner Kunst oder Unkunst durch Prüfung in einer öffentlichen Anstalt hätte vor Augen legen sollen. Aus den dabei gewonnenen Factis würde sich bald unwiderleglich ergeben haben, dass von der Homöopathie nichts andres zu halten ist, als wir davon zu halten berechtigt sind, und auch dem inkompetenten nichtärztlichen Publikum, das so oft mitschreit, ohne zu wissen, wovon die Rede ist, würde vielleicht durch Demaskirung derselben und Enthüllung

ihres wahren Wesens ein Licht aufgesteckt worden sein. Und der Staat hätte alsdann um so mehr Recht gehabt, geeignete Schritte gegen Ausübung derselben zu thun. — Was andrerseits die friedliche Gesinnung hinsichtlich einer zu vermittelnden Einigung der Homöopathie und Allöopathie betrifft, so liesse sich auf diesem Wege schlechthin gar nichts bezwecken, da beide, diese als Auswuchs des Unverstandes, jene als Machwerk der Willkür und Phantasie, als zwei Extreme feindlich zusammenstossen, zwischen denen ein eigentlicher Indifferenzpunkt weder ermittelt noch gedacht werden kann. Wir wissen also allerdings keinen Ausweg zur Vermittelung ausfindig zu machen, und gesetzt auch, es gäbe einen solchen, was würde er nützen, wenn weder der eine noch der andere Theil Räson annimmt und das Handeln beider durch Supposita und Maximen geleitet wird, die einander direkt entgegengesetzt sind und mit den einfachsten Naturgesetzen wie mit der Vernunft in vollstem Widerspruch stehen, ja in mehrerlei Hinsichten sogar von einer fehlerhaften Richtung der Moralität ausgehen. Welche unendlich verschiedenen Momente bestimmen namentlich den Homöopathiker sich als solchen zu zeigen, wie er wirklich ist, welche geheimen Triebfedern liegen seinen Handlungen oft zu Grunde sowohl in intellektualer als in moralischer Beziehung! Soviel betrachten wir sonach als ausgemacht, dass alle bisher gemachten Versuche, solche Faktionen, denn anders können wir sie nicht nennen, in ihrem Entstehen und Fortschreiten zu unterdrücken und den heillosen Fehden unter ihnen und Aerzten Schranken zu setzen, ohne allen Erfolg bleiben und bleiben müssen, wenn man nicht die Quellen selbst, die jenes Auseinandergehen der Aerzte in Ansichten und Absichten, ihre Misshälligkeiten und Spaltungen hervorbringen und unterhalten, zu vernichten bemüht ist. Bisher beachtete man hierin blos die Phänomene, aber nicht die Ursachen derselben, man verfuhr also ebenfalls ächt homöopathisch.

Das Entstehen neuer Systeme ist in einer Wissenschaft, die auf mittelbarer, aus Naturbeobachtung hergeleiteter Erkenntniss beruht und in ihren Prinzipien und Regeln so leicht von einer falschen Seite aufgefasst und ausgelegt werden kann, eine nothwendige, unabweisbare, beinahe alltägliche Erscheinung.

Es liegt nicht an der Realität ihres Wesens, wenn so verschiedene und völlig widersprechende Ansichten und Meinungen aufgestellt werden, sondern an der Manchfaltigkeit der Seiten, die sie in ihrem Aeussern der Betrachtung darbietet, und zugleich an der Individualität des betrachtenden Subjekts. Darum indessen lassen sich die Wahrheiten, die ihr als Grundpfeiler dienen, ihre Prinzipien und deren naturgesetzliche Zusammenstellung weder erschüttern noch umstossen, durch die Erfahrung aller Zeiten bestätigt ruhen sie auf einem ewig festen Grunde, wie die Naturgesetze selbst, die in inniger und geheimnissvoller Verknüpfung durch alle Bande des Lebens durchgreifen.

Es kann uns daher nicht befremdend erscheinen, wenn wir bei einem Rückblick auf die nächste und früheste Vergangenheit so mancherlei Systemen und Umgestaltungen der Medizin begegnen, wenn wir schon vom ersten Beginn ihrer wissenschaftlichen Gestaltung an einen so grossen und fortdauernden Wechsel in Ansichten und Meinungen vernehmen und beständig Trennungen in ärztlichen Schulen bemerken. Die Ursache davon lag in nichts andrem als in mangelhaften Begriffen der Zeit und in einseitiger Auffassung der Relationen, die uns zahllos bei jeder Betrachtung entgegentreten und wodurch so manche sterile und hohle Theorie geboren worden, der man, durch ihre äussere Form verblendet, innern Gehalt und praktischen Werth beilegte, die aber ebendeshalb im Geiste ächter Erfahrung nimmer eine Stütze finden konnte und wieder untergehen musste. Jedes historische Ereigniss, so wichtig und folgenreich es auch sein mag, ist nur in und durch die Zeit gegeben, entweder als Lichtseite oder als Schattenseite derselben erscheinend, und Vieles von dem, was menschlicher Geist in der Medizin oft so sinnreich und scharfsinnig zu Tage förderte, hat sie bereits wieder verschlungen und in den Strom der Vergessenheit mit fortgerissen. Der mit der Geschichte vertraute Arzt kennt die manchfachen Wechselfälle seiner Wissenschaft, die Quellen derselben und die dadurch veranlassten verschiedenen Bearbeitungsweisen oder Systeme nur zu gut, als dass er sie gegenwärtig für etwas Höheres als für blosse historische Erscheinungen halten sollte, für thatsächliche Vorkommenheiten, die verschollen, der Zeit verfallen sind. Denn

überall hat die Wahrheit doch endlich gesiegt, auch in der Arzneiwissenschaft, deren Grundstein oft auf so lange Zeit, von unbrauchbarem Schutt überdeckt und in Finsterniss gehüllt, der nähern Anschauung und Bearbeitung entzogen blieb, bis Nachdenken oder Zufall, Prüfung und durchdringende Blicke oder eine glückliche Entdeckung ihn wieder ans Licht brachten und den Eifer, darauf weiter fortzubauen, von Neuem erweckten und beseelten. Alle Systeme, die von einseitig supponirten Prinzipien oder imaginären Grundlagen ausgegangen waren oder nicht ihrem Wesen und innern Gehalt, sondern bloss ihrer äussern Form nach etwas Neues, ohne nützlich zu sein, darboten, blieben ihrem Schicksal überlassen, bis sie endlich wieder von selbst auseinanderfielen und unter ihren eigenen Trümmern begraben wurden. Ist nun durch dieses fortgehende Streben nach Systematik kein wesentlicher Vortheil für den praktischen Theil der Medizin errungen worden; so müssen wir doch aufrichtig bekennen, dass mindestens ein Streben nach Wahrheit und höherer Vervollkommnung dabei unverkennbar zu Grunde lag, wenn man sich auch unwissentlich von jenem Ziel oft weiter entfernt hatte, anstatt ihm näher zu rücken. Nur der mittelbare Nutzen ist daraus hervorgegangen, dass man neue Seiten kennen lernte, von denen eine tiefere Betrachtung und fruchtbare Bearbeitung nicht ausgehen kann; und dies dürfen wir doch wohl mit Recht als eine nützliche Erfahrung dankbar anerkennen.

Nicht so ist es in der Homöopathie, die, ausgehend von dem Prinzip des Eigennutzes und der Illusion, als blosses Luftgebäude sich ihr eigenes Heilgesetz schuf und alle Erfordernisse eines Systemes in streng wissenschaftlichem Sinne zu besitzen vorgab, und in der Allöopathie, welche der Erfinder der erstern als Gegenstück seiner Irrlehre gegenüberstellte, nur um eine Schattenseite zu haben, wogegen er seine Ausfälle und Angriffe richten konnte. Denn die Allöopathie, die wir mit ihren künstlich gemachten Spezies durchgehends für die schlendrianmässige, unverständige und geistlose Ausübung der Heilkunde nehmen, hat mit einer wissenschaftlichen Tendenz ebenso wenig zu schaffen, als die Homöopathie, welche im Gegentheil unter der Maske eines Systemes nur dahin zielt,

feststehende Wahrheiten zu entstellen, ewige Naturgesetze dreist abzuleugnen, geistiges Streben und vernünftiges Denken zu verdrängen und zu hemmen und Afterglauben und blinden Glauben zu fördern, mit den Lehren gewisser religiösen Parteien gewisser Massen Hand in Hand gehend. Doch bei den regsamen Fortschritten der Wissenschaft und der unaufhaltsam vorwärtseilenden Aufklärung des grossen Publikums wird auch sie als Luftgebilde, als welches sie noch manchem Schwachkopf und Feigling sich als strahlender Quell des Lichts, der Wahrheit und des Heils vorspiegelt, über Kurz oder Lang in ihr Nichts sich auflösen und als Traum verschwinden, alsdann aber nichts als den blossen Namen, nicht die Spuren, nicht die Früchte eines redlich geschaffenen Systemes hinterlassen, sondern nur als historisches Faktum voll Hohn und als Brandmal unsres Zeitalters unaustilglich bleiben, sofern die Nachwelt mit Staunen und Spott auf das Ungeheuer ihres Stifters und die Indignität und Inkompetenz derjenigen Aerzte, die als Zöglinge Hahnemann's hervorgetreten, zurückblicken wird. Trotz der angestrengtesten Bemühungen ihrer Anhänger und Gläubigen und ungeachtet der vielfachen, mitunter scharfsinnig ausgedachten Versuche, ihre Begründung in der Natur nachzuweisen und ihr Realität zu verschaffen, kann sie als solche sich doch ihrem Schicksal nicht entreissen, und schon sehen wir bei den fast täglich vorkommenden Zerwürfnissen unter ihren eigenen Anbetern, bei den zahllosen krassen Widersprüchen, Schwankungen und Widerrufungen der relativ wichtigsten Sätze und bei den mehr zur Reife gediehenen Einsichten des Volks ihrem unausbleiblichen Falle entgegeneilen und freuen uns im voraus auf die Zeit, wo Vernunft abermals als Siegerin hervortritt und Nachdenken sowie klare, richtige Einsicht in einfache Naturgesetze allgemeiner und fester Platz nehmen.

Möge es uns nun erlaubt sein, Einiges über die Quellen der Trennungen unter Aerzten kürzlich hinzuzufügen. Obgleich bei dieser Untersuchung uns so mancherlei Umstände und Verhältnisse begegnen, die hierbei in Betracht gezogen zu werden verdienten; so glauben wir doch hauptsächlich zwei Punkte hervorheben zu müssen, die angehende wie ältere Aerzte theils zufällig theils relativ nothwendig zu Zwiespalt, zum Abfall von

der alten Schule, zu moralischen Inkonsequenzen und Vergehungen gegen Wissenschaft und Menschheit veranlassen können. Diese sind namentlich: 1) Mangel an Naturbeobachtungen, und 2) die missliche Stellung der Aerzte im Staate.

Was den ersten Punkt betrifft, so kann wohl nicht in Abrede gestellt werden, dass man in klinischen Anstalten, so sehr auch die Zöglinge daselbst, wenigstens wo klassische Bildung als unentbehrliches Fundament für ein gründliches Studium der Medizin erkannt ist, zum Studium der alten griechischen Aerzte ermahnt werden, alle Aufmerksamkeit wenn nicht ausschliesslich, doch vorzugsweise auf die Kunst und deren Einfluss hinwendet und dabei das, was die Natur und ihre gesetzmässige Thätigkeit wirkt, gänzlich übersieht. Bei dem Streben nach grösserem Umfang und Reichthum unsrer Kenntnisse ist die Wahrheit, dass Kunst eigentlich nichts andres als möglichste Nachahmung der Natur ist und gleichsam eine mehr oder minder treue Kopie von dieser als Original vorstellt, fast ganz in Vergessenheit gerathen. Die Art und Weise, wie ein Arzt seine Kunst übt, ist daher ein zuverlässiger Massstab für die Summe und Klarkeit seiner Begriffe und Kenntnisse von den Gesetzen und Kräften der Natur, als dem Ziel, welches die Kunst in allen ihren Bemühungen sich vorhält. Am Krankenbett ist man indessen gewöhnlich nur damit beschäftigt, einzele Krankheitssymptome zu ermitteln, ihre Manchfaltigkeit zur Einheit zusammenzufassen, auf ihre ursächliche Verbindung, Aufeinanderfolge und etwaige Endigungsweise hinzuweisen und daraus die nöthigen Folgen für die Therapeutik zu ziehen u. dgl. m., während man dagegen Anleitung und Uebung zum Beobachten dessen, was die Natur im kranken Menschen vornimmt und vermag, ganz und gar verabsäumt. Ungeachtet der schönsten Vorbereitungen zu diesem Studium aus der Vorzeit ist noch immer und überall die fehlerhafte und höchst nachtheilige Gewohnheit herrschend, alle Heilungen, die man zu Stande kommen sieht, den Systemen und Methoden und besonders den verabreichten Mitteln zuzuschreiben und somit stillschweigend die Selbstthätigkeit der Natur, die doch in Krankheiten so entschieden und mächtig wirkt, völlig zu verleugnen. Die Macht

der Gewohnheit zeigt also auch hier ihren Einfluss, da jenes beständige Hinschauen auf die Wirkungen der Kunst und die Vernachlässigung der Naturthätigkeit den Beobachtungsgeist des Arztes nur einseitig bildet und schärft und tieferes Eindringen desselben verhindert, woher es geschieht, dass man im Allgemeinen nur aus Gewohnheit günstige Erfolge von der Kunst herleitet, ohne bestimmte Gründe oder Beweise dafür anführen zu können. Die Homöopathie hat uns ein treffendes Beispiel von der Macht der Natur und ihren wohlthätigen Wirkungen in Krankheit geliefert, und auch die Hydropathie enthält Beweismittel genug, dass wir in Ausübung unsrer Kunst uns einem etwas zu starken Egoismus hingeben und dass wir alle Ursache haben einer viel grössern Einfachheit uns zu befleissigen und die Natur als wahrhaft weisen und göttlichen Arzt mit Achtung und Demuth anzuerkennen, ohne dass wir deshalb genöthigt wären, an dem Einfluss unsrer Kunst und der Wichtigkeit unsrer Mitwirkung zu verzweifeln und plan- und hoffnungslos von einem Extrem zum andern überzuspringen. Der Arzt vermag allerdings nichts, wenn nicht die Naturkraft noch einen gewissen Grad von Thätigkeit zeigt, ja er ist in seiner Wirksamkeit vollständig gelähmt, wenn er vor das Bett eines Sterbenden gerufen wird. Wo daher die automatischen Kräfte des thierischen Organismus auf Null herabgesunken sind, da mögen wir einen Heilapparat herbeibringen, welchen wir wollen, chemische oder physikalische Agentien in Anwendung ziehen, nichts kann die ersterbenden Kräfte retten und den Tod abwenden. Wir entschlagen uns allen Bedenkens und fürchten nicht, dass Jemand diese unsere Aussprüche zu allgemein auffassen und falsch auslegen sollte, sondern halten uns vielmehr für überzeugt, dass Jeder, der bei Betrachtung der fraglichen Sache sich über die Schranken der Gewöhnlichkeit hinaus zu erheben im Stande ist, mit uns völlig einverstanden ist, wenn wir uns gern bescheiden in der That nicht soviel zu vermögen, als man nach dem äussern Schein ärztlicher Kunstübung annehmen sollte. So sehr nun auch einerseits die Wirksamkeit des Arztes zur Natur in einem abhängigen, subordinirten Verhältniss steht, ebenso vermag er andrerseits auf höherer Bildungsstufe des Kunstsinnes durch einsichtsvolle Benutzung

seines Wissens und gute Anwendung medizinischer Grundsätze und Regeln den mächtigen Einfluss und die entschiedenen Emolumente seiner Kunst wie ihre Unentbehrlichkeit zugleich in Fällen, wo alle Kräfte der angestrengten Natur so tief gesunken oder dergestalt gehemmt sind, dass sie ohne äussere Anregung und ohne angemessene Kunsthülfe nicht über die Krankheit siegen können und völlig unterliegen müssten, überzeugend zu bethätigen, aber dadurch auch Skeptikern ihren Unglauben und ihre Zweifel zu benehmen und Widersacher auf Achtung gebietende Weise zu widerlegen und zu belehren. Wahrlich wir würden Göttern gleich sein müssen, wollte man von uns fordern, unumschränkte Herrschaft über Leib und Leben eines Kranken auszuüben und auch den letzten Funken desselben gleich einem Licht wieder anzuzünden und zur frühern Flamme anzufachen; dies würde nichts Andres heissen, als Sterbende dem eisernen unbeugsamen Arm des Todes entreissen und selbst in Todten neues Leben erwecken. Dem ist aber freilich *nicht* so, da es uns so wenig als dem Metaphysiker vergönnt ist, die Schranken der Endlichkeit zu durchbrechen, und wir müssen uns dann demüthig beugen und gen Himmel blicken, wo wir uns am Ende aller Thätigkeit und am Ziel absoluter Unmöglichkeit befinden; denn wohl können wir Lebenskräfte bis zu einer gewissen Einschränkung ändern, richten, bestimmen und selbst erheben, aber nicht geben.

Es ist darum gleich einseitig zu behaupten, dass es die Kunst sei, welche in Krankheiten Alles thue, oder dass die Natur überall ausreiche und die Kunst entbehrlich werde, und somit dem wahren Zweck zuwider, wenn man in klinischen Anstalten dem Schüler blos die Wirkungen der Kunst vorzuführen und seine Aufmerksamkeit von dem, was die Natur beabsichtigt, vornimmt und schafft, von den durch sie allein möglichen oder vollzogenen Heilungen gänzlich abzuwenden pflegt. Bei dieser Lehrmethode wird sein Beobachtungsgeist in Versuchung geführt, irregeleitet und in ein Meer von Selbsttäuschungen und Irrthümern versenkt, und auch das Bild der eigentlichen und wahren Wirkungen dargereichter Arzneimittel tritt ihm höchst unrein, getrübt und fast unkenntlich entgegen. Demjenigen, der mit Beobachtung am Krankenbett begonnen

hat, kann anatomische und physiologische Kenntniss so wenig als Theorie von den Kräften der Heilmittel und von Krankheiten genügen, er bedarf vielmehr zu einer gründlichen Erkenntniss nothwendig auch einer genauen Kunde von der Tendenz und Wirksamkeit der Natur und ihren Ergebnissen in Krankheiten, einer pathologischen Physiologie, und erst nach Erlangung dieser Kenntnisse ist er in den Stand gesetzt, das, was zur Krankheit gehört, wesentliche Krankheitsprozesse in allen ihren Beziehungen, sowie durch Heilmittel entstehende Veränderungen richtig zu beurtheilen und diese insgesammt von den Erscheinungen eines Naturheilakts gehörig zu trennen, mithin auch Natur- von Kunstheilungen zu unterscheiden. Im Allgemeinen aber vertraut man den Kräften der Natur in Krankheiten viel zu wenig oder gar nicht, indem man sich Alles von umständlichen Heilapparaten verspricht, wenn diese auch die Erwartung oft getäuscht haben. Es giebt Aerzte, die eine einmal liebgewonnene Theorie von Krankheit und Methode nie verlassen können, auch wenn sie das Unbegründete oder Unzureichende derselben fühlen und nimmer glückliche Anwendung davon in der Praxis machen können. Mancher Kranke fällt daher der Theorie zum Opfer. Die Alten heilten auch mit wenigen Mitteln, ohne so reich an Kenntnissen und Erfahrungen zu sein, als wir es durch die Zeit geworden sind, wenn auch nicht so viele Krankheiten. Ja wenden wir der Natur eine etwas aufmerksamere Betrachtung zu, wie sie an ein einziges höchst einfaches Mittel oft so viele und wichtige Zwecke anknüpft, belauschen wir sie in ihren wohldurchdachten und weisen Anstalten, die alle nur auf Ausgleichung und Erhaltung harmonischer Einheit und voller Integrität abzwecken, in ihren unablässig fortgesetzten Bemühungen Homogenes ihrem Körper einzuverleiben und Heterogenes aus ihm auszuscheiden, und in ihren mächtigen und wiederholten Anstrengungen bei Krankheitszuständen, um fehlerhafte Beschaffenheit der Materie zu verbessern und Störungen der Funktion aufzuheben, wenn wir dies Alles zusammenfassen und nüchtern prüfen; so müssen wir doch wohl erkennen, dass sie allein die Gesetzgeberin ist, welche uns die Heilgesetze und speziellern Bestimmungen der Therapeutik diktirt hat und noch täglich diktirt, dass sie als das

Agens sich offenbart, welches in physiologischen wie in pathologischen Zuständen fortwährend thätig ist und in letztern sogar ein ungewöhnliches Mass von Kraft und Anstrengung aufwendet, und dass sie als solche auch die Heilungen durchgeführt hat, welche von den Alten so treu beobachtet und so musterhaft beschrieben als heiliges Vermächtniss auf uns übergegangen sind. Mag man nun diese Grundkraft mit beliebigen, oft vieldeutigen Namen, als Lebenskraft, Seele, Archeus, Indifferenzirungsvermögen, Autokratie, Reaktionskraft oder sonstwie bezeichnen; so ist doch soviel durch alle Zeiten hindurch bestätigt und ausgemacht, dass sie in Wirklichkeit existirt, dass sie im gesunden und kranken Zustand fortwährend nach gewissen nothwendigen Gesetzen, wenn auch manchmal in abgeänderter Form, sich thätig zeigt und dass der ursprüngliche Zweck ihres Waltens und Wirkens kein andrer als Wahrung und Behauptung der Integrität ihres Körpers ist. Sie ist das offenbare Substrat aller organischen Lebenserscheinungen, die innere Grundbedingung von dem jedem Thierkörper eingebornen Streben, als Einzelwesen vom Ganzen sich loszureissen und ein selbstständiges individuelles Leben zu behaupten und dem, was ihm von aussen sich zudrängt und hinderlich werden kann, entgegenzuwirken, sowie sie aber auch, wie Alles, dem Zeit und Raum Gränzen setzt, nach unabänderlichen Gesetzen durch Schwächung und endliche Erschöpfung sich selbst aufreibt und erlischt.

Jenes Misstrauen gegen Naturhülfe rührt vorzüglich von den einseitigen und mangelhaften Begriffen her, die dem Schüler auf Hochschulen eingepflanzt werden und die derselbe durch sein ganzes Leben beizubehalten pflegt, wenn er nicht durch eigene Kraft zu einem höhern Streben angetrieben von starrem Schuldogmatismus sich loszureissen und mit seinen eigenen Geistesflügeln zu einer selbstständigen, einfachern, klarern und folgenreichern Betrachtung sich emporzuschwingen vermag und dadurch selbst Naturbeobachtung als Fundament seiner Wissenschaft und als wichtigsten und interessantesten Theil seiner Kunst erkennt. Denn gewöhnliche Schulweisheit, die nur allzu oft in blossem Pedantismus besteht, ist unzureichend, um den Geist der Wissenschaft zu erfassen und so ganz in sich auf-

zunehmen und ächten Kunstsinn zu bilden, und daher für die Praxis ohne allen Segen. Klinischer Unterricht nach solcher Methode geleitet trägt nicht die Früchte, welche der Praxis nützen. Daher kein Wunder, wenn unter Berufenen wenig Auserwählte sind. Der Arzt betrachtet jeden von physiologischer Norm abweichenden Zustand selten als Objekt blosser Beobachtung, sondern fast immer nur als das, was dem aktiven Theil seiner Kunst unmittelbar angehört, als Gegenstand seiner *Mixta composita;* der Punkt, bis zu dem das Walten eigener Naturkraft vollkommen ausreicht, ist ihm ebenso unbekannt oder dunkel, als jener, wo die Kunst als thätiges Moment ihren Anfang nimmt, wo sie wirklich Kunst ist. Es ist klar und selbst dem gemeinen Verstand einleuchtend, dass wir den Begriff von Krankheit nicht bestimmen können, wenn wir nicht den Zustand der Gesundheit genau kennen, und dass also auch das eigentliche Heilobjekt weder richtig bezeichnet noch gehörig gewürdigt werden kann, wenn eine spezielle gründliche Kenntniss der Naturheilkraft ermangelt. Es ist zwar Manches hierüber in ganzen Bänden geschrieben worden und man spricht oft und Vieles von Wirksamkeit der Natur, aber ohne die Veränderungen und Folgen, welche sie hervorbringt, mit Bestimmtheit und scharfer Abgränzung nachzuweisen. Dieser Umstand ist eine der Hauptursachen von den Dunkelheiten, welche eine lichtvolle Erkenntniss in Nosologie, Therapeutik und *Materia medica* so schwierig und fast unmöglich machen, von den mangelhaften und oft grundlosen pathologischen Ansichten, von den unzulänglichen und einseitigen Erklärungsweisen besondrer Krankheitsprozesse und der Wirkungen vieler Arzneimittel, von dem Mangel richtiger Einsichten in mancherlei Naturvorgänge, in die Nothwendigkeit und Gesetzmässigkeit derselben und von dem schwankenden, ungeschickten, schlendrianmässigen, oft ganz gedankenlosen und nachtheiligen Benehmen der Aerzte am Krankenbett, und mithin ein gewaltiges Hinderniss der Bildung einsichtsvoller, tüchtiger und geschickter Heilkünstler.

Wenn es nun uns auch durch genaue und umfassende Kenntniss individueller Naturkräfte nicht vergönnt ist, bei Betrachtung des Lebens, seiner verschiedenen Richtungen und

aller seiner innern und äussern Beziehungen bis in seine geheimsten Schlupfwinkel einzudringen und uns dadurch zu unumschränkten Regulatoren und Beherrschern desselben zu erheben; so ziehen wir daraus doch sehr viele und höchst wichtige Vortheile und lernen dabei manches einfache Mittel kennen, wodurch wir uns unsere Zwecke mehr sichern und auch schneller erreichen. Nicht nur dass unsere Begriffe und Einsichten an Umfang, Klarheit und Evidenz dabei ausserordentlich gewinnen, unser ganzes Wissen eine mehr positive und reale Stütze erhält und der Anwendung und Regel fügsamer und besser sich anpassen lässt, auch in Erkenntniss und Beurtheilung der Krankheiten schreiten wir vorwärts und brechen uns so durch klarere Einsicht in das Wesen derselben, sowie durch freiere vielseitigere Auffassung und Bestimmung der Hauptcharaktere der Arzneimittel und richtigere Würdigung der Umstände, für welche diese passen, zugleich die Bahn zu naturgesetzlicher glücklicherer und segensreicherer Behandlung unsres eigentlichen Heilobjekts. Gewiss würden für uns Nosologie, Prognostik, Exodologie, die Lehre von Krisen, Therapeutik u. dergl. wenn nicht blose Rudimente, doch noch höchst mangelhaft und dürftig ausgestattete Zweige sein, hätten wir darin nicht so scharfe Denker und treue Priester der Natur zu Vorgängern gehabt, Männer, die nach tieferem Einblick in die innere Werkstätte der Natur und an der Hand ächter Beobachtung das Labyrinth, in dem so viele Aerzte noch heute sich verirren, glücklich umgangen und uns fast Alles, was wir von Autokratie der Natur wissen, als unersetzliches, unschätzbares Gemeingut, als unvergängliches Denkmal, hinterlassen haben.

Eine genaue Kenntniss des Menschen und seiner verschiedenen Lebensformen ist darum für den Arzt, der seinem Beruf als Heilkünstler vollständig genügen will, unerlässlich nothwendig, die seiner Beobachtung am nächsten gelegene und deshalb besonders wichtige Lebensform stellt sich ihm in Krankheit dar. Diese als ein auf Normveränderungen beruhender Zustand dringt sich unter gewissen Umständen dem thierischen Organismus gleichsam auf, mit dem Bestreben, als Parasit in ihm Wurzeln zu fassen und ein spezial individuelles Leben zu behaupten, und gefährdet dadurch seinen Fortbe-

stand, den natürlichen Zusammenhang und die Einheit seiner Thätigkeiten und das normale Verhältniss fester zu flüssigen Theilen, der Nerven zum Blut u. dergl. störend oder völlig aufhebend. Dadurch aber, dass sie sich im Körper einnistet, tritt sie zu diesem in besondere Beziehungen und stellt sich zum Theil unter seinen Einfluss und zugleich unter dieselbigen Gesetze, von denen physiologische Vorgänge beherrscht werden. Daher ist sie in ihrem ganzen Verlauf einer Regel unterworfen; sie bildet und entwickelt sich und endet unter dem Einflusse eines gewissen Typus, so dass sich an ihr, wie an individuellem Leben überhaupt, eine Evolutions- und Involutionsperiode deutlich unterscheiden lässt. Während aber Krankheit als Heterogenes sich in den thierischen Organismus einzubilden sucht, entsteht nothwendig von Seite des letztern ein Kampf, es zeigt sich daher ein Gegenbestreben, wodurch jene bei günstigen äussern Bedingungen in ihrer Entwickelung oft noch verhindert oder, wo sie bereits entwickelt ist, beschränkt und überwältigt wird, dafern sie nicht an Intensität und Zufluss neuer Nahrung von aussen überwiegend sich behauptet. Sonach giebt Krankheit gleich anfangs, noch ehe sie zu vollendeter Entwickelung gelangt, denn sie wirkt als fremder Reiz, zu organischer Reaktion Anlass, die von besondern Erscheinungen begleitet ist, aber nicht zu ihr selbst gehört; die Normveränderungen, welche sie nothwendig bedingt, gehen erst durch ihre Entwickelung hervor. Als Parasit kann sie jedoch bei normalem Verlauf von keiner langen Dauer sein, weil ihr die Gegenwirkung der Naturkraft und das Gesetz der Gewohnheit zugleich im Wege steht; das Leben, was ihr zukommt, ist ein sehr wandelbares, unselbstständiges und der Regel nach kurzes. Zu einem gewissen Grad der Ausbildung gelangt giebt sie sich durch Erscheinungen zu erkennen, die theils subjektiv theils objektiv wahrnehmbar sich nach aussen aussprechen; und diese sind wiederum entweder wesentlich oder unwesentlich, spezifisch oder generell. Die Art und das innere Gepräge derselben bestimmen Form und Charakter der Krankheit. In nosologischen Lehrbüchern findet man selten treffende, gelungene Krankheitszeichnungen. In der Regel ist Wesentliches vom Unwesentlichen, Charakteristisches vom Gemeinsamen, Ver-

wandtes vom Fremdartigen entweder gar nicht oder nicht hinlänglich geschieden, sondern Alles hat man verworren unter- und durcheinander geworfen und viele Zeichnungen passen nicht selten auf mehre Krankheiten zugleich. Ebenso hat man das, was der Krankheit ausschliesslich angehört, immer mit den Gegenwirkungen der Natur zusammengeworfen und so ein Bild aufgestellt; was mit dem Original in der Natur wenig oder keine Aehnlichkeit hat. Wir können uns unmöglich an die Ansicht derer anschliessen, welche die Erscheinung einer Krankheit nur als Resultat oder Verknüpfung aller der durch Reaktion auf unverhältnissmässige, fremdartige, schädliche Reize entstehenden Veränderungen betrachten, sondern halten sie aus guten Gründen für ein für sich bestehendes, von den Wirkungen der Naturkraft isolirtes, einerseits ganz unabhängiges Ganzes. Jene aus einseitiger Betrachtung entsprungene Ansicht ist eine Quelle vieler Fehler und Irrthümer, in die man am Krankenbett wie auch bei Krankheitsklassifikation verfallen ist und täglich zu verfallen pflegt. Durch sie ist man an der Sache irre geworden und dazu verleitet worden, Symptome als charakteristische hervorzuheben, die einer grossen Anzahl von Krankheiten gemeinschaftlich zukommen, und dabei zuweilen wesentliche und spezifische gänzlich zu übersehen. So erwähnen wir hier nur das Fieber als eine der allgemeinsten und frequentesten Erscheinungen. Schon seit undenklichen Zeiten ist man vielfach bemüht gewesen, eine Definition davon zu geben, und noch heute ist dies nicht gelungen. Der Grund davon liegt indessen sehr nahe. Wir wissen es wohl und glauben es auch aus einer Ursache sehr gern, dass die Ansicht, welche wir davon haben, bei oberflächlicher Prüfung anfangs den Meisten etwas ungewöhnlich und ohne wissenschaftlichen Grund erscheinen und bei den Wenigsten Eingang finden dürfte, weil sie der herkömmlichen und üblichen an Theorien so reichen Didaktik entgegen ist. Dessenungeachtet aber scheuen wir uns nicht, den alten hergebrachten Begriff von Fieber, über den man nie ins Klare kommen konnte, nicht etwa weil er nicht neu, sondern weil er mit dem Stande unsres jetzigen Wissens unverträglich ist, für völlig unbegründet und unrichtig zu erklären und unsere freie, durch Beobachtung und Nachdenken

gewonnene Ueberzeugung öffentlich und unumwunden, wie es sich in einer Wissenschaft gebührt, auszusprechen.

Fieber ist bisher immer als Krankheit oder mindestens als etwas der Krankheit wesentlich Angehöriges betrachtet worden. Indessen lehrt Erfahrung, dass Krankheit hinsichtlich des thierischen Organismus immer etwas Heterogenes repräsentirt und daher den Begriff feindlicher, auf Zerstörung ausgehender Tendenz in sich einschliesst. Dies kann aber nicht vom Fieber gesagt werden; denn es sind Beispiele vielfältig gesammelt, welche die heilsame Tendenz desselben evident beweisen und ganz ausser Zweifel setzen, z. B. die sogenannten *Febres intermittentes salutares*. Ein Analogon davon bieten Zukkungen oder Schüttelkrämpfe, die Niemand mehr als selbstständiges Leiden ansehen kann; sie sind Erscheinungen, die bei gestörtem Gleichgewicht zwischen Innervation des Bluts und dem Einfluss des Nervenmarks, zwischen Zufluss und Rückfluss der Säfte und bei daher entstehender ungleichmässigen Vertheilung des Blut- und Nervenreizes aus dem wiederholten Kampf der Naturkraft gegen die Krankheit hervorgehen und als Krisis diese nicht selten entscheiden, z. B. bei Wasserbildung im Kopfe, wie ich selbst einen Fall beobachtet habe. Das Experiment mit Reizung gesunder Muskelfaser weist die Reaktion evident nach. — Wenn man übrigens Fieber nach der präsumtiven Annahme einer mangelnden oder bestehenden Anlage dazu, ihrer Erscheinungsweise und dabei bestehenden Umständen in unwesentliche (Reizfieber), wesentliche und Zehrfieber eintheilt; so fehlt hier eine erfahrungsgemässe Grundlage, da kein Mensch durch unmittelbares Erkennen nachweisen kann, ob Anlage dazu besteht oder nicht, und da Fieber immer durch gleiche Erscheinungen, nur dem Grade, Typus und Dauer nach verschiedentlich sich manifestirt, möge übrigens die Richtung der Krankheit sein, welche sie wolle. Dasselbige gilt natürlich auch vom Fiebercharakter, den man mit Krankheitscharakter identifizirt hat; Erethismus, Synocha und Torpor sind blos der Ausdruck des innern Standes der Naturkraft; der erste als der günstigste geht daher in die beiden letztern als die ungünstigsten oft über. Ueberhaupt ist Fieber ein Zeichen, was uns von der höhern oder tiefern

Lebensstufe die zuverlässigste Auskunft giebt und zugleich eine Schlussfolge auf die Heftigkeit der Krankheit gestattet. Je mehr Zeit die Natur bei Fiebern hat, sich zu erholen und Kräfte wieder zu sammeln oder zu steigern, um so günstiger ist die Aussicht auf einen glücklichen Ausgang. Daher sind intermittirende Fieber die günstigste, aber auch die ausgeprägteste und reinste Form; minder günstig die remittirenden und sehr ungünstig die anhaltenden, weil im letztern Falle die Lebenskräfte leichter und rascher sich aufreiben und verzehren. Kontinuirliche Fieber fordern immer ein zu hohes Mass von Kraftaufwand von Seite der Natur. Beim hektischen Fieber folgen sich die drei Typen aufeinander; anfangs zeigt es sich als intermittirendes, dann als remittirendes und endlich bei immer tiefer sinkenden Lebenskräften als kontinuirliches, die destruktive Richtung geht von der Krankheit und der allgemein reizenden Beschaffenheit, welche hierbei feste und besonders flüssige Theile einathmen, aber nicht vom Fieber aus, welches nur dahin gerichtet ist, durch seine Bewegungen heterogene Bestandtheile und Reize aus dem Körper zu entfernen, was ihm aber nicht gelingen kann und nur mehr Kraftaufwand abnöthigt, wenn diese immer wieder von Neuem sich bilden und anhäufen. Gleichen Charakter und Verlauf des Fiebers beobachten wir in allen denjenigen Fällen, wo Eiterung eintritt und der Eiter selbst keinen freien Abfluss gewinnt, so bei tief gelegenen Abszessen, wo der Eiter den Gesetzen der Gravitation folgend sich senkt und Fistelgänge veranlasst. Alles Gegenstreben der Natur und somit auch das Fieber hört auf, sobald der Eiter einen Ausweg zu seiner Entleerung gefunden hat.

Fieber zeigt sich bei allen durch äussere Schädlichkeiten und heterogene Reize besonders plötzlich entstehenden akuten und auch bei vielen chronischen Krankheiten, ohne aber dem Wesen dieser selbst eigenthümlich anzugehören; daher die Allgemeinheit seiner Erscheinung. Aus demselbigen Grunde sehen wir Krankheiten, zu denen Fieber hinzutritt, auch nach dem Aufhören desselben sehr oft noch fortdauern, ohne dass sie Veränderungen ihrer Form u. dergl. erlitten, so bei sogenannten gastrischen, katarrhalischen und andern Fieberformen.

Ist Fieber verschwunden, so zeigt sich der Krankheitszustand nur in sofern verändert, als er sich dann in die Länge zu ziehen pflegt, und gewöhnlich noch länger ist seine Dauer in solchen Fällen, wo die Natur ihren Heilprozess, das Fieber, gar nicht einleitet oder dieses, bereits eingeleitet, durch Hinzutritt schädlicher Einwirkungen, unpassendes Verhalten des Kranken, ungeschickte Behandlung u. dergl. gestört oder unterdrückt ist, ja manchmal können dadurch sogar sehr schlimme und selbst lebensgefährliche Folgen hervorgehen, so bei unzeitig oder voreilig unterdrückten Wechselfiebern. In andern Fällen steigt die Gefahr der Krankheit fast ganz in eben dem Masse, als Naturreaktion, das Fieber, aus Mangel innerer Kraft und Energie und andern oft völlig unbekannten Ursachen nur in schwachen Andeutungen und mehr schleichend auftritt oder in gänzliche Adynamie tiefer herabsinkt oder auch plötzlich tumultuarisch, mit schmelzender Hitze und äusserster Anstrengung aller Kräfte erscheint und diese mehr oder weniger schnell sich erschöpfen, wie bei manchen typhösen Fiebern u. dergl. In Krankheiten, die den ächt synochalen Charakter an sich tragen, bei Entzündungen, begegnen uns ähnliche Umstände; das Fieber mit gewaltigem Sturm auftretend, weil hier der eigentliche Heerd oder Kentralpunkt des Fiebers selbst, das Blut, den nächsten und innigsten Antheil an der Krankheit nimmt, sinkt früher oder später in Asthenie zurück und die reaktiven Kräfte werden gleichsam erdrückt, wenn nicht zeitig ein zweckdienliches Heilverfahren die Ursachen der Krankheit und die hier besonders gegebenen mechanischen Hindernisse in der Blutsäule aus dem Wege räumt und der Natur ihre freie Thätigkeit zur Ueberwindung des Uebels verleiht und bewahrt. Ueberhaupt scheint die Natur in Krankheiten, wo sie Fieber hervorruft, hauptsächlich die Absicht zu haben, durch dasselbe die krankhafte Beschaffenhait und Thätigkeit des betreffenden Organs oder Systemes mehr auf die Gesammttheile hinzuleiten, die Gewalt der Krankheit zu theilen und dadurch zu schwächen, um so die Zerstörung eines einzelnen Organs zu verhindern oder mindestens in Schranken zu erhalten. Denn wohl ist die Annahme ganz naturgemäss und durch Erfahrung bekräftigt, dass das Ganze des Körpers eine Schäd-

lichkeit und mithin auch Krankheit leichter und schneller überwältigen kann, als ein einzelner Theil desselben.

Demnach ist Fieber kein wesentliches nothwendiges Glied, kein Bestandtheil der Krankheit, nicht Krankheit selbst, sondern lediglich Resultat reaktiver Kräfte der Natur, die äussere Erscheinung desjenigen Prozesses, den die Natur, als beschützende, erhaltende nnd bildende Grundkraft thierischer Körper, jedesmal einzuleiten bemüht ist, wo die Existenz des Organismus, ihres Schützlings, von aussen bedroht und gefährdet ist, und selbst in den Fällen, wo das eine oder andere Organ durch Entartung, Vereiterung, Brand u. s. w. zerstört zu werden im Begriffe steht, verfolgt sie ihre heilsame Tendenz oft noch mit dem glücklichsten Ausgang. Unter dem Einflusse allgemeiner Naturgesetze kehrt Fieber je nach Intensität und Extensität der Krankheit immer nur stossweise, d. i. in mehr oder minder regelmässig abgeschnittenen Anfällen wieder oder es kann bei tiefer und allgemein wirkenden Ursachen auch mit fast gleichmässiger Stärke fortdauern, doch so dass auch hier eine Abgränzung zwischen Höhe und Tiefe seines Grads in bestimmtem Wechsel deutlich bemerkbar hervorsticht. Wie dem auch sei, so ist doch der Zweck dieser individuellen Naturbewegung immer einer und derselbige und die Tendenz des Fiebers fällt überall in die Augen, durch möglichst allgemeine Vertheilung, durch Derivation und Revulsion, die Krankheit in ihrer örtlichen Gewaltübung zu schwächen und durch endliche materielle Ausscheidungen gleichsam zur Reife gediehener pathischer Produkte das Krankheitssubstrat sammt allen seinen Reflexionen nach aussen zu vernichten und so durch Herstellung normalen Gleichgewichts zwischen Sekretion und Exkretion, Zufluss und Rückfluss, Bildung und Rückbildung die naturgemässe für den Fortbestand nothwendige Norm der gesammten organischen Metamorphose und den relativen Gesundheitszustand wiederzubringen. Dieser Akt kann sich nicht plötzlich vollziehen, denn alles Plötzliche wirkt als schädlicher Eingriff. Die Bewegungen zu diesem Zweck geschehen darum in typisch wiederholten Stössen oder rhythmischen Pulsen, stufenweise sich steigernd und allgemeiner ausbreitend, um in den Pausen oder

Nachlässen, die zwischen dem Ende des einen und dem Anfang des andern Anfalls mitteninne liegen, der Natur Zeit zu lassen, auszuruhen, sich zu erholen und dann von Neuem zu reagiren, wie wir dies bei jedem Naturakte wahrnehmen. Aehnliche Oszillationen, ein Steigen und Fallen organischer Kräfte und Thätigkeiten, nach einem gleichen Typus, in offenbarer Abhängigkeit von höhern kosmischen Einflüssen besonders der Sonne und des Mondes und dem dadurch auf unsrem Erdball mit bedingten regelmässigen Wechsel zwischen Tag und Nacht, Oxydation und Karbonisation, zeigen sich ebenso im Zustande völliger Gesundheit und somit in allen Lebensformen, nur mehr oder weniger merklich, ja diese typischen Veränderungen kommen sogar im ganzen Universum vor, so dass sie zu den nothwendigsten und unerlässlichsten Grundbedingungen des Lebens und aller Bewegung überhaupt zu gehören scheinen. Diesem allgemeinen Einfluss kann sich individuelles Leben als Theil des Universums nicht entziehen, und die davon entstehenden Veränderungen treten daher mit gleicher Regelmässigkeit und zwar am deutlichsten in abnormen Lebensrichtungen, in Krankheiten, hervor, wo zugleich das Gesetz der Gewohnheit in besondern Betracht zu ziehen ist. Wenn wir nun Fieber in der Qualität einer Krankheit als Nonens betrachten zu müssen glauben, so können wir dies doch, der Ansicht Andrer entgegen, nicht von Entzündung behaupten, die namentlich französische Aerzte aus der Krankheitsliste haben streichen wollen, ohne zureichende Gründe dafür anführen zu können. Entzündung ist kein Naturheilprozess, sondern eine selbstständige, spezifisch gestaltete, der organischen Metamorphose zerstörend entgegentretende und in ihren Folgen durch eigenthümliche anomale Veränderungen charakterisirte Krankheit, die zugleich räumlich beschränkt ist; und will man ihr blos einen andern Namen, wie Hyperämie u. dergl., geben, so ist damit die Sache doch nicht geändert, vielmehr der Verwirrung preisgegeben. Zwar könnte man auch gegen unsere Ansicht von Fieber mancherlei Lehrsätze (!!) und andere ähnliche Dinge einwenden, allein diese Beweismittel würden nicht ausreichen und nur der Polemik als schwache Aushülfen dienen, da uns eine Menge Thatsachen

zu Statten kommen, die unsere Ansicht vollkommen rechtfertigen und nur um so fester stellen.

Da es aber hier nicht unsere Absicht sein kann, eine Abhandlung des Fiebers zu schreiben, so überlassen wir dermalen die weitere Verfolgung dieses Gegenstandes und die spezielle Betrachtung der wichtigen Folgen, die daraus für Nosologie nothwendig hervorgehen, freien, unbefangenen Denkern und denjenigen, denen Wahrheit, Klarheit und Evidenz in der Wissenschaft als Ziel ihres Strebens stets am Herzen gelegen ist, um vor nachtheiligen Einseitigkeiten und gröblichen Irrthümern sich zu verwahren und gewöhnliche Missgriffe in der Praxis zu vermeiden. An der Hand reiner Naturbeobachtung allein führen wir uns über die Klippen hinweg, an denen bisher alle Versuche streng systematischer Bearbeitung und Beleuchtung der Medizin gescheitert sind. — Um uns indessen nicht zu fragmentarisch auszulassen, müssen wir hier noch Einiges über den Zweck, den die Natur bei Hervorbringung des Fiebers sich vorhält, und von der Art und Weise, wie sie dahin zu gelangen sucht, hinzufügen. Der ursprüngliche Zweck des Fiebers ist offenbar Heilung der Krankheit, wenn er auch nicht allemal weder durch die Natur allein, noch unter thätigem Beistand der Kunst erreicht werden kann. Jede Krankheit, selbst wenn sie auf normalem Dynamismus allein beuht, endet in der Regel, vielleicht immer, unter besondern augenfälligen Veränderungen und besonders unter mehr oder minder merklichen materiellen Ausscheidungen. Dies gilt jedoch besonders von solchen Krankheiten, welche die reaktive Kraft der Natur vorzugsweise ansprechen und wo diese alsdann Fieber ins Dasein ruft. Durch die allmäligen, in bestimmten Intervallen stossweise erfolgenden Bewegungen, welche die Natur dazu macht, durch ihr entschiedenes Bemühen, approximativ nach dem physikalischen Gesetz der Kentrifugalkraft, alles Heterogene und zu stark Reizende nach der Peripherie des thierischen Organismus hinzuleiten und daselbst auszustossen, um dadurch schädliche Eigenschaften in demselben zu schwächen und zu vernichten, und durch den stärker und rascher werdenden Blutstrom, der vermöge seiner innigen und allgemeinen Durchkreisung dazu offenbar das einzige geeignete

Mittel ist, geschieht eine successive Vorbereitung zu Lösung abnormer Erektion oder Spannung, in der bis zum Kulminationspunkt der Krankheit fast alle Theile des Körpers sich befinden; Nervenmark und Blut sind jetzt in höchstem Grad thätig und suchen ihr Gleichgewicht und ihren wechselseitigen Einfluss zu behaupten, das Blut selbst, als Organ zur Elimination der Krankheitsmaterie, ist dabei in seiner Mischung und Form und das Verhältniss des Kruors zum Serum mehr oder weniger verändert, es drängt sich unter zunehmendem Nervenimpuls mit Gewalt nach den Kapillargefässnetzen, die Organe und Systeme, welche in besonderer Affinität zur Krankheit stehen, gerathen gleichfalls in einen Zustand von Erregung und erhöhter Thätigkeit und so gewinnt die Reaktion an Raum und Ausdehnung wie an Kraft immer mehr und wiederholt sich solange, bis endlich alle auszuscheidenden Stoffe zur Ausscheidung tauglich geworden sind und theils durch Haut, theils durch deren korrespondirendes Organ, den Darm, oder durch Nieren oder in andern Fällen durch die Luftwege, Speichelorgane oder durch Blutung, Eiterbildung u. dergl. abgehen. Diesen Akt stellten sich die Alten sehr richtig unter Pepsis oder Koktion, einer Art Verdauung, vor. Mit dem Eintritt der Koktion ist der Zeitpunkt der Krisen gekommen und die Krankheit neigt sich zu Ende. Die Krankheit nimmt daher jetzt in eben der Progression ab, als sie früher zunahm, und verschwindet ganz im Verhältniss zu den Fortschritten der Krisis. Die Krisis selbst ist nicht allein Mittel zur Aufhebung der Krankheit und ihrer Wirkungen, sondern zugleich, wenn sie vollständig geschieht, der Endpunkt derselben und unzertrennliches Element der Rückkehr natürlicher Verrichtungen und ihrer Norm.

Aber nicht immer erfolgt bei Krankheiten der Ausgang in Genesung; oft bleibt der Zustand schwankend, auf keine Seite sich neigend, oder das Uebel wird chronisch oder führt zu einer andern Krankheit oder endlich zum Tod, als Gränzpunkt aller höhern organischen Bewegung und Thätigkeit. Hierbei können jedoch mancherlei Momente mitwirken. Hinzutritt neuer Schädlichkeiten, Fehler von Seite des Kranken und behandelnden Arztes, überwiegende in- und extensive Stärke

der Krankheit, Greisenalter, Desorganisationen, wahre Lebensschwäche u. dergl. machen die Krise schwierig, unvollständig oder ganz unmöglich. Daher kommt es in manchen Fällen gar nicht zur Krise, oder sie ist nur schwach, nicht ergiebig oder nicht allgemein und durchgreifend genug und zeigt sich dann nicht selten als Parakrise (Pseudokrise), Wasserbildung, Ablagerungen, Eiterung, Brand u. s. w. Aus diesem Grunde ist der Zeitpunkt der Krisen wichtig und eine Epoche der Krankheit bezeichnend, wo von Seite des Arztes sowohl als des Kranken doppelte Sorgfalt, Vorsicht und Wachsamkeit vonnöthen ist. Daher war es schon bei den Alten Regel, die Arithmetik zu Hülfe zu nehmen und die Tage zu zählen, um nach deren indizirenden oder kritischen Bedeutung und nach dem Erfolg, den Versuche angestrengter Naturkraft hatten, das Verfahren abzuändern und zu reguliren, Denn in Fällen überwiegender Intensität der Krankheit und zu geringer Ausbeute von Seite der Natur ist eine unvollständige Krise oder Parakrise sehr gewöhnlich, so bei Entzündung, Scharlach, Delirium tremens, woraus alsdann eine Reihe neuer Erscheinungen hervorgeht. Zu heftige Gewalt einer Krankheit in besondrer Richtung auf Organe von Dignität, z. B. Reizung des Hirns, Herzens u. dergl. bei Scharlach, Lungenentzündung, Ablagerung tuberkulöser Materie in Nieren u. s. w., bei Masern, verhindern den Eintritt einer wohlthätigen Krise und werden selbst tödtlich, wenn nicht zweckmässige Hülfe der Kunst einschreiten kann. Bei Parakrisen kann man daher mit Recht immer unverhältnissmässige Schwäche der Naturthätigkeit oder eine bedeutende Störung derselben, durch unrichtige Behandlung gesteigerte, nicht mehr zu besiegende Krankheitsstärke, hohen Grad von Vulnerabilität dieses oder jenes zum Bestand unbedingt nothwendigen Organs und andere besondere äussere und innere Verhältnisse als Kausalmomente voraussetzen. Der Tod tritt nur dann als Ende der Scene ein, wenn Naturkraft zur absoluten Erschöpfung aufgerieben ist und die Fähigkeit von äussern Reizen angeregt, belebt und erhoben zu werden, völlig verloren hat, sowie nach vollständiger Aufhebung organischen Verbands und der Wechselwirkung zwischen Organen und Systemen. Heilmittel wirken als Reize und können ihre Kraft

ebenfalls nur im Kreise organischer Thätigkeit entfalten; sie bleiben daher indifferent, wo die zwei blos in der Allgemeinheit gültigen Gegensätze, Organisches und Anorganisches, in einander übergehen, jenes in dieses sich auflöst. Um deswillen sind wir bei tiefgehenden Degenerationen und partiellem Tod, ganz ausser Stand, auf das betroffene Organ selbst einzuwirken, weil in beiden Fällen das ursprüngliche organische Band gelöst, hier der ergriffene Theil dem Tod verfallen ist und dort der unmittelbare Uebergang vom Lebendigen zum völlig Leblosen Statt findet. Eine Wirkung von unsrer Seite ist alsdann nur insofern denkbar, als eine Abstossung oder Lostrennung der seiner Natur völlig entfremdeten Masse vom Lebendigen zu Stande kommen kann; und da dies mit Arzneien schwer, meist gar nicht erreichbar ist, so bleibt bei von aussen zugängigen Theilen nur noch mechanische Hülfe und das Messer übrig.

Wenn wir früher bemerkt haben, dass Krankheiten, besonders akuten, immer durch materielle Ausscheidungen Gränzen gesetzt werden; so sind wir andrerseits doch genöthigt zuzugeben, dass auch immaterielle Krisen sich uns darbieten, und zwar um so mehr, da wir es nicht mit Materie allein, sondern hauptsächlich mit Kräften zu thun haben. Von immateriellen Krisen kennen wir indessen nur eine, die als solche unzweifelhaft ist. Wir meinen nämlich den Schlaf. Ob ausserdem ähnliche Krisen vielleicht in Bezug auf elektrische und magnetische Strömungen, Anhäufungen und Entladungen, von Agentien, die zweifelsohne zu den mächtigsten Lebensreizen gehören, Statt finden, ist eine Hypothese, die gegenwärtig wohl Niemand auf befriedigende Weise erledigen kann. Was den Schlaf als immaterielle Krise betrifft, so ist er nach unserm Dafürhalten das mächtigste, nachhaltigste und heilsamste Nervinum, welches man je kennen gelernt hat, und daher eine der willkommensten Erscheinungen in Krankheiten, bei denen die Kentraltheile des Nervensystemes vorzugsweise betheiligt sind. So nimmt er diese Bedeutung nicht selten bei akuten Krankheiten an, so bei Hirnentzündung, Delirium tremens, Typhus u. dergl., und desgleichen bei mehrern chronischen, wie bei hysterischen, epileptischen Konvulsionen. Ein Paar Stunden

ruhiger, sanfter, erquickender Schlaf thut in solchen Fällen zur Erholung oft mehr, als eine mehrtägige ärztliche Behandlung. Der Schlaf ist sonach vermöge seiner Eigenschaft für das Nervensystem und besonders für das Gehirn dasselbige, was materielle Krisen für das Blutsystem und dessen Anhänge sind, und erscheint also nicht sowohl als topische, als vielmehr als ächte allgemeine Nervenkrise.

Haben wir nun durch diesen kurzen Abriss die Mächtigkeit der Naturkraft und den Umfang ihrer Thätigkeit sowie die Wege, die sie einschlägt, noch nicht hinlänglich vor Augen gelegt; so geht daraus doch soviel unwiderleglich hervor, dass sie von unsrer Seite eines weit grössern Vertrauens und höherer Achtung würdig ist, als man ihr im Allgemeinen zu schenken pflegt, dass sie sich als Stereotyp oder Vorbild unsrer Kunst repräsentirt und in leichtern Fällen soviel für sich allein vermag, als wir in schwerern, wo Ueberwindung grosser Hindernisse ihr unmöglich ist, durch Hülfe der Kunst zu ersetzen und zu vollführen suchen, wenn wir auch oft weit hinter dem Ziel unsres Strebens zurückbleiben. Es ist bereits oben angemerkt worden, dass Fieber nicht als Krankheit oder als Erscheinung derselben, sondern nur als Mittel zu betrachten ist, dessen sich die Natur zur Heilung bedient, und dass sie durch Vermittelung desselben allmälig Veränderungen herbeiführt, die wir mit dem Namen der Krisen bezeichnen und wodurch sie Krankheit zu besiegen und ihren Egoismus, analog dem physikalischen Gesetz der Kentripeltalkraft, wiederherzustellen und zu behaupten strebt. Diese Krisen wären sonach spontane oder Naturkrisen, ganz unabhängig von Eingriffen der Kunst. Da indessen alltägliche Erfahrung lehrt, dass besonders akute Krankheiten nicht anders als unter ergiebigen Krisen glücklichen Ausgang nehmen; so versteht es sich von selbst, dass in andern minder günstigen Fällen, zu deren Bekämpfung Naturanstrengungen nicht ausreichen, die Kunst einschreiten muss und ganz nach dem Beispiel der Natur solche Wege einschlägt, auf denen Veränderungen sich herbeiführen lassen, die wir im Gegensatz zu den natürlichen künstliche Krisen nennen wollen. Neuerungssüchtige Aerzte sind zwar in früherer und selbst noch in jüngster Zeit bemüht gewesen, die Lehre von

Krisen überhaupt anzugreifen und sie als etwas Unbegründetes umzustürzen, aber dies heisst nichts andres als die Natur in ihrer gesetzlichen typischen Fortbewegung und die Regel ihrer stätigen Thätigkeitsäusserungen, die alle nur auf Ausgleichung gestörten Gleichgewichts und Erhaltung physiologischer Norm berechnet sind, gänzlich verkennen. Es erfordert in der That grosse Unaufmerksamkeit, so augenfällige Veränderungen unbemerkt vorübergehen zu lassen, und Mangel an Einsicht und Klarheit, wenn man auf Blindheit im Beobachten Behauptungen gründen will, die aller Erfahrung widersprechen und das Fundament der praktischen Medizin vor denjenigen, die Alles ohne Prüfung annehmen, in den Hintergrund treten und sogar völlig verschwinden lassen.

Die ersten und unmittelbarsten Grundsätze ärztlicher Kunst sind erst aus Beobachtung der Naturheilkraft in Krankheiten und der Art und Weise ihres Ankämpfens und Bemühens, diese zu heilen geflossen, und dadurch allein hat man die Wege zur Unterstützung ersterer und zur Beschwichtigung und glücklichen Vorüberführung letzterer ausmitteln können. Denn nähere Bekanntschaft mit naturgemässer Entwickelung und Endung der Krankheiten leitete zu kunstgemässer Behandlung derselben und sogar zu Realisirung der Idee, ihren Verlauf abzuschneiden, d. i. schneller zu beenden, als es durch die Natur allein zu geschehen pflegt. Aber auch kunstgemässe Abkürzung kann immer nur unter Krisen vermittelt und wirklich erzielt werden. Nach dem Vorgang der Natur suchen wir ähnliche oder dieselben Anstalten zu treffen, die wir durch sie selber geschehen sehen, um Krankheit zu heilen, und streben somit, ihren Winken und der Richtung ihrer gesetzlichen Bewegungen folgend, auf gleichen Wegen und in gleicher Tendenz zu wirken. Die Ausübung dieses Geschäfts kann also nicht etwa auf blossen blinden Einfällen und Gedanken oder vermeinten Grundsätzen beruhen, sondern stützt sich auf den festen Grund und Boden reiner Naturbeobachtung; und wenn wir in Krankheiten je nach ihrer Natur und Beziehung zum thierischen Organismus überhaupt und zu einzelnen Organnen insbesondere bald den Darm oder die Haut bald die Nieren oder die Trachealschleimhaut u. dergl. stärker anzuregen und in vermehrte Thätigkeit

zu setzen oder das Gegentheil zu bewirken suchen, so liegt hier immer eine Erfahrung oder objektiv begründete Thatsache zu Grunde, wenn anders der handelnde Arzt im Besitze klarer Einsichten und fester Grundsätze und in den Geist seiner Wissenschaft und Kunst eingedrungen ist. Demzufolge ist es Methode, die uns leiten muss, wenn wir Krankheiten in allen ihren Richtungen einem solchen Einflusse von unsrer Seite unterwerfen wollen, dass Veränderungen eintreten, die günstig entscheidend sind und deshalb von uns künstliche Krisen genannt werden. Daher entziehen wir in vielen Fällen, wie bei Entzündungen, oft auch Blut, weil wir aus Erfahrung wissen, dass der Heerd oder Brennpunkt derselben dadurch am gewissesten zerstört, freier Zu- und Rückfluss des Bluts hergestellt, die übermässig reizende Eigenschaft desselben vermindert, das betroffene Organ von den Hindernissen der freien Ausübung seiner Funktion befreit und in Folge dadurch stärker werdender und durchgreifender Reaktion frühzeitige Entscheidung des Uebels herbeigeführt wird, und dass endlich die Natur selbst in Fällen ähnlicher Art mit gleichen Anstalten und Heilbemühungen uns öfters vorangegangen ist. Entzündungen, der beste Prüfstein ärztlicher Kunst und Meisterschaft, bilden bekanntlich eine Krankheitsfamilie, deren Verlauf wir in der That rasch und am zuverlässigsten zu koupiren im Stande sind. Durch Blutentleerungen räumen wir schnell die Hindernisse hinweg, welche der freien Wirksamkeit der Naturkraft entgegenstehen, und nach Entfernung derselben bleibt dieser allerdings immer noch die eigentliche Heilung überlassen. Gleiches gilt von Krankheiten, denen wir laut Erfahrung durch künsliches Erbrechen rasch ein Ende machen oder deren günstiger Ausgang dadurch mindestens gesichert wird, wie wir es bei gastrischen, biliösen, schleimigen Fiebern und besonders beim Saburralfieber nicht selten beobachten. Ob auch beim wirklichen Typhus, dessen Heilung zuweilen soviel zu schaffen macht und wo wir uns zufrieden und glücklich fühlen, wenn wir ihn besiegen, eine Abkürzung möglich sei, ist uns zwar nicht unwahrscheinlich, aber bei weitem noch viel zu wenig untersucht; Armstrong's und andere Methoden, abgesehen von den Nachtheilen, die sie oft mit sich führen, sind

der Beachtung sehr werth, wenn auch nur für wenige Fälle geeignet.

Wenn es nun ausser Zweifel gesetzt ist, dass wir eine beträchtliche Anzahl von Krankheiten durch grundsätzliches Handeln der Kunst in weit kürzerer Zeit, als es die Natur vermag, und vollständig heilen können; so sehen wir sie doch nie in Genesung übergehen, ohne dass sich Veränderungen einstellten, wie sie bei spontanen Heilungen beobachtet werden. Die Erscheinung der Krisen springt auch hier deutlich in die Augen. Nie heilen wir einen akuten Katarrh, ohne dass zuletzt ein reichlicher, dickschleimiger, gelblicher Auswurf (*Sputa cocta s. critica*) erfolgte, und selbst bei chronischer Form ist dies nicht zu verkennen; ebenso geht ein rheumatisches Fieber nie ohne Schweiss, eine Hirnentzündung nie ohne reichliche Blutentleerungen und ohne kräftig ableitende Ausscheidungen durch den Darm und dergleichen mehr glücklich vorüber. Es ist sonach ein unableugbares Gesetz, welches in der Organisation des thierischen Körpers tief begründet liegt, dass krankhaft veränderte Beschaffenheit der Materie und verletzte Funktion, besonders wo das Blut zunächst betheiligt und mit heterogenen Reizen imprägnirt ist, ohne die durch besondere Vitalitätsstimmung und eigenthümlich veränderten Chemismus des Bluts bedingten Umwandlungen in *Se-* und *Excretis* und ohne Ausstossung eines Krankheitsprodukts durch die Kolatorien der Haut oder Nieren, den Darm etc. nicht zu ihrer Norm und frühern Regel zurückkehren können, dass vielmehr zu vollständiger Entfernung von Krankheit gewisse mehr oder weniger materielle Ausscheidungen unerlässlich nothwendig erscheinen. Selbst chronische Krankheiten können daher auf keine andere Weise geheilt werden, mögen sie ihre Wurzel in der Vegetation oder im Blutsysteme haben. Hier kommt die Natur allein meist nicht zu Stande, weil ihre Kräfte, durch die Dauer erschlafft, ohne angemessenen äussern Antrieb und Unterhalt nicht mit Nachdruck wirken können und ihr auch die Macht der Gewohnheit in den Weg tritt; die Kunst muss ihr auf den von ihr selbst vorgezeichneten Wegen zu Hülfe kommen und durch Mittel, welche auf die Thätigkeit des erkrankten Organs und die Ab- und Ausscheidungen in entspre-

chender Weise wirken, das Heterogene zu eliminiren und dem, was in den Kreis der Krankheit gezogen ist, seine normale Qualität und Kraft wieder zu verschaffen suchen. Nicht selten geschieht, dass wir dann auf mehren geeigneten Wegen zugleich Se- und Exkretion und den Stoffwechsel überhaupt zu verstärken und so durch Ableitung den Krankheitsreiz zu schwächen und zu vernichten beabsichtigen; manchmal kommt es dabei sogar zu starken Fieberbewegungen, so z. B. bei starker Antreibung der Speichelorgane durch Quecksilberpräparate. Viele Arzneimittel wirken nur dadurch heilsam, dass sie eine Reihe analoger Erscheinungen, als Fieber darstellt, hervorrufen und dabei den Stoffumtausch überhaupt, Absorption und Resorption, Endosmose und Exosmose, Sekretion und Exkretion mehr oder weniger steigern. So heilen wir chronische Katarrhe, veraltete Rheumatismen, Wassersuchten, chronische Entzündungen der Leber, des Magens u. dergl., wobei oft auch noch Hautreize als wohlthätige Ableitungsmittel in Anwendung gezogen werden. In Ansehung der Neurosen kann man im Allgemeinen dasselbige bemerken, nur dass in den meisten Fällen derselben weder natürliche noch künstliche kritische Erscheinungen so deutlich in die Sinne fallend hervortreten und dass sie oft auch mit Bestimmtheit gar nicht nachweisbar sind, was vielleicht zum Theil in unsrer mangelhaften Kenntniss dieser Krankheitsfamilie und besondrer individuellen Verhältnisse liegt.

Wenn wir übrigens durch Kunst die Naturkraft zu Reaktionen so leicht und sichtlich antreiben und dabei fast immer nur Veränderungen hervorrufen können, die vorzüglich im Pulse, in Temperatur, zunehmendem Stoffwechsel, in Qualität und Quantität der Se- und Exkretionen u. dergl. objektiv wahrnehmbar werden; so findet dies genügende Erklärung in dem durch zahlreiche Versuche, wenn auch nicht zu Gunsten der Dynamiker und Ultradynamiker, festgestellten Satz, dass fast alle Arzneimittel zunächst in den Blutstrom übergehen, mit dem Blut Verbindungen eigenthümlicher Art eingehend, Vitalität und Chemismus desselben umändern und erst von da aus auf Nervenmark und dessen Bestimmung überwirken, fast analog, wie die atmosphärische Luft beim Athemholen. Zu behaupten, dass solche Verbindungen immer nach rein chemischen Gesetzen

Statt fänden, würde von Einseitigkeit zeugen, da es keinem Zweifel unterliegt, dass in thierischen Organismen uns ein Leben *sui generis* entgegentritt, das ohne Widerspruch von einer weit höhern Dynamik unterhalten und beherrscht wird, wenn man auch Mancherlei *in Excretis* chemisch darstellbar gefunden haben will. Denn allem Anschein nach ist der Mensch in seinen Lebensäusserungen gleichsam Repräsentant der höchsten und vollkommensten Lebensstufe, die für uns sinnlich erkennbar ist, der innigsten und tiefsten Verschmelzung physikalischer, chemischer und thierisch-vitaler Kräfte, welchen dreifachen Gesichtspunkt wir deshalb bei jeder Betrachtung seiner besondern Verhältnisse zu sich selbst und zur Aussenwelt festhalten und im exegetischen Theil unsrer Wissenschaft stets ins Auge fassen müssen.

Gehen wir endlich zur Betrachtung des zweiten Punkts, der misslichen Stellung der Aerzte im Staate, über. In einer Zeit, wo Gesittung und Bildung in allen und jeglichen Beziehungen, industrieller Betrieb und Verkehr in Handel und Gewerben, Wissenschaften und Künsten einen so bedeutenden Aufschwung genommen haben, wo erwachtes Gefühl für Anstand, Schicklichkeit und Recht dem Menschen seinen eigenen Werth, seine Würde und Ansprüche so lebhaft vor Augen stellt, wo Jeder und Alle ihre Ansprüche geltend zu machen suchen und durch das Gebot der Zeit viele wohlthätige und segensreiche Umgestaltungen der Dinge herbeigeführt worden sind, dürfte es wohl auch dem Arzt, als durch die Wichtigkeit und Heiligkeit seines Amts unentbehrlichem Mitglied eines Staats erlaubt sein, eine günstigere, der Nothwendigkeit seiner Person und den Obliegenheiten und der mühevollen Ausübung seines Berufs angemessene Stellung zu fordern. So manchen durch die Zeit herbeigeführten mehr oder minder wichtigen neuen Bedürfnissen ist bereits Abhülfe geschehen, und doch haben wir der alten noch so viele, vielleicht wichtigere, die bisher fast ganz unberücksichtigt, mindestens doch so gut als unbefriedigt geblieben sind. Namentlich ist es der ärztliche Stand, den man im Drange der Umstände am wenigsten bedacht hat. Abhülfe und eine zeitgemässe, würdige Verbesserung desselben ist immer ein *Votum pium* gewesen und

wird es, wie uns dünkt, wohl auch hinfort bleiben, obschon die tüchtigsten und redlichsten Aerzte die gegründetsten und bittersten Klagen darüber erhoben haben, die aber verhallt sind, ohne gehört zu sein. Möchten doch Machthaber, einflussreiche Staatsbeamtete und Medizinalpersonen sich von dem Unfug und Missbrauch, den sowohl privilegirte als unprivilegirte Pfuscher mit der Heilkunde treiben, sowie von den Nachtheilen und oft traurigen Vorfällen, die daraus unwiderruflich hervorgehen und den ärztlichen Stand entehren, zu überzeugen suchen. Hätten sie hinreichende Kenntniss oder auch nur eine richtige Vorstellung davon; so würden sie sich einer Sache, die auf Wohl und Wehe der Menschheit den wichtigsten Einfluss hat, ohne Zaudern und Zögern, mit Ernst und Eifer annehmen, durch zeit- und zweckgemässe Umgestaltung des Medizinalwesens und besonders durch Schärfung der Medizinalpolizei ein Muster zur Nachahmung für andere benachbarte Staaten aufstellen und dadurch zugleich bethätigen, dass sie allgemeines Interesse über persönliches stellen und dass sie den Platz, der ihrer Einsicht und Obhut anvertraut ist, würdig ausfüllen. Höhere Staatsbeamtete, die gegen den Vortheil eines Staats oft mehre Aemter zugleich bekleiden, fühlen freilich die Schwere des Jochs nicht, welches der praktische Arzt, nicht blos in Städten, sondern besonders auf dem Lande zu tragen hat, indem sie ihren jährlichen Gehalt ziehen und unbekümmert um billige Ansprüche und Rechte des Arztes, um missliche und gehässige Verhältnisse desselben und vielseitige ungerechte Eingriffe in sein Fach, gewöhnlich nur das unternehmen und fördern, was ihrem persönlichen Interesse, ihren Lieblingsneigungen, geschmeicheltem, falschem Ehrgeiz u. dergl. am entsprechendsten scheint. Andrerseits aber liegt die Schuld davon zum Theil auch an Aerzten selbst. Vermöge ihrer Bildungsstufe und der Wichtigkeit ihres Berufs sowie vorzüglich durch Verbindlichkeiten, die ihnen ein Staat auferlegt, besitzen sie ein wohlbegründetes Recht dazu, diese Schlaffheit, Rücksichtslosigkeit und Unthätigkeit betreffender Behörden in Sachen, die ärztliches Gemeinwohl und öffentliche Wohlfahrt so innig berühren, öffentlich anzuklagen und zu rügen und gemeinschaftlich Schritte zu thun, um billige Wünsche, gerechte For-

derungen, die man weder hören noch erfüllen will, zu begründen, ihre Erfüllung zu ermöglichen und Zeitgemässes und heilsame Bestrebungen zu fördern. Denn es ist offenbar gegen die Grundidee eines Staates, Verbindlichkeiten einerseits aufzuerlegen und Rechte andrerseits zu entziehen; nur die innige Verknüpfung dieser mit jenen kann zur Erfüllung und Sicherung des wahren Staatszwecks beitragen helfen. Um deswillen würden Vereine zum Behuf gemeinsamer Berathungen über Mittel, welche zu Beseitigung der angedeuteten Mängel und Gebrechen erforderlich sind, ungleich mehr nützen, als sogenannte naturforschende Gesellschaften, die gegenwärtig ihren ursprünglichen Zweck fast gänzlich verloren haben. Uebereinstimmung, Einheit in Ansichten und Absichten, gemeinsames thatkräftiges Handeln würden Manches bewirken, was bisher völlig unerreichbar schien, und ohne auf Gunst und Aegide derjenigen rechnen zu müssen, die das Heilige ihrer Pflichten vergessen und das, was zu Erhaltung und Wahrung der Achtung ihres eigenen Standes gehört, ihrem persönlichen Interesse und blinder Ehrliebe aufopfern.

Wer die nähern Verhältnisse eines Arztes genau kennt, ist mit uns gewiss völlig einverstanden, dass derselbe kaum misslicher und gehässiger gestellt sein kann. Als unbesoldeter Staatsdiener ist er lediglich auf den Erwerb durch seine Praxis angewiesen, gegen unbefugte Eingriffe nicht geschützt und ausserdem von vielen andern Seiten beeinträchtigt. Was er durch Krankenvisiten und Rezepte mühsam sich erwirbt, soll ihm ein seinem Stand gemässes, anständiges Auskommen sichern. In Verordnung der Arzneien muss er auf Redlichkeit und Gewissenhaftigkeit des Apothekers unbedingt vertrauen, da er selbst nicht dispensiren darf und, wenn er es thut, wo nicht des Verlusts seiner vielleicht um hohen Preis angekauften Arzneien gewärtig, doch einer verhältnissmässigen Strafe unterworfen. Zudem befinden sich in jeder Provinz, in jeder Stadt, in jedem Dorf solche Leute, die ihm in sein Fach pfuschen und selbst Arznei ausgeben, auch hie und da Kommissionslager und Krämerbuden, wo Universalmittel verschiedener Sorten zum Verkauf ausstehen. Diese Leute kuriren ungestört fort und werden sie auch einmal wegen Pfuscherei angeklagt

und vor Gericht gestellt, so werden sie höchstens zu mehrtägigem Gefängniss oder einer verhältnissmässigen Geldstrafe verurtheilt, die sie in den nächsten Tagen wieder verdienen. Gärtner, Schäfer, Scharfrichter, Hufschmiede, Weber, alte Weiber und dergl. quacksalbern, haben oft sogar Ruf und schalten und walten ganz nach ihrem Gutdünken. Der roh e, ungebildete, abergläubige Theil strömt auf diejenigen zu, die als kluge Männer oder Weiber und Wunderdoktoren gerühmt werden, und der berufene Arzt muss diesem Unfug und Betrug ruhig und geduldig zuschauen, wenn er sich nicht Widerwärtigkeiten und Feindschaft zuziehen will. Und den *Physici* kann man bei ihrer ärmlichen Besoldung auch nicht zumuthen, Aufsicht über dieses Personal zu führen und Kontravenienten anzuzeigen und abstrafen zu lassen, indem sie dieser Pflicht nicht nachkommen können, sondern der öffentlichen Praxis nachgehen und ihren Unterhalt davon zu ziehen suchen müssen, wenn sie nicht mit ihrer Familie Noth leiden und verhungern wollen.

Doch die unprivilegirten Pfuscher fügen dem Arzt weit weniger Schaden zu, als die privilegirten. Die sogenannten Hülfsärzte, Chirurgen und *Medicinae Practici* beeinträchtigen ihn am empfindlichsten. Von diesen ist das Land überschwemmt oder förmlich in Beschlag genommen, weil sie im Ueberfluss vorhanden sind und fast täglich Neue ihres Gleichen gebildet werden. Man hat darüber bereits so oft und so Vieles gesprochen, dass wir etwas Neues nicht hinzuzufügen wissen. Für die Erfahrung, dass durch Bildung solcher Halbwisser einem Staat und besonders Kranken gar nichts genützt, nur geschadet wird, spricht eine beträchtliche Anzahl schlagender und überzeugender Beweise. Ungeachtet Chirurgen lediglich auf Behandlung äussrer Krankheiten angewiesen sind, so verbleibt es dabei doch nicht, und sie praktiziren auch innerlich, ganz als ob sie *Jura et ornamenta* dazu besässen, besonders auf dem Lande. *Medicinae Practici* haben zwar bedingungsweise Erlaubniss zur innern Praxis, aber auch sie behandeln unbedingt jeden Kranken und finden es sogar ihrer Ehre zuwider oder ihrem Ruf nachtheilig, in schwierigen Fällen den Rath geschickter und berufener Aerzte zu suchen. Auf

dem Lande, wo man wenig oder gar nicht unterscheidet, gelten sie soviel als *Promoti*, üben freie Praxis und übernehmen ohne Wissen und Gewissen auch die Behandlung solcher Kranken, bei denen sie ihre Ohnmacht und die Unzureichendheit ihrer Kenntnisse fühlen. Mit Bedauern sieht man dabei, dass *Physici*, bei denen sie sich gewöhnlich einzuschmeicheln suchen, oft Partei nehmen und sie in ihrem Treiben aus nahe gelegenen Gründen begünstigen. Uebrigens aber vermeidet der *Medicinae Practicus* klüglichst soviel als möglich das Zusammentreffen mit einem unparteiischen *Promotus* und widerräth daher sogar Kranken und dessen Angehörigen einen solchen herbeirufen zu lassen, weil er meint, dass er ebensoviel wisse als jener und jener nichts Andres und nichts Besseres zu thun wissen könne; nur der parteiische Physikus ist davon ausgenommen. Trifft der *Medicinae Practicus* zufällig oder wider Erwarten mit einem *Promotus* zusammen, so zeigt er sich voll Eigendünkel, Widerspruchsgeist und von äusserst verletzlichem Gemüth, und an Uebereinstimmung ist nicht wohl zu denken; er bleibt der Belehrung ebenso unfähig als bedürftig. Daher sind die Fälle nicht selten, dass der *Medicinae Practicus* wie der Chirurg promovirte Aerzte mit Scheltworten und Verläumdungen verfolgt, sie auf jede erdenkbare Weise anzuschwärzen und ihr praktisches Wissen und Können herabzusetzen oder geradezu abzusprechen sucht und ihre Verfahrungsarten, wenn sie auch noch so vernünftig, mild und zweckdienlich sind, als angreifende, schädliche, gefährliche verschreit. Der Nichtarzt, namentlich auf dem Lande, misst solchen lügenhaften, verläumderischen oder aus Unwissenheit entsprungenen Aeusserungen und Niederträchtigkeiten allen Glauben bei und fürchtet sich alsdann bei Männern, die ihn zweckmässig behandeln und sicher heilen, wenn sie heilbare Krankheiten haben, Hülfe zu suchen.

Dieses ist also der ärztliche Stand, so werden seine Ansprüche erfüllt und seine Rechte vertreten. Gewiss ist er nach dem Bemerkten eben nicht erfreulich, weder ermuthigend, noch zu getreuer, gewissenhafter Berufserfüllung aufmunternd. Der Arzt ist bei bestehender Verfassung völlig entblöst und nachtheiligen Eingriffen aller Art ausgesetzt; für die Summen, die

er oft ausser manchem andern Opfer für sein Studium verwendet hat, bleibt ihm nichts als der blosse Titel übrig, und für diesen Titel ist er verbindlich gemacht, Armen im Elend unentgeltlich beizustehen, und ihn auch noch jährlich zu verzinsen mit erhöhter Gewerbsteuer.

Wenn wir nun noch einmal zurückblicken auf das, was bisher über die Quellen von Trennungen unter Aerzten erwähnt worden, wenn wir gesehen haben, dass Aerzte einerseits aus Mangel hinlänglicher Kenntnisse der Natur und deren wohlthätigen Bewegungen in gesundem und krankem Zustand Alles nur auf die Kunst beziehen, dadurch in die krassesten Selbsttäuschungen und Irrthümer verfallen, zu einer falschen Erfahrung gelangen und bei ihren meist schlecht geleiteten und nothwendig missglückten Kuren die Realität der Heilkunde, ihre Wahrheiten, Prinzipien und ihre Wirksamkeit in Zweifel ziehen, und dass ihnen andrerseits weder Unterstützung noch in ihren wohlerworbenen Rechten nöthiger Schutz gegen sowohl dem Ruf seiner Kunst als auch seinem Erwerb so nachtheilige Eingriffe jeglicher Art gewährt wird und dass ihnen andere Quellen für ihren Unterhalt nicht zu Gebote stehen; so ist die wichtig Frage hinlänglich beantwortet, warum so Viele unter ihnen das Gedeihen der Wissenschaft und das Heil der Menschheit weit weniger als ihren Erwerb berücksichtigen, durch Eigennutz, Missgunst, Brodneid und andere unreine Triebfedern geleitet sich einander oft mit Schmähungen und andern eines *Homo honestus* ganz unwürdigen Gemeinheiten verfolgen, warum sie so häufig auf wahre Wissenschaft den Bannstrahl schleudern, diese nur des Gelderwerbs wegen entehren und in Verruf bringen, warum sie endlich Irrthümer für richtige Ansichten, Zweifelhaftes für Gewissheit, Lügen für Wahrheit, eine Irrlehre für ein fest begründetes System ausgeben und ausbreiten, Alles, was sie unternehmen, nicht für allgemeines Wohl, sondern zum Vortheil ihres eigenen Interesses und Beutels thun und somit theils zufällig, theils relativ nothwendig zu Widersachern und Apostaten werden, aber ohne dass ein Theil das begangene Unrecht fühlt und den andern das Gewissen rührt und an ihm selbst zum Verräther wird und endlich ohne dass ächte Wissenschaft weder an dem einen noch andern Theil etwas zu verlieren hätte.

Druck von Hirschfeld in Leipzig.

UNIV. OF MICHIGAN.

JUL 24 1912

UNIVERSITY OF MICHIGAN
3 9015 06458 6970
Filmed by Preservation 1990